This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 104 165 3

LIBRERIA
A
Casella N. 8

Digitized by Google

Hopkins
Nov. 1877.

Digitized by Google

Digitized by Google

Naturgeſchichte der Kunſt.

Digitized by Google

Was nun die Gewißheit betrifft, so habe ich mir selbst das Urtheil gesprochen: daß es in dieser Art von Betrachtungen auf keine Weise erlaubt sei, zu meinen, und daß alles, was darin einer Hypothese nur ähnlich sieht, verbotene Waare sei, die auch nicht für den geringsten Preis feil stehen darf.

Kant.

Digitized by Google

Naturgeschichte der Kunst

von

Otto Busch.

Heidelberg.
Verlag von Fr. Bassermann.
1877.

Digitized by Google

Digitized by Google

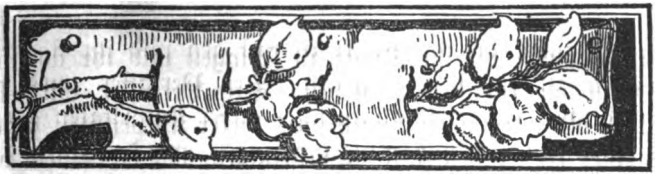
Es ist in dieser Zeit der „Kunstplaudereien“, „Ketzerhistorien“, „losen Blätter vom Baume der Kunsterkenntniß“, und wie die prickelnden Titel sonst heißen mögen, ein kühnes Unterfangen, an Handen des alten Vernunftpathen Kant einmal rein vernünftig über die Kunst, ihr Wesen und ihre Aufgaben nachzudenken. Und doch ist die Kunst allein von der Vernunftseite jedermann zugänglich, denn über den Geschmack läßt sich nicht streiten, das Gefühl sich nicht mittheilen, die Liebe sich nicht erzwingen. Der Verfasser könnte in dieser Richtung mancherlei Gewinn an Belehrung in Aussicht stellen, wenn er nicht fürchtete Ansprüche zu erwecken, die solche kritische Arbeiten nicht befriedigen können. Im Gegentheil, der Verfasser glaubt dem unterrichteten Leser gegenüber die Versicherung aussprechen zu müssen, daß sich derselbe um so weniger Enttäuschungen aussetzen wird, mit je geringeren Ansprüchen und Erwartungen er an die folgenden Untersuchungen über das Wesen und die Aufgaben der Kunst herantritt. Dieser schlichte Trost wird dem Kritiker von Beruf ein schlechter erscheinen, und die Kunstautoritäten werden die Nase rümpfen, mögen diese Kunstkenner nun die bekannten Familienaesthetiker sein oder die antiqua-

2205133

Digitized by Google

rischen Augurn, die ihr Kreuz zu schlagen und ihr dominus vobiscum zu sprechen verstehen. Der Verfasser wird sich vermuthlichen etwaigen Anathemas dieser Autoritäten gegenüber einer schicklichen Fassung befleißigen, wie das einem verständigen Manne immer wohl ansteht. Freuen aber würde es ihn, wenn der nachsichtige Leser alle berechtigten Erwartungen erfüllt sähe und das Büchelchen nicht ohne einige Anregung zu weiterem Nachdenken aus der Hand legte.

Digitized by Google



Inhaltsverzeichniß:

	Seite
1. Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Kunst . . .	1
2. Orientirung über die Quellen des Kunsturtheils	35
3. Die Kunsttriebe bei den Thieren und die Anfänge der Kunst bei den Menschen	73
4. Die Aufgaben der Kunst in der Kultur	169

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine Bemerkungen über das Weſen der Kunſt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kritik hat die Anmaaßung, an die Vernunft des Menschen zu appeliren. Da diese seine schwache Seite ist im Verhältniß zu Verstand und Wollen, Anschauung und Leidenschaft, so darf sich die Kritik nicht wundern, wenn sie überall verdrießlichen Gesichtern begegnet. Die Schwächen sind nun mal die verhätschelten Lieblinge der Menschen, und wenn wir offen sein wollen, die schwachen Seiten sind bei den meisten Menschen ihre liebenswürdigsten. An solche wunde Puncte legt aber die Kritik mit besonders vergnüglicher Ausführlichkeit die kalte Sonde der Reflexion. Sie schont nicht die überkommenen Hausgötter, noch die anderen Illusionen, welche sich der Mensch im begehrlichen Kampfe um's Dasein unter dem Nothdache religiöser oder philosophischer Träume allmählich aufbaut. Der nüchternste Kopf kann diese Illusionen nicht entbehren und in Folge dessen sich ihrer auch nicht erwehren. Kant's Forderungen der practischen Vernunft bauen alle die Götter der Schul- und Familienerinnerung wieder auf, welche er im dreißigjährigen kritischen Vernunftkrieg gegen Mysticismus, Schwärmerei und Dogmatik nicht ohne Erfolg wanken gemacht hatte.

Digitized by Google

Der Magen meldet sich um Speise und Trank und läßt sich mit den spitzfindigsten Vernunftgründen nicht abfüttern. Unser Wille verlangt gleich gebieterisch seine Götter der Illusion, selbst von den sogenannten starken Geistern, und läßt sie sich von der kritischen Vernunft nur rauben, um ihnen im nächsten Augenblicke wieder Myrrhen und Weihrauch zu opfern und Hosiannahs zu singen.

„Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber
Und klagen über die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!"

Zu diesen Illusionen gehört auch die Kunst. So oft nüchterne Gesellen versucht haben, sie in die niedrige Sphäre der rein practischen Bedürfnisse herabzuziehen, oder aber was darüber hinausgeht in das Reich der Narrheiten zu verweisen, hat sie in genialen Naturen sich selbst wieder hinaufgeschwungen in das Reich der Illusionen, oder um hier einen verbrauchten, aber trefflichen Ausdruck zu rehabilitiren, in das Reich der Ideale. Die Kunst ist keine nüchterne Magenfrage, aber auch kein Mädchen aus der Fremde anderer Welten. Der Hirtenjunge schnitzt sich unbeholfene Figuren, flicht aus Binsen Erdbeerkörbchen und kleine Stühle für die Frösche in der Tränke, die ihm seine Einsamkeit belebten und am Abend mit ihrem lustigen Sing-

Digitized by Google

sang an die Heimkehr gemahnten. Auch ein solcher Hirtenjunge hat seine idealen Bedürfnisse. — Wenn Reisende zu stehen gebliebenen oder sich langsam entwickelt habenden Völkern drangen, und uns von den „Wilden" berichten, die ihren Körper schmücken, ihre Waffen verzieren, ihre phantastischen Göttergebilde verehren, so sind diese lebenden Bilder unseres Urzustandes als Menschen auch Idealisten. — Der Schuljunge findet vor Conjugationen, Geschichte, Geographie, Mathematik noch Muße genug, seine Hefte mit Randverzierungen zwei- und vierbeiniger Mitbewohner der Erde zu schmücken, oder wohl gar sich bis zum Ebenbild des Präceptors zu versteigen. Es nutzt ihm practisch nichts, im Gegentheil es wäre practischer von ihm, wenn er diese Allotrias nicht triebe, ja er setzt seine Ohren und seinen Rücken mit diesen idealen Arbeiten aufs Spiel, aber er kann das nun mal nicht lassen, er hat ein Bedürfniß danach, wie nach Essen, Trinken, Schlafen. Er fürchtet sich vor Gespenstern, lauscht aber mit langen Ohren den Ammenmärchen und setzt seine Phantasie in Bewegung, um sich vor den Gebilden dieser seiner Einbildungskraft den kalten Angstschweiß auf die Stirn zu treiben.

Ich weiß, hier wird der practische Familienvater ein höchst langes und verständiges Gesicht machen und meinen, man solle den Kindern keine Märchen erzählen, sondern nur die Wahrheit sagen. Da lernten sie was Tüchtiges und würden keine Phantasten.

Und deine Götter, deine Heiligen, dein Gott, dein Buddha, dein Muhamed, dein Christus!? Deine Haydn, Beethoven, Mozart, deine Holbein, Dürer, deine Lessing, Göthe, Schiller, kurz die Stifter der „Illusionen", soll die dein Kind nicht ehren lernen?! Die Gesetze, Eltern, Geschwister, willst du ihm sagen, daß auch das nur „Illusionen" sind?! Wenn du als superkluger Kosmopolit die „Illusionen" der Vaterlandsliebe zerstörst, so ist kein Bedenken vorhanden, nun auch das Vaterhaus als „Illusion" sich aus dem Kopfe zu schlagen. Und schließlich sind wir bei dem nüchternen Satze angelangt: Ich bin Ich, fort mit den „Illusionen",

Digitized by Google

daß außer mir Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Weib und Kind, Vaterland, Poesie, Kunst vorhanden als etwas Besonderes, Achtunggebietendes, Ideales, als Götterreich auf Erden. Sehen wir uns aber den Rest an, welcher außer dieser Welt der Ideale bleibt, so verlohnt sich Essen, Trinken, Schlafen, Sterben nicht der Mühe, die wir darauf verwenden. Das Leben ist keinen Schuß Pulver, den Strick nicht werth, mit welchem man sich aus demselben befördert. Ein solch höchst vernünftiger Mensch wird sich in Betrachtung der Nichtsnutzigkeit des Daseins aus dem Leben einfach hinausekeln. In einer Gesellschaft von lauter Schaalköpfen und Komödianten, in welcher Eigennutz den Ton angibt, hört selbst der Geselligkeitstrieb auf, mehr als eine Illusion zu sein. Leben, sich Fortpflanzen, Sterben ist die Bestimmung des Menschen. Der Erdklumpen im All wird dem nüchternen Vernunfttitanen eine Wüsteneinsiedelei des lieben Ich, welches an den dürren Wurzeln der Reflexion über die Nichtigkeit des Daseins kümmerlich sein Leben fristet, bis auch diese Illusion erlischt und das Leben ausgeht wie das Hornberger Schießen.

Es ist, so höchst vernünftig angesehen, eine Thorheit hungrig zu sein, denn da muß man essen und wird doch wieder hungrig. Es ist, so höchst vernünftig angesehen, eine Thorheit sich in's Dasein zu drängen, denn man lebt ja doch nur, um zu sterben. Es ist eine Posse sich auf dem Zaubermantel der Kunst in das Reich der Ideale tragen zu lassen, denn die Sache geht doch in eine Selbsttäuschung aus. Schatten und Licht, Farbe, Thon und Marmor geben Schatten der Schatten, Bilder, Vorstellungen unseres Hirns. An der Schaale dieser Welt der Vorstellung haben Jahrtausende, die besten, scharfsinnigsten Köpfe sich den Schädel zerbrochen, und noch immer ist der Kern nicht bloß gelegt. Irrfahrten über Irrfahrten sind unternommen, um die Quelle der Welt der Erscheinung zu entdecken, aber noch immer verlaufen sie in anderen Welten, von denen kein Wanderer heimkehrt. Einsame Denker brachten ihr Leben damit zu, der Natur an den Puls zu fühlen, ihren Herzschlag zu er-

Digitized by Google

lauschen, aber sie sind kaum dahin gelangt, sich einen leidlichen Einblick in ihr Knochengerüste zu verschaffen. Fliegen kann der Mensch nur im Traume — — der Illusionen. Von der Erde ist er genommen, an der Erde klebt er. Die Welt gehört ihm, aber nur die Welt der Erscheinung. Was er sich darüber hinaus aufbaut, ist die Welt der Ideale. Ihr Vorhandensein in Religion, Philosophie und dgl. ist, wenn irgend wie, durch den vielfachen Hader von Adam her über das Wesen und den Werth derselben unbestreitbar. Bei dem engen Zusammenhang der verschiedenen Idealgebiete dürfte aber die Untersuchung auf dem neutralen, von den Leidenschaften weniger beeinflußten Felde der Kunst geeignet sein, die Welt der Ideale aus der nebelhaften Ferne kurzsichtiger Theologen und weitsichtiger Philosophen in etwas greifbarere Nähe zu rücken. Der Hader um des Kaisers Bart wird dann voraussichtlich sich abklären zum Wettkampf, die ideale, ganz eigentlich menschliche Welt immer reicher zu gestalten.

Die Kunst ist ein Spielkind der Muße. Solange der Mensch seine Zeit vollauf gebrauchte im Kampfe um's Dasein, konnte von Kunst keine Rede sein. Als die Varietät Mensch so „vernünftig" geworden war, von den Bäumen herabzusteigen und sich ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, hatte sie gewiß nicht vielmehr als die Affenkunst, Grimassen zu schneiden, aus Zweigen eine Hütte zu flechten und sich ein dürftiges Laublager zu bereiten, um vom Kampfe um's Dasein zu rasten. Es bedurfte gewiß lange Zeit, bis dieser natürliche Funke sich zur göttlichen Flamme entzündete, bis aus diesen Zweigen Wohnungen, gesichertere Existenz, Muße zum Spiel und aus dem Spiel die Kunst wurde.

Damit wird uns allerdings die Kunst zum Erdenkinde, wie alle ihre idealen Schwestern, wie Religion, Philosophie, Poesie, Musik. Aber es ist auch schwer abzusehen, warum wir Erdenbewohner uns zu den Sternen erheben wollen, von denen wir wenig, aber so viel wissen, daß wir dort den irdischen Hauptwunsch, zu leben, nicht befriedigen können. Daß wir Menschen mit den Primaten eine gemeinsame

Digitized by Google

Stammform theilen, ist vor der Wissenschaft nicht mehr zu bezweifeln. Wenn sich ein zartbesaitetes Gefühl von Menschenwürde, das besser anerzogener Menschendünkel genannt wird, gegen diese Erkenntniß sträubt, so hat die ernste Forschung sich mit solchen Vorurtheilen nicht weiter zu befassen. Die bevorzugte Stellung des Menschen durch sein höher entwickeltes Gehirn, die thatsächliche Herrschaft auf der Erde vermittelst der Intelligenz, Staatenbildung, Familienleben, Kultur, das alles ist damit nicht als Vorrecht des Menschen in Abrede gestellt. Am Wenigsten haben aber die Gottesbekenner, insofern sie Christen sind, Grund, sich gegen diese Abstammungstheorie des Menschen entrüstet zu stellen, denn der christliche Philosoph Paulus läßt im achten Kapitel seiner Epistel an die Römer auch die Kreatur Theil nehmen an der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes durch die Erlösungsthat Christi. Wir müssen bekennen, daß eine gegentheilige Ansicht uns geradezu ungeheuerlich erscheint, vorausgesetzt daß die naturwissenschaftlichen Kenntnisse über den Katechismus der Bauernschule hinausreichen. Ja, wer nur Gelegenheit gehabt hat, Thiere lange und eingehend zu beobachten, oder wer gar das Glück gehabt hat, ein Bienen-, Tauben-, Hühner-, Katzen- oder Hundenarr zu sein, der wird in den Thieren denselben Grundzug gefunden haben, den wir in unserem eigenen Innern als Basis, als Radical der Menschheit erkennen, den Willen zum Leben. Dieser Erkenntniß von der gemeinsamen Wurzel aller Wesen, leben und sich fortpflanzen zu wollen, gegenüber verliert die Theorie der Abstammung des Menschen und Affen von einer gemeinsamen Stammform jede Härte, ja, man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn man die Erörterungen dafür und dagegen mit mehr Leidenschaft, als die Sache verdient, geführt sieht. Die Entwicklung aller Wesen aus einer einzigen niedrigen Urform zu immer höheren Stufen bis zu den genialen Köpfen unter den Menschen hinauf kann auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft ernstlich nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Selbst die heiligen Urkunden eines, wenn auch größten, Theiles von Europa können gegen

Digitized by Google

diese Resultate wissenschaftlicher Forschung mit Aussicht auf Erfolg nicht in's Treffen geführt werden. Moses trieb Naturwissenschaft, wie er, wie seine Zeit sie verstand. Seine Schöpfungstheorie ist in Folge dessen eine andere, als unsere heutige Kenntniß vom Weltsystem, das wird sich mit Bibelgründen nicht wegstreiten lassen, so wenig als der einst vielberufene Sonnenstillstand, der den Kopf eines Gelehrten in ernste Gefahr brachte. Wer fühlt sich heute in seinem Gewissen noch beschwert über diese antibiblische Thatsache, welche längst Lehrfreiheit sogar in der Volksschule genießt?! Wenn aber Vertreter der deutschen Nation auf Entfernung eines Lehrers dringen, der Darwin's genialen Forschungen seinen Beifall und seine Zustimmung nicht hat versagen können, so haben solche „über die Berge gehende" Naivitäten nur Anspruch auf das unfehlbare Lächeln des gesunden Menschenverstandes. Die Abneigung, wenn sie edlere Motive hat, gegen die Erkenntniß, daß wir über die Ohren bis auf ein feiner organisirtes Gehirn in der Thierheit stecken, kommt daher, daß der bessere Mensch sich über die Thierheit ins Reich der Ideale hinauszuheben strebt. Da sind ihm alle Erinnerungen an seine Thierheit unangenehm; er vermeidet gewisse Vorgänge zu besprechen, oder bespricht sie wenigstens verblümt, er verhüllt die Werkzeuge jener Vorgänge und liebt es, von seiner Menschenwürde zu singen und zu sagen. Solchen ideellen Bestrebungen werden wir unsere Achtung nie versagen können, so lange sie nicht auf Kosten der Wahrheit Statt finden. Gesund steht der Mensch nur dann in der Kultur, wenn er in der Natur fußt. Naturalia non sunt turpia. Die Ideale selbst der Religion haben sich zu beugen, wenn sie mit der Wahrheit in Conflikt gerathen. Denn gesunde Ideale ranken an der thatsächlichen Wirklichkeit. Das andere sind hysterische Gehirnkrämpfe, oder, wie der alte Kant aus seinem Hudibras citirt, hypochondrische Blähungen, wenn sie nach oben zum Kopfe schlagen, anstatt in üblicher Weise nach unten zu entweichen.

Wir können den Thieren Schönheitssinn nicht absprechen, wenn wir den Pfauhahn selbstgefällig sein Rad schlagen

Digitized by Google

sehen, oder von den Kragenvögeln lesen, die ihre Spielplätze mit bunten Gegenständen geschmackvoll ausstaffiren, oder von den Kolibris, die ihr Nest schmücken. Ja, die Vorliebe der Thiere für bunte Farben im Kleide, namentlich bei den Vögeln, ist im Grunde nichts anderes, als die Leidenschaft der Wilden für Schmuck aller Art. Wenn unsere heutige Modesucht das Budget der Familie unverhältnißmäßig belastet, so ist das ein rein menschlicher Zug, denn ein Indianer Südamerika's läßt seinen sauer verdienten Wochenlohn für die Chica daraufgehen, mit der er sich roth bemalt. Und von diesen Körperbemalungen ließe sich ein Modejournal herstellen, wenn auch nicht so wetterwendisch, wie das einer Pariserin in Kleidern. Die Höhlen der Rennthierperiode bergen Schmuckgegenstände mannigfacher Art und zeigen, daß der Mensch schon damals Sinn für die „Kunst" hatte. Es sind freilich eigenthümliche, unserem Europäischen Geschmack nicht zusagende, ja meistens geradezu widerstreitende Verschönerungskünste, wenn sich viele Mitmenschen und Mitbewohner der gemeinsamen Mutter Erde die Nägel, das Haar, die Zähne in allen möglichen und unmöglichen Tönen färben. Welche Sorgfalt verwenden wir Europäer auf das Sauberhalten der Zähne, wie erscheint uns das Lächeln noch einmal so schön, wenn es dem Gehege der Zähne, weiß wie Elfenbein, entschlüpft. Auf dem malaiischen Archipel färbt man sie sich schwarz, denn dort schämt man sich, Zähne zu besitzen, die weiß sind, wie die der Hunde. Eine Europäerin ist stolz auf die tadellose Glätte der Haut, in anderen Welttheilen schlitzt man Schläfen und Wangen auf und streut Salz hinein, um Wucherungen zu erzeugen. Unsere Dichter werden nicht müde, die Rosenlippen der Angebeteten zu besingen, und ein kleiner Mund gilt für schön. Anderswo gilt ein solcher Mund für sehr häßlich, man durchbohrt die Lippen und hängt einen großen Ring hinein, Pelelé genannt. Die Oberlippe ragt in Folge dessen einige Zoll über die Nasenspitze hervor, und beim Lächeln verdeckt sie die Augen einer also geschmückten Schönen.

Digitized by Google

So verschieden mithin der Geschmack in der Kunst den Körper zu verschönern ist, so ist doch der Trieb zur Verschönerung des Körpers an sich allen Menschen gemeinsam. Und, fügen wir hinzu, auch bei vielen Thieren, wenn nicht allen, vorhanden. Bei eingehender Untersuchung gibt es keine Grenzen zwischen dem Kunstsinn der Wilden und der Kulturmenschen. Ja, im letzten Grunde auch keinen Unterschied zwischen dem Geschmack, mit welchem der Vogel sein Gefieder sich bildet, und demjenigen, mit welchem Raphael seine Madonnen malte. Wohl verstanden, im letzten Grunde, denn der gewaltige Unterschied zwischen dem Geklapper japanesischer Tonkünstler und einer Symphonie Haydn's ist einem gebildeten Europäischen Ohr ohne Demonstration verständlich.

Hier, weiß ich, wird man einwerfen: Der Vogel macht sich sein Gefieder aus Instinct, baut sich sein Nest aus Instinct, schmückt seine Spielplätze aus Instinct. Solche Einwürfe sind tausendmal erhoben, und wenn sie auch tausend und ein mal widerlegt sind, so werden sie doch immer von neuem erhoben. Der alte Vogel baut ein besseres Nest als der junge, er lernt also, gerade so wie der Mensch, den ihm verliehenen Kunstsinn ausbilden. Er baut freilich immer dasselbe, ihm angemessene Nest. Aber ich möchte wohl die Menschen sehen, die in Baumwipfeln ein Vogelnest bauten für sich und ihre Familie. Das geht wider den menschlichen Instinct; dem ist ein Haus angemessen und deshalb baut er es. Das Märchen von dem Instinct, der die Vögel im Herbste über das Meer nach wärmeren Gegenden treibt, ist nur noch glaubwürdig für die großen Kinder, welche Laien heißen. Der Kenner der Vogelwelt weiß, daß die Züge von den älteren Thieren geleitet werden, daß die Vögel allmählich zu kälteren Regionen vordrangen, daß sie aus Tradition den Winter kennen, und daher nach der Ueberlieferung, und nicht aus Instinct von Adam her, gegen Süden ziehen, wenn der Herbst das Laub gelb färbt und der Wind kühler über die Stoppeln geht. Von dieser Ueberlieferung ist ein Stück in's Blut gegangen, Instinct geworden, aber es ist nicht mehr Instinct, als wenn ein Mozart mit einem

Digitized by Google

so eminenten musikalischen Mutterwitz zur Welt kommt. Auch der Singvogel ist entwicklungsfähig, es gibt Stümper unter ihnen und Meister. Es bilden sich ordentliche Schulen. Im Harz ist der Schlag der Finken kräftiger, reicher gegliedert und geschulter als in den zerstreut gelegenen Gehöften Ostfrieslands, wo die gegenseitige Anregung, der Wetteifer fehlt. Ein einziger Stümper — auch die Kanarienvogelzüchter kennen das — kann auf den Finkenschlag einer ganzen Gegend höchst nachtheilig einwirken, weil bei den Vögeln wie bei den Menschen das Manirirte der groben Neuerungssucht wegen leicht Eingang findet.

In der bildenden Kunst ist an Vervollkommnung mit der Uebung im Nesterbauen bei Vögeln gleichfalls nicht zu zweifeln. Der Kenner unterscheidet am Nestbau den alten vom vorigjährigen Vogel. Nur eins fehlt hier. Der Gesang kann überliefert werden, und wird nachweislich überliefert von den Eltern. Die Kunst des Nesterbaus dagegen, wird nicht, kann nicht überliefert werden, weil ja die Jungen noch nicht geboren waren, als die Alten das Nest bauten, und das junge Ehepaar im nächsten Jahre seine Eltern gar nicht mehr kennt, von irgend welchen Alten auch nicht unterrichtet wird. Es muß also das Thier in der bildenden Kunst immer wieder von vorn anfangen, es kann der Segnungen der Ueberlieferung nicht theilhaftig werden, so wenig als wie derjenigen der Kultur, insoweit sie auf Sprache gegründet ist.

Hier kommen wir nun zu der heiklen Frage, auf welche Vorzüge der Mensch seine Herrenrechte über die Schöpfung denn eigentlich aufbaue. Er geht aufrecht, ist nur im Winter mit einem Pelz bekleidet, und dann mit dem geraubten irgend eines dahingeschiedenen vierfüßigen Mitbewohners der Erde, er baut sich Häuser, kocht, bildet Gemeinschaften in der Bürgergemeinde und im Staate, singt, spielt, malt, spricht und lacht, kurz ist ein Mensch. Es ist so unterhaltend wie belehrend, ein Sonntagspublicum vor dem unverschuldeten Kerker eines Chimpanse zu beobachten. Der Schrecken über die Bekanntschaft mit diesem etwas im Menschenthum zu-

Digitized by Google

rückgebliebenen Vetter malt sich in jedem Gesichte, und gegen diese unbefangene Anerkennung helfen die nachherigen Spitzfindigkeiten behufs Ablehnung der unliebsamen Vetterschaft nichts. Der feiner organisirte und kräftiger entwickelte Hirnbrei, der zwischen Mensch und Mensch, zwischen Schaalkopf und Genie, eine solche unüberbrückbare Kluft zieht, ist in der That auch der einzige schmale Graben, welcher zwischen den klugen Affenmenschen und dem stumpfen, blöden Kulturmenschen, von den Australnegern nicht zu reden, besteht. Dem Laien erscheint manches als menschliche Auszeichnung, welches sich dem Eingeweihten als identisch mit dem Thiere erweist, mag sich anerzogenes Vorurtheil gegen diese Thatsache auch noch so ablehnend verhalten. Vor dem geübten Auge des Naturforschers aber schrumpfen alle Unterschiede zwischen Thierheit und Menschheit, namentlich bei Betrachtung der embryonalen Entwicklung des Menschen und Thieres, in ein ungreifbares Nichts zusammen. Gegen die Einführung des Christenthums sträubte sich das Heidenthum, und die Priester verkündeten der Götter Zorn, wenn das Volk diese Götter verläugnete. Ein Bonifacius fiel unter den Aexten der fanatisirten Friesen, Huß wurde verbrannt, Luther gebannt. Gegen die Resultate unserer heutigen Naturforschung stemmt sich Aberwitz und Dünkel, als ob der Mensch nicht vielmehr gewönne, wenn er sich sagen darf, daß die Kultur mit ihren idealen, über die Thierheit sich hinausringenden Bestrebungen sein Werk, Menschenwerk ist. Wenn er auch diese idealen Errungenschaften, welche überreizte Himmelstürmer Illusionen nennen, guten Göttern bescheidentlich zuschreibt, so ist das wieder ein idealer, echt menschlicher Zug.

Die Grenze zwischen Thierheit und Menschheit ist demnach nicht scharf zu ziehen, so wenig als die zwischen Volk und Volk, ja zwischen Pflanze und Thier. Liegen sich doch gar oft bei den niederen Organismen die Naturforscher in den Haaren, ob sie eine Pflanze oder ein Thier vor sich haben, und die Theorie der natürlichen, sprachlichen, geschichtlichen Grenzen oder der Racenunterschiede zwischen den Men-

Digitized by Google

schen ist von herrschsüchtigen Köpfen gar oft zur blutigen Praxis, aber nie auf die Dauer zum Gesetz erhoben. Wir können nur sagen: Der Intellect des Menschen ist höher entwickelt, namentlich nach der reflectirenden, begriffbildenden Seite hin, als bei den Thieren. Wenn die Affen sich behaglich um's wärmende Feuer kauern, beim Erlöschen desselben aber klägliche Gesichter des Bedauerns schneiden, so erscheint das dem intelligenteren, überlegsameren Vetter, dem Menschen, hochkomisch: Warum legen die dummen Teufel kein Holz aufs Feuer!? Ja, da liegt's eben, es fällt ihnen diese einfache Handlung nicht ein. Der Künstler könnte füglich dem Enthusiasten, dessen Geldbeutel zum Erwerb eines Kunstwerks nicht reicht, den Rath geben, sich selbst solche schöne Dinge zu verfertigen. Wer sich aber am Feuer des Genies mit Behagen wärmt, der ist noch lange nicht fähig, sich ein eigenes anzuzünden. Den Thieren ist der Kunsttrieb nicht abzusprechen, auch nicht der Spieltrieb mit Kunst vereinigt, d. h. ein Kunsttrieb über das rein practische, oder sagen wir thierische Bedürfniß hinaus. Die Kragenvögel könnten auch ohne Schmückung ihres Tanzplatzes ihre Spiele ausführen, der Kolibri könnte auch ohne den Schmuck am Neste seine Eier legen und die Jungen ausbrüten, aber sie vermögen den Kunsttrieb nicht zu unterdrücken, sie nehmen sich Muße und füllen diese Muße mit Kunstbeschäftigung aus. Ein Affenmensch flicht sich eine Wohnung, bereitet sich das Laubbett, nimmt nach kurzem Verkehr mit dem Menschen gesittete, oder wenigstens gesellige Formen an, kurz die Keime zur Kultur schlummern bei ihm, bis sie in der Menschenvarietät sich überlieferungsfähig entfalten. Das wichtigste Handwerkszeug zu dieser Ueberlieferung ist die Sprache. Durch sie werden die Anschauungen zu Begriffen erleichtert, und mit diesem leichteren, beweglicheren Material ist die Belehrung der jüngeren Generation durch die ältere eigentlich erst nachhaltig ausführbar, ebenso wie erst in ihr umfassende Denkoperationen möglich sind. Wir fügen hinzu: Erst durch Reflexion ist die Einbildungskraft, welche ja den Thieren nicht abzusprechen, wie das Träumen des Hundes beweist, fähig, ihre

Digitized by Google

Bilder zu gestalten, zu fixiren, aus Phantasiebildern Kunstideen zu schaffen.

Die Kunst ist ein Kind des Spieltriebes, der sich schon in Spuren bei den Thieren, greifbar in der Menschenvarietät findet. Wir nennen den Kunsttrieb einen Spieltrieb, weil er nicht dem Nahrungsbedürfniß dient, sondern praktisch genommen überflüssig, ein Product der Muße ist. Sein Zweck ist Schmuck im weitesten Sinne des Wortes. Dadurch, daß der Mensch einen höher entwickelten Intellect besitzt, erhebt er auch den Kunsttrieb zu einem Kulturzweig, er macht ihn schließlich seinen Idealen dienstbar.

Der Kragenvogel sucht glänzende, in die Augen fallende Gegenstände, um seinen Spielplatz zu schmücken. Die diebische Elster schleppt Glasstücke, Schlüssel, oder was sonst glänzt, in ihren Käfig, bezeugt also damit wie der Kragenvogel, daß glänzende Gegenstände auf ihr Nervensystem einen angenehmen Eindruck machen. Wenn der Pfauhahn vor der Henne sein Gefieder entfaltet, hat er die Absicht dieser zu gefallen, und die Fähigkeit der Weibchen, die Farben oder sonstigen Schönheiten der männlichen Individuen schätzen zu können, ist durch die Bevorzugung der schöneren Männchen nicht fraglich. Warum die Glasstücke oder die glänzenden Farben die Nerven angenehm resonniren machen, entzieht sich unserer Controle, wir können uns darüber nur in Vermuthungen ergehen. Jedes Wesen ist ein Willensact, und wir können sagen, alles was dieser Willensrichtung angemessen, zuträglich ist, wird einen angenehmen, alles was ihr widerstreitet, einen unangenehmen Eindruck machen. Der Mensch theilt mit vielen Wesen die Liebe zum Licht, und es ist oft drollig anzusehen, wie das kleine Kind darnach greift, oder wie der Schreihals ruhig wird, sobald die Mutter Licht anzündet. Es sind kleine Lichtanbeter, wie denn keine Gottheit mit mehr Lust und Liebe vom Menschen ausgestaltet ist, als die Lichtgottheit. Unser Nervensystem wird reizbarer, wenn der Tag scheidet, und die Gedankenströmungen nehmen in der Dämmerung bei den meisten Menschen einen beschleunigtern Lauf. Wer in der Lage gewesen ist,

Digitized by Google

nach der Unruhe einer schlaflosen Nacht die besänftigende Wirkung des grauenden Tages kennen zu lernen, wird die Lichtfreundschaft des Menschen höchst begreiflich finden. Wer Neigung zu Fahrten ins luftige Gebiet der Vermuthungen hat, der könnte sagen, die Freude am Licht sei eine Erinnerung an die Zeit, wo die Welt der Erscheinung im ersten Auge sich wiederspiegelte. Wir haben hier nicht dies Gebiet der Vermuthungen zu verfolgen, sondern nur festzustellen, daß unsere Nerven durch das Licht und das Spiel der Farben angenehm berührt werden. Diese Freude am Farbenspiel treibt die Wilden, ihr Haar mit Federn und Farben zu schmücken, ihren Körper, ihre Waffen, ihre Götter, ihre Geräthe zu bemalen. Wir Kulturmenschen schmücken aus demselben Grunde unsere Wohnungen mit Geräthen und Bildern, unseren Körper mit farbigen Kleidern und mit Geschmeide.

Eine der wichtigsten Rollen in der Kunst spielt der Nachahmungstrieb. Dieser findet sich auch bei den Thieren. Man erzählt, daß junge Wölfe, die von einer Hündin großgesäugt, bellten, daß junge Hunde, von einer Katze gesäugt, ihre Pfoten leckten. Papageien ahmen alles Geräusch nach, soweit ihre Zunge dem Wunsche gehorcht. Aber erst bei unseren nahen Verwandten, den Affen, tritt dieser Trieb in so auffallender Weise auf, daß wir Menschen von Nachäffen reden, wenn wir eine verwerfliche Nachahmung bezeichnen wollen. Bei den Wilden ist der Nachahmungstrieb neben der Neugierde sehr stark entwickelt, wie die Reisenden einstimmig berichten, und bei unseren Kindern bringt derselbe manche Mutter in Verzweiflung, wenn er sich auf die schlimmen Einflüsse der Spiel- und Schulkameraden erstreckt. Ihm verdankt der Mensch nach der Vermuthung der gewiegtesten Sprachforscher die Sprache, indem die ersten Menschen die Laute der Thiere und der eigenen Ausrufe nachahmten, um sich zu warnen vor Gefahr, oder sonst ihre Gedanken auszutauschen. Unsere Mütter pflegen ja auch ihren Kindern zuerst von einem Bäschaf und einer Mukuh zu erzählen. Zur Vorstellung, zum Bilde werden die Sinnes-

Digitized by Google

eindrücke verknüpft im Verstande. Dieser ist die Leuchte des Menschen, welche die Nacht der Bewußtlosigkeit erhellt. Ohne ihn würde der Mensch sich selbst nicht gewahr werden, noch die Welt der Erscheinung. Aufbewahrt werden die Bilder des Verstandes im Gedächtniß, welches die Fähigkeit besitzt, einmal gehabte Vorstellungen zu reproduciren. Erklärlicher Weise sucht sich der Verstand seine Arbeit möglichst zu erleichtern, und wenn er sich schon früh die Sprache geschaffen, so hat er sich jedenfalls ebenso früh nach einem Mittel umgesehen, die von ihm gebildeten Vorstellungen durch Zeichen zu fixiren. Die Bilderschrift ist der naive Ausdruck dieses Strebens, und im Spieltrieb der Muße vom Kampfe um's Dasein wird der Mensch naturgemäß seine Umgebung nachahmend zu gestalten versucht haben.

Im weiteren Verlauf bildete der Mensch aber nicht bloß die Natur-, sondern auch die Kunstproducte seiner Vorgänger nach. Dadurch wird die Kunst zu einem Kulturglied und den idealen, menschlichen Bestrebungen eingereiht. Ihre Aufgaben werden dadurch reicher, aber sie ist auch leichter Verirrungen ausgesetzt. In der Natur wird sie immer wieder ihren Stützpunct zu suchen haben, denn nur in ihr findet sie die verjüngende Kraft, dem Erdensohne Antäus gleich, welchen selbst ein Hercules nur zu bezwingen vermochte, als er ihn von der Erde hob, aus welcher der Riese neue Kräfte sog, so oft er sie berührte. In der Kultur entwickelt sich auch das, was wir Geschmack nennen. Ueber diesen ist so viel Widerstreitendes geredet und geschrieben, daß man zu dem stillschweigenden Vertrage gekommen ist, über denselben überhaupt nicht mehr zu streiten. Viele Köpfe, viele Sinne, und der Bauer wird ein Meisterwerk Raphael's stier anglotzen, vor welchem der Kenner in Ekstase geräth. So viel können wir aber, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, sagen: Der Geschmack des Menschen richtet sich nach seinem Gesichtskreis, und ein gemeinsamer Geschmack kann sich nur aus gemeinsamer Anschauung und auf gemeinsamer Kulturstufe bilden. Unsere heutige europäische Kultur ist auf der griechischen und römischen gegründet, darum stehen Homer und

Digitized by Google

Phidias als unerreichbare Muster für uns da. Daß wir uns diese Griechen als Vorbilder gewählt, ist ein Zug des Herzens, eine Characteranlage, die allerdings von äußeren Umständen bedingt, die aber keineswegs blinder Zufall ist, über den man überhaupt bei längerem Nachdenken so seine eigene Meinung bekommt. Diese Wahl des Kulturganges müssen wir vielmehr in der Raceneigenthümlichkeit suchen, die so ist, weil sie so will, und diesem Willen gemäß ihre Wege einschlägt, Verwandtes aufnimmt, Heterogenes ablehnt.

Jede Kunst trägt die Farbe ihrer Zeit an sich. Wir müssen uns also in die Anschauungsweise der Zeit hineinleben, wenn wir ihre Kunsterzeugnisse verstehen wollen. Nur das Moderne liegt uns nahe, wirkt unmittelbar auf die Kinder der Zeit. Das Alte muß man sich durch Hinanleben erschließen, um es recht genießen zu können. Jeder Kunstfreund wird sich erinnern, wie absonderlich ihn in jungen Jahren die mageren, langfingrigen Madonnen und Heiligen eines Schongauer, die dickbäuchigen Frauengestalten Dürer's, die Bauerngnomen eines Teniers, die gesunden Viehmägde eines Rubens, die unheimlich gelben Gesellen eines Rembrandt anmutheten. Ist dies Fremdartige einer entlegenen Zeit uns einmal vertraut geworden, so kommt freilich zum allgemeinen Kunstgenuß noch ein besonderer: die Freude an der Reliquie. — Der Wille des Menschen läßt ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht, der Wunsch gebiert den Wunsch, und für den Mitlebenden ist jedes Product der Zeit ein Gegenstand des Wünschens oder Ablehnens, der Liebe oder des Hasses, kurz ein Kampfobject. Ganz anders steht die Sache bei den alten Kunsterzeugnissen. Sie sind aus dem Strome der Tagesinteressen herausgerissen, und muthen uns deshalb so überaus friedsam an, wie das Silberlicht der Sterne, die man „nicht begehrt". Darin liegt der Zauber des Antiken, und wenn der naive Laie die exorbitanten Preise, welche der Liebhaber für solche alte Kunstsachen bezahlt, unbegreiflich und närrisch findet, so wird der „Reliquienverehrer" nur ein mitleidiges Lächeln für solche Unbefangenheit haben. Das Streben des Menschen, sich über die mancherlei Misere der

Digitized by Google

Welt in Religion, Wissenschaft und Kunst hinauszuheben, hat alle diese Ideale gezeitigt, und die Genüsse in dieser idealen Welt sind ebenso sehr einer Verfeinerung fähig, wie diejenigen in der groben Alltagswelt. Wer alt genug geworden ist im Verkehr mit der Kunst, um auf eine leidliche Strecke des Weges zum Kunstverständniß zurückzublicken, der wird wissen, wie vieles er verachten gelernt hat, was er früher schätzte, und wie vieles er jetzt schätzt, dem er früher keinen Geschmack abgewinnen konnte, weil er noch nicht reif war. Lehrreich ist in dieser Beziehung eine Sammlung, die unvertauscht blieb von der ersten Gründung an und so eine Geschichte der Geschmacksentwicklung ihres Besitzers gibt.

Die Antiquität wird selbstverständlich neben dem Reliquien- stets einen bedeutenden Kunstwerth aufzuweisen haben, wenn sie von den Kennern besonders geschätzt wird. Dem Laien fehlt zur Würdigung jenes Hinanleben an die fern liegende Zeit, das Vergessen der Zeitabsonderlichkeiten, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch häufiges Betrachten und Vergleichen der Kunsterzeugnisse jener Vergangenheit. Wie man sich an die Trachten eines fremden Landes gewöhnt, die anfangs absonderlich wirkten, wie wir den Spott bald vergessen, der uns jedes Mal beschleicht, wenn eine neue Modeextravaganz aufkommt, so können wir uns auch in das Leben und Treiben einer Vergangenheit hineingewöhnen. Zum Kunstverständniß ist dies Hineinleben in die ganze Anschauungsweise unerläßlich, und auch der ausübende Künstler wird dies Studium schwer entbehren können. Die Renaissance verdankt ihre Blüthe dem enthusiastischen Eifer, mit welchem sie die griechische und römische Kunst studirte. Von Rubens und Rembrandt ist bekannt, daß sie leidenschaftliche Sammler waren, und was unsere heutige Zeit an bedeutsamen Persönlichkeiten in der Kunst aufzuweisen hat, das ist an dem Studium der Alten gereift. Man sieht weiter, wenn man auf der Schulter eines tüchtigen Vorgängers stehen zu können das Glück hat. Uebrigens ist es in der Praxis unmöglich, daß ein begabter Mensch sich dem Einflusse verwandter Vorgänger entzieht. Wer sich eingehend mit irgend einem

Digitized by Google

Meister beschäftigt, wird finden, daß im Verlaufe seiner vergleichenden Untersuchung die Originalität immer mehr zusammenschrumpft.

Das Schönheitsgefühl in Bezug auf den Menschen ist nur insoweit angeboren, als die Race gewissen Geschmacksliebhabereien fröhnt. So findet der Neger die schwarze Dirne schön, der Chinese die Chinesin, der Europäer die Europäerin u. s. w. In allem Uebrigen hängt der Mensch von den Einflüssen der Umgebung ab, denn diese machen ja sein ganzes Wissen aus. Es ist Kant's Verdienst, dies schon früh in seinen kleinen Abhandlungen in klarer, faßlicher Weise angedeutet, in seiner Kritik der reinen Vernunft schwerfällig, aber erschöpfend ausgeführt zu haben. Zu bedauern bleibt, daß er sich so spät entschloß, die Grundgedanken seiner Philosophie zu entwickeln. Er hatte die frische, anschauliche, an Lessing erinnernde und mit einer liebenswürdigen Ironie gewürzte Schreibweise schon verloren, als er sein Hauptwerk abfaßte. Das ist ja so der normale Verlauf der menschlichen Natur. Selbst der anschauliche Göthe wurde im Alter reflectirend breit. Diese reflectirende Schreibweise Kant's hat wohl die Hauptschuld, daß seine Prüfung der Erkenntnißkräfte so schwer Eingang fand, ja daß sich noch heute hier und da ein Widerspruch regt, so unglaublich es sich in philosophischen Arbeiten liest. — Der Intellect des Menschen ist bei der Geburt ein inhaltloser, materieller Brei, der unter Leitung des Willens steht, wie jedes andere Glied des Körpers auch. Was den Intellect auszeichnet, ist seine centrale Stellung im Nervensystem. In ihm laufen die Daten der Nerven zum Bewußtsein zusammen, aber ohne diese Nervenmeldungen könnte sich der Mensch oben im Schädel nicht einmal selbst gewahr werden. Angeboren sind dem Menschen also gar keine Vorstellungen, auch keine Schönheitsideale. Was die sogenannten unbewußten Vorstellungen anbetrifft, von denen in neuerer Zeit so viel geredet wird, und zwar im Anschluß an Kant's diesbezügliche Aeußerungen, so empfangen auch diese ihren Stoff von außen durch die Sinne. Nur das Verarbeiten des Stoffes geht unbe-

Digitized by Google

wußt vor sich. Daß die genialen Gedanken gerade aus solcher, der Controle des Selbstbewußtseins entzogenen, Thätigkeit des Gehirns hervorgehen, ist bekannt, und auch der Künstler arbeitet nur dann von Herzen zum Herzen, wenn er unbewußt, sich in die Arbeit verlierend, schafft. Man nennt das unbefangen arbeiten im Gegensatz gegen die Absicht, welche dem Kunstwerk immer mehr oder weniger den Rainsstempel der Gewöhnlichkeit aufdrückt. Wir wollen im Kunstgenuß ja die Welt der Gewöhnlichkeit vergessen. Das Kunstwerk soll das Gewirr von Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten abstreifen, nur die Hauptsachen geben, und ein solches kann selbstverständlich nur entstehen, wenn der Künstler die Natur ohne Absichtlichkeit, nicht subjectiv, sondern objectiv, naiv, unbefangen anschaut, wenn er nicht aus Theilen zusammenleimt, sondern sich ganz auf den Gegenstand concentrirend, sich in ihm verlierend das Wesentliche in fest bestimmten, faßlich greifbaren Zügen darstellt. Alle Finselei, Leimerei, Vertreiberei ist in der Kunst dasselbe, was der Wortkram, die Salbaderei in der gedankenarmen Rede ist.

Wenn demnach das unbewußte Schaffen allein künstlerisches Schaffen ist, so ist damit nicht gesagt, daß die unbewußten Vorstellungen im Gehirn so von selbst erständen. Blüthen und Früchte tragen sie, aber die Saamenkörner zu diesen genialen, unbewußten, künstlerischen Vorstellungen sind von außen hineingetragen durch die Anschauung, die Erfahrung. Selbst die Götter haben ihr Bild von der Erfahrungswelt, der Welt der Anschauung entlehnt, und alle Religionsvorstellungen sind menschliche Sinnesvorstellungen, so sehr sich empfindsame und gläubige Naturen dagegen sträuben mögen. Die Götter schufen sich nicht den Menschen nach ihrem Bilde, sondern umgekehrt die Menschen schafften und schaffen sich die Götter nach ihrem Bilde. Die ganze Welt der Ideale kann nur aus der Erfahrung, der Anschauung der uns umgebenden Welt gestaltet werden. Ohne die letztere können wir uns nichts vorstellen, und ohne Vorstellungen ist das Hirn leer, ohne allen und jeden Inhalt. Denn auch alle Begriffe sind schließlich auf Vorstellungen

Digitized by Google

zurückzuführen. In der Erfahrung wurzelt folglich auch der Geschmack, das Schönheitsideal, das Urtheil über klassisch und unklassisch in der Kunst.

Selbstverständlich ist aber das Urtheil vom subjectiven Character des Beschauers abhängig, denn jeder muß mit seinen individuellen Augen sehen und seinen individuellen Nerven empfinden. Und da tritt nun die Frage wieder an uns heran: Gibt es ein allgemein gültiges Gesetz für das Schöne; gibt es neben dem subjectiven Geschmack, über den sich nicht streiten läßt, einen Geschmack, dem sich jeder unterwerfen muß, als dem stets wahren; können wir von klassisch und mustergültig für alle Zeiten in der Kunst reden!?

Die Kenner werden die Frage sofort und rückhaltlos bejahen, mögen sie nun Künstler oder Kunstfreunde sein. Die Werke eines Phidias, Michelangelo, Raphael, Dürer, Holbein, Rubens, Hals, Rembrandt und so vieler anderer werden Muster der Kunst bleiben, so lange es Kunst gibt. Die Begründung dieser Wahrheit kann uns jetzt nicht mehr schwer fallen. Alle Vorstellungen sind Bilder der Welt der Erscheinung, der Natur, wie sie uns umgibt. Die Natur ist also der Maaßstab, den wir anlegen müssen, wenn wir einem Kunstwerk seinen Rang anweisen wollen. Je eingehender ein Künstler die Natur studirt hat, desto mehr werden seine Werke Anspruch auf dauernde Anerkennung, auf Klassicität haben. Es können Geschmacksentartungen zeitweilig dies Gesetz in Frage stellen, über kurz oder lang wird sich die Gegenströmung geltend machen, und man wird zur alten und ewig jungen Lehrmeisterin Natur zurückkehren. Aus ihr stammen alle unsere Vorstellungen, auf ihr basirt die Kunst. Das ist nicht bloß ein Gesetz, wir verlangen nicht nur, daß die Kunst die Natur wieder gibt, sondern es ist überhaupt gar nicht anders denkbar. Weicht ein Künstler von der Natur ab, so nennen wir seine Werke unwahr, manirirt, und wenn sie in entarteten Zeiten das große Wort führen, weil sie den herrschenden Zeitgeschmack zum Ausdruck bringen, so werden sie doch nie allgemeine Anerkennung finden, klassisch genannt werden können.

Digitized by Google

Naturgemäß ist also das Kennzeichen des wahren Kunstwerks. Da könnte man nun meinen, der Künstler brauche die Natur nur genau bis ins Kleinste hinein zu copiren, um sich die Unsterblichkeit zu sichern. Solche Wege sind im Verlaufe der Kunstentwicklung in der That mehrfach eingeschlagen, aber die Resultate sind stets gewesen, daß solche Arbeiten vergessen wurden. Wäre dieser Weg der richtige, so müßte das Wachsbild die höchste Kunststufe einnehmen, und dem Photographen machte man mit Unrecht die Künstlerschaft streitig. Unser Satz, ein Kunstwerk, welches der Natur gemäß ist, ist wahr, bedarf also einer Erweiterung zu seiner Gültigkeit. Diese Erweiterung ergibt sich von selbst aus der eigentlichen, wenn man will moralischen Aufgabe der Kunst.

Die thierischen Kunsttriebe und die künstlerischen Versuche der ersten Menschen wie der heutigen Wilden sind keine eigentliche Kunst. Von Kunst kann erst die Rede sein, wenn der Spiel- und Nachahmungstrieb in den Dienst der idealen Kulturaufgaben tritt, also ganz eigentlich menschlich wird. Wahr ist demnach ein Kunstwerk, welches naturgemäß und ideal ist. Wir unternehmen das Wort „ideal" wieder einzuführen, wenn es auch zum Modeton gehört, für alle idealen Strebungen nur ein verdächtigendes Lächeln zu haben, oder sie ins Reich der Illusionen zu verweisen. Wir könnten auch das Wort „ethisch" oder „moralisch" dafür in Anspruch nehmen, denn uns hat die Kunst gerade so gut eine moralische Aufgabe zu erfüllen, wie die Religion und Philosophie. Die Kunst soll die Natur ideal wiedergeben. Wir wollen nicht das unmittelbare Leben, sondern im Gegentheil der Zauber der Kunst liegt darin, daß sie uns dies Leben vergessen macht. Sie soll sich an die Natur halten, denn das ist unser einziges Anschauungsmaterial, aber sie soll sie mit dem Künstlerauge gesehen wiedergeben. Das und nichts anderes heißt in vernünftiger Sprache ideal schaffen in der Kunst. Kaum mit einem zweiten Worte ist ein solcher Mißbrauch getrieben. Ein Ideal ist dem Liebhaber die Geliebte, dem Raucher seine Havanna, dem Trinker seine Auslese, dem Geldmacher

Digitized by Google

Millionen, dem armen Teufel eine volle Schüssel. Mein Ideal, hört man, war eine eigene Kutsche, ein Kleid von Paris, eine Bildergallerie, ein Ministerposten u. s. w., so viel Wünsche, so viel Ideale. Der alte Kant spricht von der Idealität von Raum und Zeit, und Schopenhauer macht sich Plato's Ideenlehre nach seiner Weise zurecht, um herzlich ungereimte Dinge über Kunst schreiben zu können. Er ist ein Idealist heißt wohl gar so viel, wie er ist ein Phantast, ein Hansnarr. Der Dichter lebt im Reiche der Ideale, und ein Philosoph kommt und beweist ihm, daß er sich Illusionen hingibt. Was hilft aber der Beweis?! Essen und Trinken und Leben ist auch eine Illusion. Wir müssen immer wieder hungrig und durstig werden und am Ende auch sterben. Es ist so, wir sind Menschen und können nicht von der Luft leben, auch nicht ewig leben, was bei dem Kreuz, mit welchem jedes Wesen gezeichnet ist, auch nicht gerade wünschenswerth wäre. Aus dieser Nichtigkeit des Lebens ist aber unserer Ueberzeugung nach das Bedürfniß hervorgegangen, sich über dieselbe hinauszuheben in die Welt der Ideale. Diese sind Schöpfungen des menschlichen Intellects, und wenn sie eine philosophische Magenverstimmung Illusionen nennt, so läßt sich der gesunde Mensch davon nicht irre führen. Selbst der gewöhnliche unterscheidet die idealen Bestrebungen sehr scharf von den bestialischen. Er zollt dem selbstlosen Schaffen in Gemeinde, Staat, Wissenschaft und Kunst eine anders geartete Achtung als der Bravour in Sport, Jagd, Putz, Schacher, und es will ihm bedünken, daß der Besitz ohne den Adelsbrief der idealen Güter ein unberechtigter sei. Wenn man mit Recht von einem Menschen sagt, er könne nicht aus sich heraus, so ist das schlimm.

Sechs Tage soll der Mensch arbeiten, am siebenten aber seinen Sonntag feiern in der Welt der Ideale. Er mag sich redlich abmühen im Kampfe um's Dasein, das ist seine Aufgabe, das heißt leben wollen. Aber nach der Werkeltagesarbeit muß er sich auch sein Stündchen herauszufinden wissen, wo er sich als Mensch fühlt im Reiche der Ideale. Neben der Religion, Philosophie, Wissenschaft, Poesie, Musik hat

Digitized by Google

für diese Ideale die Kunst zu sorgen. Mit dieser Aufgabe ist ihr auch der Weg vorgezeichnet. Sie soll nicht das Leben als Gegenstand des Wünschens, also das Alltagsleben darstellen, sondern sie soll die Natur idealisiren, ihre Gestalten aus der Natur herausheben in das Reich der Kunst.

Alle Kultur ist eine Errungenschaft des menschlichen Intellects, und wenn wir uns daher auf den rein practischen Standpunct stellen, so wird dieses Menschenwerk als ein in der ursprünglichen und natürlichen Bestimmung des Menschen nicht Gelegenes zur Illusion. Dies ist der Standpunct unserer heutigen materialistischen Skeptik. Die ursprüngliche Bestimmung des Menschen ist zu leben und sich fortzupflanzen. So angesehen ist glauben, lieben, dichten, denken, bilden, sind Familie, Staat, Religion, Philosophie, Kunst phantastische Spielereien, Träume unpractischer Idealisten.

Aber sobald sich der Mensch durch Entwicklung des Intellects Schutz, erleichterte Befriedigung der Lebensbedürfnisse und damit Muße verschaffte, fing sein Intellect an, zu denken, zu dichten, zu philosophiren, seine Vorstellungen zu gestalten. Diese Producte der Muße, des Menschwerdens, des Abstreifens der Thierheit nennen wir Kultur- oder Idealproducte. Sie gehen hervor aus dem metaphysischen im Gegensatz gegen das physische Bedürfniß (Essen, Trinken, Fortpflanzung), und wir nennen sie Ideale, weil sie die Ideen des Menschen, seine erworbenen Vorstellungen sind im Gegensatz gegen die Wirklichkeit, die Materie. Ein Kunstwerk, welches demnach einfach die Natur bis zur Täuschung nachbildet, erfüllt seinen Zweck nicht, es zieht zur Natur herab, anstatt über sie zu erheben, es verdoppelt das Naturproduct in der Copie, anstatt etwas Eigenes, Künstlerisches aus der Natur heraus zu schaffen. Das Bild des griechischen Malers, welches die Trauben so täuschend darstellte, daß die Spatzen darnach pickten, ist ein Kunststück, aber kein Kunstwerk. Die sogenannte Feinmalerei ist auf der abschüssigen Bahn begriffen, Alles sagen zu wollen, was die Natur sagt, und wird dadurch leicht zum Kunststück. Diesen Weg schlagen meistens der Dilettantismus und Fleiß anstatt wahrer künst-

Digitized by Google

lerischer Begabung ein. Wir bewundern alsdann die Arbeit als Werk des Fleißes und der Ausdauer, aber wir haben keinen Kunstgenuß. Die Neigung von Natur wenig beanlagter Künstler zur vertriebenen und glatten Mache ist stets das Zeichen des Unberufenseins. Sie verwischen mit dem Vertreiber die Züge ihrer tappenden Hand, und die Hand ist es, die wir in einem Kunstwerk sehen wollen. Dasselbe soll kein verschwommenes, nackt verwaschenes Spiegelbild der Natur sein, sondern der Künstler soll uns mit seiner vollen und eigenartigen Persönlichkeit daraus entgegentreten.

Unser Kunstgenuß wird um so größer, je einfacher die Mittel sind, mit denen der Künstler arbeitet. Der Meister zeigt sich in den Meisterstrichen, d. h. den kurzen, faßlichen Zügen, mit denen er das Wesentliche und Characteristische seines Gegenstandes darstellt. Der Kenner wird einem Denner'schen Portrait, welches auch die Poren in der Haut wiedergibt, das Prädicat Kunstwerk nicht zuzugestehen vermögen. Wenn der Mensch ideal genießen soll, so muß seine Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt werden. Hat daher der Künstler alles haarklein gesagt, so bleibt der Phantasie des Beschauers nichts mehr zu thun übrig, und von einem Kunstgenuß kann nicht die Rede sein. Wer wenig Einbildungskraft besitzt, wird darum die ausgeführten Kunstwerke lieben, und umgekehrt die Skizze, wer mit viel Phantasie begabt ist. Ferner wird der künstlerisch ungebildete Laie sich zur durchgebildeten Mache hingezogen fühlen, während der Kenner die skizzenhafte Behandlung schätzt, bei welcher ihm Gelegenheit gegeben ist, die kurz hingeschriebenen Züge mit der Phantasie zum Leben zu ergänzen. Alsdann wird er gezwungen, sich in das Kunstwerk zu vertiefen und damit ideal zu genießen.

Von Seiten des Künstlers wird verlangt, daß er die Natur objectiv anschaut und unbefangen zur Darstellung bringt. Denn die Absichtlichkeit und das Gemachte im Kunstwerk wird vom Beschauer empfunden und dadurch der Genuß gestört. Man wird gezwungen, anstatt mit dem dargestellten Gegenstand sich mit dem Schweiß des Künstlers

Digitized by Google

zu beschäftigen. Das Kunstwerk ist ein Product der Anschauung, und vermittelst letzterer findet auch die Nachempfindung des Beschauers statt. Versenkt sich also der Künstler bei der Arbeit nicht ganz in den Gegenstand, reflectirt und arbeitet er absichtlich, so ist die Wiedergabe der Natur keine objective. Daraus folgt, daß auch der Beschauer zu keiner reinen Anschauung kommt, sondern das Gequälte mit durchkosten muß. Die Qual der Arbeit wollen wir aber nicht sehen, denn wir kommen ja gerade zur Kunst, um uns im Reich der Ideale von der Arbeit um's Dasein zu erholen. Daher soll das Kunstwerk wie aus dem Aermel geschüttelt vor uns stehen. Die besten machen auch den Eindruck, als ob sie es sind. Sieht der Angstschweiß aus der Arbeit heraus, so hört all und jeder Genuß auf. Ebensowenig kann von künstlerischem Genuß die Rede sein, wenn das Modell unverarbeitet im Kunstwerk hervortritt. Die Freiheit von den Studien gehört zu den Haupterfordernissen des künstlerischen Schaffens, denn nur auf diese Weise ist eine einheitliche Conception möglich, diese conditio sine qua non der echten Kunst.

Was wir am Naturproduct immer von neuem bewundern, ist die Einheit desselben, so daß nichts mangelt, aber auch nichts überflüssig ist. So steht auch das klassische Kunstwerk vor uns. Ein Rubens'sches Bild sieht aus, als wäre es in einer glücklichen Stunde auf einen Sitz hingestrichen. Der wahre Künstler fühlt diese Bedingung des echten Kunstwerks auch sehr wohl heraus, denn er vermeidet bei der späteren Ausführung sorglich, die Frische der ersten Anlage zu zerstören. Ganz gelingt dies Schonen der flotten, einheitlichen Conception bei der folgenden Durchbildung nur Wenigen, aber diese Wenigen sind dann die Meister und Muster für alle Zeiten. Wegen dieses einheitlichen Gusses liebt auch der Künstler und gereifte Kunstfreund die Skizze so besonders. Wer die Gabe nicht besitzt, eine Skizze flott hinzuschreiben, der ist kein Genie, sondern nur ein Talent. Letzteres kann es zu dankeswerthen, aber nie zu klassischen Leistungen bringen. Wer es dagegen nie über die Skizze hinaus zum fertigen Bilde bringt, dem fehlt zum Sonntags-

Digitized by Google

kinde Genie die eine kleine und doch so wichtige und hier so seltene Zugabe, die Arbeitskraft. Wäre jedes Genie mit Fleiß begabt, so würden die genialen Leistungen nicht so überaus selten sein, und wenn sich die Kunst ersitzen ließe, so würden wir nicht so viele fleißige Arbeiten zu begähnen haben.

Zur Einheit des Kunstwerks gehört beim Bilde auch die Farbe, es soll wie aus einem Topf gemalt aussehen. Ist in einer Stelle des Bildes der einheitliche Gesammtton nicht festgehalten, so fällt dieselbe aus dem Bilde heraus, drängt sich vor, spielt nicht zum Ganzen zusammen. Ein Künstler, der dies Geheimniß, im Ton zu malen, einmal erfaßt hat, wird nicht leicht mehr aus dem Ton und damit aus der Künstlerrolle fallen. Die klassischen Meister haben einen beneidenswerthen guten Ton, wenn auch die Zeit einiges Verdienst mit dabei hat. Die einzelnen Farben verlieren mit dem Alter ihre Schärfe und wachsen zusammen. Kommt nun noch die verblichene Firnißschicht mit ihren zauberhaften Lasuren hinzu, so gibt das einen Capitalton, den keine Kunst der Künstlerin Zeit nachmachen kann.

Wenn wir verlangen, daß die Kunst die Natur objectiv darstelle, so soll sie anderseitig nie vergessen, daß sie Kunst und keine photographische Anstalt ist. Es ist eine Verirrung, wenn der Künstler sich abquält, die Natur allein sprechen zu lassen und selbst zu schweigen. Im Gegentheil, je beredter und fließender er uns die Eindrücke und Vorstellungen in seiner ihm eigenthümlichen Sprache wiedergibt, desto höher werden wir ihn als Künstler zu schätzen haben, desto origineller wird er sein. Wer keine eigene Hand hat, der mag das künstlerische Schaffen aufgeben. Für uns ist der Streit zwischen Realisten und Idealisten ein durchaus müßiger. Wir wollen nicht von der brutalen Hand der ersteren in das grasse Leben hineingezogen werden, sind aber anderseits der Meinung, daß es in der Natur keinen Gegenstand gebe, der nicht von der Kunst zum Bilde geadelt werden könnte. Das ist ja die Absurdität so mancher ätherischer Kunstfreunde, daß sie meinen, die Kunst dürfe nur solche Gegenstände dar-

Digitized by Google

stellen, die sich mit gutem Gewissen unter die Ketzergerichtsbarkeit ästhetischer Theecliquen stellen könnten. Die Aufgabe der Kunst ist, die Natur nicht natürlich, sondern ideal wiederzugeben. Ist das Kunstwerk täuschend wahr, so ist es ideal unwahr. Je naiver eine Zeit ist, desto leichter wird es dem Künstler, ideal und doch ohne Manier zu schaffen. Unsere deutschen Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wie Schongauer und Dürer, haben in der Zeit der unbefangenen Hingabe an die Natur gelebt, und ihre Arbeiten machen daher den Eindruck der kindlichen Naivität. Daneben spricht sich freilich ihre Persönlichkeit energisch und selbstbewußt aus. Ich möchte den Kunstfreund sehen, der nur einen Augenblick in Zweifel sein könnte über die Handschrift eines Schongauer oder Dürer. Dagegen sehe man sich die Arbeiten aus dem achtzehnten Jahrhundert an. Sie haben gefälligere Formen auf Kosten der Naturwahrheit angenommen, und nur selten begegnen wir einem Künstler, der schüchtern und befangen seinen eigenen Schnitt aus dem Zopf hervorlugen läßt.

So oft Zeiten glaubten, in der Wahl abgelegener Stoffe liege das Heil der Kunst, ist letztere auf die abschüssige Bahn der Manier gerathen. Wir erinnern an die Schäferscenen des vorigen Jahrhunderts, wo man meinte, das Bauernleben sei für die Kunstdarstellung zu ordinär. Da verquickte man das Hirtenleben mit griechischer und römischer Mythologie und verschwendete unglaublich viel Puder, um aus den Bauern salonfähige, wie man fälschlich meinte, kunstwürdige Figuren zu machen. Daß diese Naturkinder, in der derben Art sich zu geben und zu leben, für die Kunst darstellungsfähig sind, beweisen die Arbeiten eines Teniers. Selbst sein Mogramm, der Bauer, welcher in der Ecke in bedenklichster Situation uns den Rücken zukehrt, vermag nicht im Mindesten den hohen Genuß dieser klassischen Kunst zu stören. Im täglichen Leben ist so was unästhetisch, aber in der Kunst ist das Unerlaubte erlaubt, wenn es nur Kunst ist. Wer möchte wohl Anstoß nehmen an Corregio's Leda, an Rembrandt's Adler mit dem Ganymed, an Rubens' Liebesgarten, an den

Digitized by Google

üppigen Gestalten des Venus- und Bachuscultus in der griechischen und römischen Kunst, außer er wäre der Prüderie verfallen, die immer ein Zeichen ungesunder Nervenstimmung ist. Denken wir uns aber diese Situationen im täglichen Leben, so würden sie uns einfach anekeln. Die Kunst stellt Ideen dar, was sie erfaßt, wird zum Ideal gestaltet, ist kein Gegenstand der Sinne mehr, sondern des Kunstgenusses. Das Kriterium der wahren Kunst ist, daß sie nicht reizt, sondern erhebt. Verliert sie ihre Unbefangenheit, so wird aus der Naivität Rohheit und das Natürliche wird schlüpfrig. — Eine Kneipe voll gröhlender Bauern ist gewiß kein erfreulicher Anblick, aber unter der Künstlerhand eines Teniers wird sie in die Welt der Ideale gehoben. Ein Ehemann, der unter dem Besen einer Vettel von Frau steht und in dieser Lage dem bethanen Kinde die Posteriora säubert, ist eine ekelhafte Erscheinung. Das bekannte Bild Brouwer's macht aus dieser Situation ein Kunstwerk voll Humor und Leben, das unter den höchsten Leistungen der Kunst aller Zeiten mitzählt. Mit den sogenannten idealen Vorwürfen, wie sie academischer Formelkram im Gefühl künstlerischer Armuth aufzustellen beliebt, wo aus den Künstlern ästhetische Philosophen der schlimmsten Sorte werden, hat die wahre Kunst nichts gemein. Es sind lebende Bilder für den Salon und hier durchaus an ihrem Platze. Ebenso ist der Streit über das Rangverhältniß zwischen Landschafter, Genre-, Portrait- und Historienmaler ein durch und durch müßiger. Das Wie, nicht das Was entscheidet über den Werth eines Kunstwerks.

Das künstlerische Schaffen soll ideal aus der Natur heraus Statt finden. Das Ausgehen von der Natur wird auch der Historienmaler nicht entbehren können, wenn anders seine Gestalten nicht in der Luft schweben und den Fluch des reflectirt Gemachten an sich tragen sollen. Man sehe sich die historischen Persönlichkeiten eines Shakespeare an, er muß sie gesehen, Modelle dazu in seiner Umgebung gefunden haben, sonst könnten sie nicht so handgreiflich wahr sein. Raphael's Madonnen sind Frauengestalten, die er gesehen,

Digitized by Google

gezeichnet, studirt, zum Theil sogar geliebt hat, ehe er sie in das Idealgebiet der Kunst hinaufhob. Zu Dürer's biblischen Gestalten haben ihm leibhafte Nürnberger Männer und Weiber gesessen, wie uns die erhaltenen Studien zu denselben beweisen. Wenn Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege dargestellt werden sollen, so wird der Künstler seine Gestalten im Kostüm dieser Zeit auftreten lassen, aber selbst für seine historisch überlieferten Köpfe wird er Naturstudien machen müssen, wenn er ihnen Leben geben will. Das historisch Wahre muß naturwahr sein, sonst mird es zur Maske. Die vielgepriesene historische Treue ist eine Phrase. Wer einen Wallenstein nicht gesehen hat, kann ihn auch nicht malen. Selbst der Historiker, man mag von der Objectivität der Geschichte fabeln, so viel man will, kann nur und ausschließlich gelehrig wiederkäuen, wenn er auf Studien nach dem Leben an verwandten Characteren verzichtet. Je weniger ein Künstler bei historischen, mythologischen, romantischen Gegenständen in der Natur fußt, desto blut-, nerven-, markloser werden seine Schöpfungen. Wenn und so oft die Kunst ängstlich der Ueberlieferung folgt, wie beispielsweise gern die Heiligenmalerei, da erstarrt sie zur Schablone, sie wird herzlos und geht nicht zu Herzen. Die Madonnen eines Rubens und Rembrandt sind andere, als die eines Raphael, sind Rubens'sche, Rembrandt'sche, Holländische Frauengestalten. Bei vielen Arbeiten unserer Nazarener ist man dagegen in der unangenehmen Lage sich besinnen zu müssen, bei welchem alten Italiener man diese Madonnen, diese Heiligen, diesen Christus, diese Jünger, dieses Volk schon gesehen hat. Das Wiederkäuen überließe man am Ende doch besser den Bewohnern der Weide, deren Geschäft das nun mal ist, und deren Magen so was verträgt.

Kein Gegenstand in der Gottesnatur ist unbedeutend genug, um ihm das Gebiet der Kunst zu verschließen. Sobald ihn ein Künstlerauge der Darstellung werth hält, wird es ihn zum Kunstwerk verklären. Was der Künstler empfunden, als er sich vermittelst der unmittelbaren Anschauung in den Gegenstand vertiefte, das gibt er uns in seinen ihm ei-

Digitized by Google

genthümlichen Zügen wieder. Das Autograph des Künstlers ist die Vorzeichnung im Musikstück; es gibt der Arbeit die Signatur. In der Welt der Ideale ist aber alles schön, eben weil es ideal ist, kein Gegenstand der Leidenschaften des Willens zum Leben mehr. Der Schöpfer dieser idealen Welt ist das metaphysische Bedürfniß des Menschen, und dieses entspringt aus dem Gefühl der menschlichen Bedürftigkeit. Leben heißt leiden. Was die Welt dem Menschen nun verspricht und nicht hält, das sucht und findet er in der selbstgeschaffenen Welt der Ideale, mögen diese nun Religion oder Kunst heißen. Die Noth lehrte die Menschen nicht bloß beten, sondern auch bilden. Wir machen uns auch in der Kunst frei von der wilden Jagd nach der Seifenblase irdisches Glück und leben in der eigentlichen Welt der Menschheit, die sie in jahrtausendlanger Arbeit erbaut als ihre, der Menschheit Welt, als Welt der Ideale. Diese wollen wir uns nicht rauben, noch den Genuß daran uns verkümmern lassen durch eine Strömung in der Philosophie, welche auch die Ideale Illusionen zu nennen beliebt. Der bessere Mensch fühlt ein Bedürfniß danach, geniale Köpfe haben sie geschaffen und mit Empfindung begabte können sie nachempfinden. Wer in diesen Idealen gelebt, wer einmal den Genuß gekostet, den ein echtes und rechtes Kunstwerk ausübt, dem wird man schwer beweisen können, daß dieses eine Illusion sei. Auch die Skeptik hat ihre Grenzen, die sie nicht ungestraft überschreitet, andernfalls sie zur krankhaften Hypernegation führt, die nur in einem ebenso krankhaften Mysticismus wieder Halt gewinnen kann. In der That ist das kritische Geräusch, welches die moderne Philosophie macht, nur blinder Lärm. Der positive Gehalt, den sie zu finden strebt, liegt auf der Gefühlsseite. Kant's kritische Arbeiten haben bis jetzt keine gleichwerthige positive Ergänzung gefunden, und der Materialismus ist in der Philosophie, was der photographische Realismus oder Naturalismus in der Kunst ist. Wie die Welt ist, soll uns die Philosophie so gut zeigen, wie die Kunst. Aber sie soll uns noch etwas mehr zeigen, sie soll uns die Welt idealisirt, künstlerisch

Digitized by Google

gestaltet zeigen, und der Philosoph soll uns von der Physik aus eine Metaphysik aufbauen, denn das verlangt unser metapysisches Bedürfniß.

Die Freiheitsbäume, welche die zügellose Phantasie überhastender Volksbeglücker aufgepflanzt, haben nie Wurzel geschlagen, geschweige daß sie in den Himmel wuchsen. Die ernste Arbeit dagegen im Dienste der idealen Aufgaben der Menschheit hat stets reiche Zinsen getragen von Geschlecht zu Geschlecht. Solange ein Volk verstand, sich im Idealismus, nach des Tages Sorgen und Mühen, seines Menschseins bewußt zu werden, hat es sich selbst nicht verloren. Der Staat aber und die Bürgergemeinde erlauben sich in der Förderung der Kunst keine Luxusausgabe, sondern sie erfüllen ihre höchste Aufgabe, die sie haben, welche die Menschheit hat: Ideal, d. h. Mensch zu sein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Orientirung über die Quellen des Kunsturtheils.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Zuerſt wird es nöthig ſein, uns ſo deutlich als möglich zu erklären, was in Anſehung der Grundbeſchaffenheit der ſinnlichen Erkenntniß überhaupt unſere Meinung ſei, um aller Mißdeutung derſelben vorzubeugen. — Wir haben alſo ſagen wollen: daß alle unſere Anſchauung nichts als die Vorſtellung von Erſcheinung ſei: daß die Dinge, die wir anſchauen, nicht das an ſich ſelbſt ſind, wofür wir ſie anſchauen, noch ihre Verhältniſſe ſo an ſich ſelbſt beſchaffen ſind, als ſie uns erſcheinen, und daß, wenn wir unſer Subject oder auch nur die ſubjective Beſchaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beſchaffenheit, alle Verhältniſſe der Objecte in Raum und Zeit, ja ſelbſt Raum und Zeit verſchwinden würden, und als Erſcheinung nicht an ſich ſelbſt, ſondern nur in uns exiſtiren können. Was es für eine Bewandtniß mit den Gegenſtänden an ſich und abgeſondert von aller dieſer Receptivität unſerer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt. Wir kennen nichts, als unſere Art ſie wahrzunehmen, die uns eigenthümlich iſt, die auch nicht nothwendig jedem Weſen, ob zwar jedem Menſchen zukommen muß.“

So faßt Kant in den allgemeinen Anmerkungen zur transſcendentalen Aeſthetik ſeine Auseinanderſetzung über die Grenzen der menſchlichen Erkenntniß kurz zuſammen. In dieſen Worten iſt der Schlüſſel zum Verſtändniß ſeiner Philoſophie enthalten, inſofern ſie nach faſt hundert Jahren noch Anſpruch darauf erheben kann, bei jeder philoſophiſchen Unter-

Digitized by Google

ſuchung zum Ausgangspunkt zu dienen. Von dieſem erſten Grundſatz in der Philoſophie haben wir auch bei der Orientirung über die Quellen, aus denen wir unſer Urtheil über die Aufgaben und das Weſen der Kunſt ſchöpfen, auszugehen. Wenn wir einige erläuternde Betrachtungen hinzufügen, ſo geſchieht dies, weil in unſerer derb realiſtiſchen Zeitſtrömung jene Wahrheit vielfach angezweifelt oder wenigſtens verdunkelt iſt. So ſind nach Eduard von Hartmann's Auffaſſung „Raum und Zeit, ebenſowohl Formen der äußeren Wirklichkeit als der ſubjectiven Hirnanſchauung, freilich nicht Formen des (metaphyſiſch-)transſcendenten Weſens, ſondern nur ſeiner Thätigkeit, ſo daß die Individuation nicht bloß eine Scheinrealität für das Bewußtſein, ſondern eine Realität, abgeſehen von allem Bewußtſein, hat, ohne doch darum Vielheit der Subſtanz zu bedingen". Mit anderen Worten, Herr von Hartmann iſt der Anſicht, daß Raum und Zeit nicht bloß Formen unſerer Anſchauung ſeien, ſondern daß ſie auch den Dingen zukommen, inſofern ſie von uns angeſchaut werden, und nennt dieſe Anſicht eine von Kant und Schopenhauer abweichende. Wir müſſen bekennen, daß wir bei einem wiederholten Studium der Kant'ſchen und Schopenhauer'ſchen Arbeiten nie daran gezweifelt haben, daß auch ſie Raum und Zeit als Formen äußerer Wirklichkeit faſſen. Unter dieſen Formen kommt ihnen ja die Wirklichkeit allererſt zu Stande. Solange Raum, Zeit und Kauſalität als angeborene Formen unſeres Intellects nicht in Thätigkeit geſetzt werden, kann von keiner Anſchauung, der äußeren Wirklichkeit, wollen wir ſagen, die Rede ſein. Sollte aber Herr von Hartmann meinen, daß äußere Wirklichkeit etwas anderes ſei als Anſchauung, ſo bekennen wir, daß uns eine ſolche Unterſcheidung mehr Haare ſpalten heißt, als ſie eine Klarſtellung, geſchweige denn Berichtigung der Kant'ſchen Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit enthält. Wir wiſſen von den Dingen nichts, wie ſie an ſich ſein mögen, ſondern nur, wie ſie ſich in unſerem Intellect abſpiegeln. Es gibt keine Wirklichkeit unabhängig von unſerer Vorſtellung, keine Welt außer der Welt, wie unſer menſchliches Hirn ſie anſchaut.

Digitized by Google

Raum und Zeit sind Formen unserer Anschauung, und da es für uns Menschenkinder nur eine Welt der Anschauung gibt, so ist auch diese jenen Formen unterworfen. Mit anderen Worten: der Satz, „Raum und Zeit seien ebensowohl Formen der äußeren Wirklichkeit als der subjectiven Hirnanschauung", enthält eine Tautologie. Alle Wirklichkeit ist eine subjective Hirnanschauung, d. h. es gibt keine Wirklichkeit, außer wie wir sie anschauen. Vorstellung und Wirklichkeit sind für uns, unser menschlich organisirtes Hirn, identisch.

Was sich gegen diese Wahrheit, daß die Welt nur eine Vorstellung unseres Kopfes sei, sträubt, ist die Meinung des gesunden Menschenverstandes, daß ihm mit der Welt der Vorstellung die Welt der Wirklichkeit entzogen und zur Welt des Scheines verflüchtigt werde. Das ist aber weder Kant's noch Schopenhauer's Ansicht. Das Problem liegt vielmehr so. Es ist in der Natur des menschlichen Intellects begründet, daß er die Welt der Erscheinung nicht einfach als gegeben hinnimmt, sondern zugleich nach einem zureichenden Grunde ihres Entstehens forscht. Da kommt er also auf die Fragen nach dem Ursprung der Welt und des Uebels in derselben, nach dem Entstehen und Vergehen der Menschen und übrigen Wesenheiten, der Sonnen, Monde und Sterne im großen Weltenraum so gut, wie des Sandkorns zu seinen Füßen. Auf alle diese Fragen hat die Philosophie in der populären Form der Religion, wie in der speculativen der wissenschaftlichen Forschung, Antwort zu geben versucht. Wenn wir diese Antworten in der Geschichte der Religionen und philosophischen Systeme nachlesen, so werden wir immer auf einen Punct kommen, wo die Religionsstifter und Philosophen sich nicht mehr in klaren Denkformen, sondern in Bildern mystischer Art bewegen, wie Gott, Naturkraft, Absolutes u. dgl. m. Die Grenze nun, wo das Wissen aufhört und die Mystik anfängt, liegt da, wo die Forschung das Gebiet der Erfahrung (Vorstellung, Anschauung), verläßt und nach einem letzten, über die Erfahrung hinausgehenden Grunde sucht. Diese Grenze nachgewiesen zu haben, ist

Digitized by Google

Kant's Verdienst. Unser Hirn ist bei der Geburt leer an Anschauungen. Erst in der Erfahrung sammeln wir dieselben, und wir wissen von der Welt, Gott, Tod und Teufel nichts, als was von außen durch die Sinne in unser Hirn hineingebracht wird. Das ist es, was Kant meint, wenn er sagt: „Alle unsere Anschauung ist nichts als die Vorstellung von Erscheinung". Das ist es, was Schopenhauer meint, wenn er sagt: „Die Welt ist meine Vorstellung; ich kenne keine Sonne und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, und eine Hand, die eine Erde fühlt". Nicht Schein ist die Welt, sondern eine wirkliche Vorstellung meines Kopfes. Zwischen mir und der Welt steht mein menschlich organisirtes Hirn. Erst durch dieses letztere werde ich die Welt und mich selbst gewahr. Auch der Gefühle, der Freuden und Leiden werde ich mir erst bewußt, wenn und nachdem sie Vorstellungen meines Kopfes sind. Wir können von keiner anderen Wirklichkeit reden, als wie wir sie vorstellen, denn Vorstellungen machen den ganzen Gehalt unseres Wissens aus. Alle Wissenschaft ist Erfahrungswissenschaft.

Eine scheinbare Ausnahme machen die mathematischen Disciplinen und diejenigen, welche sich mit den allgemeinen Denkgesetzen beschäftigen. Daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Puncten sei, braucht man nicht erst zu probiren, um es einzusehen. Ebenso wenig wird man an der Wahrheit zweifeln, sobald sie einen zureichenden Grund der Beglaubigung aufzuweisen hat. Die Gewißheit der mathematischen Grundsätze und der allgemeinen Denkgesetze vor aller Erfahrung und unabhängig von derselben ist es denn auch gewesen, die Kant viel zu schaffen machte, als er die Kartenhäuser des Glaubens und Meinens mit seinen kritischen Untersuchungen aus dem Wege zu räumen suchte, um eine ernsthafte Philosophie des Wissens anzubahnen. Da fand er denn schließlich, daß die Gewißheit jener Sätze vor der Erfahrung darauf beruhe, daß alle Erfahrung unter den angeborenen Formen Raum und Zeit zu Stande komme. Die Mathematik beschäftigt sich aber mit Raum und Zeit,

Digitized by Google

und folglich müssen auch ihre Sätze vor aller Erfahrung gewiß sein, weil sie auf den angeborenen Formen aller Anschauung, Raum und Zeit, beruhen. Diese Ausnahme und ebenso die andere der allgemeinen Denkgesetze aus der dritten Anschauungsform, dem Kausalitätsgesetz, beeinträchtigen also in nichts unseren Satz, daß alles Wissen auf Erfahrung beruhe. Sie sind bedingt durch die Formen der Anschauung, unter denen allererst Erfahrung zu Stande kommt, Raum, Zeit und Kausalität. Sie sind also nur scheinbare Ausnahmen, denn auch sie sind durch Anschauung und Erfahrung bedingt, ihre Formen, unter denen wir jene bilden. Ohne Erfahrung würden wir uns auch des Raumes, der Zeit und des Kausalitätsgesetzes nicht bewußt werden, ohne Anschauung kennten wir nicht jene Formen der Anschauung, ohne Vorstellungen wären sie inhaltsleere und gegenstandslose Formen der Vorstellung. Raum, Zeit und Kausalität gehen aller Erfahrung voraus, weil sie dadurch erst zu Stande kommt, aber sie kommen uns als angeborne Formen des menschlichen Vorstellungsvermögens erst durch die Erfahrung, durch die Vorstellungen, durch die Anschauung zum Bewußtsein. Die Gewißheit der Mathematik und der allgemeinen Denkgesetze ist also gleichfalls durch Anschauung, Vorstellung, Erfahrung bedingt, wenn auch durch den formalen Theil derselben. Alle Wissenschaft ist Erfahrungswissenschaft, müssen wir demnach als Grundlage unserer speciellen, jetzt vorliegenden Untersuchung, wie aller wissenschaftlichen Forschung festhalten. Ehe wir in diese Untersuchung eintreten, d. h. nach den Quellen des Urtheilens über Kunst suchen, d. h. in der Erfahrung und aus den einzelnen Fällen derselben die Regel bilden, haben wir uns also zu vergewissern, daß es mit jenem Satze, „alles Wissen beruht auf Erfahrung", seine Richtigkeit hat. Neues läßt sich in dieser Materie nicht vorbringen, denn Kant und Schopenhauer haben sie erschöpfend behandelt. Aber es ist dies eine von den Materien, die immer von neuem gedacht und gesagt werden muß, weil sie lieb gewonnenen Anschau-

Digitized by Google

ungen mancherlei Art widerstreitet und folglich gern abgelehnt und damit vergessen wird. Unter anderen erinnern wir an das Gottesbewußtsein, von dem noch immer in vielen Schulen behauptet wird, daß es allen Menschen in irgend einer Form angeboren sei. Ja, wir wissen, daß es bedenklich erscheint, in irgend einer Schule auszusprechen, so wahr es ist: Gott und Götter sind Vorstellungen deines Kopfes, Kreaturen deiner schöpferischen Einbildungskraft, die ihren Stoff der Erfahrung entlieh. Homo est creator mundi et dei, klingt paradox, so buchstäblich wahr es ist.

Es gibt keine angeborene Anschauungen irgend welcher Art, sondern nur Formen der Anschauung, unter welchen unser Intellect seine Erfahrungen macht. Oder wie Kant sagt, a priori, d. h. vor aller Erfahrung, ist nur Raum, Zeit und Kausalität. Wir wissen nichts von den Dingen an sich, sondern nur, wie wir sie vorstellen unter jenen Formen; die Welt ist nur wirklich als Vorstellung unseres Kopfes vorhanden. Wir können vermittelst der Reflexion sagen: „Die Welt ist auch ohne meine Hirnanschauung wirklich vorhanden", denn die Erfahrung lehrt uns, daß unsere Nebenmenschen gleichfalls anschauen, daß die Welt existirt, so mancher Schädel zu Staub verfallen, der sie vorher anschaute. So wird es mit meinem, deinem, unser aller Anschauungsvermögen Hirn gehen, es wird vermodern und die Welt in ewiger Jugend dastehen, bis diese Erde erkaltet zur Unwirthlichkeit und die Weltenkörper verfallen zu Aether. Denn ganz wegdenken können wir uns die Materie nicht, weil sie sich in unser Hirn eingeprägt hat als Vorstellung, und weil wir ohne Vorstellungen überhaupt nicht denken können. Das alles können wir mit der Reflexion durch die allgemeinen Denkgesetze *erschließen*, aber wohl verstanden nicht vorstellen. Man macht sich dies am Besten durch einen Versuch klar. Die Welt existirt ohne meine Hirnanschauung in den Köpfen Anderer, hat also eine Existenz unabhängig von meiner individuellen Vorstellung. Das, sagen wir, ist ein Erfahrungssatz der Reflexion. Versuchen wir nun aber, uns die Welt ohne uns *vorzustellen*, so werden wir mit einem Mal ge-

Digitized by Google

wahr, daß wir uns eine Ungeheuerlichkeit zumuthen: Wir sollen uns eine Vorstellung bilden, denn das ist doch die Welt ohne uns, und doch nicht existiren, denn das heißt doch uns wegdenken aus der Welt. Das Material unseres Denkens machen von außen, durch die Sinne aus der Welt der Erscheinung in unseren Kopf gebrachte Vorstellungen aus, und durch diese ist das Bewußtsein bedingt. Wir können nur von einer Welt reden, wie wir sie vorstellen. Wie sie sich in den Köpfen der anderen Menschen abspiegelt, darüber haben wir nur Vermuthungen nach unseren eigenen Anschauungen. Die Welt ist meine Vorstellung. Eine Wirklichkeit unabhängig von dieser meiner Vorstellung gibt es nicht. Denn, wenn ich sage, es existire die Welt ohne meine Hirnanschauung in den Köpfen anderer, so ist das eine Reflexion. Versuche ich mir die Welt in den Köpfen der anderen vorzustellen, so werden diese Köpfe meine Vorstellung, und ich bin wieder munter in der Welt drin. Alle Wirklichkeit ist nur meine subjective Vorstellung, mag dies nun eigene Beobachtung oder fremde Belehrung sein. Daß wir aus der Erfahrung Wirklichkeiten, ohne uns und unabhängig von unserer Vorstellung annehmen, das zu bestreiten wäre ja sinnlos. Aber darum handelt es sich auch gar nicht. Unser Satz hat es nicht mit Schlüssen der Reflexion zu thun, sondern mit Anschauungen. Anschaulich genommen, ist die Welt nur eine Vorstellung meines Kopfes. Folglich weiß ich auch nichts von ihr außer diesen meinen Vorstellungen, die nicht angeboren, sondern aus der Erfahrung, der eigenen und fremden Belehrung, geschöpft sind. Gott, Götter, Lebenskraft, Seele, Unsterblichkeit u. dgl. m. sind, wie gesagt, menschliche Vorstellungen und werden luftig und leer, sobald sie die Erfahrung zu übersteigen versuchen. Daß ein Bedürfniß nach Erforschung der letzten Gründe über alle Erfahrung hinaus vorliegt, ist damit nicht in Abrede gestellt. Religion und Philosophie suchen ja dies metaphysische Bedürfniß des Menschen zu befriedigen. Aber jede religiöse und philosophische Metaphisik wird von der Erfahrung auszugehen haben und an der Grenze derselben mit einem Blick in das

Digitized by Google

gelobte Land über alle Erfahrung hinaus sich genügen lassen, wenn sie nicht in Phantastereien verfallen will. Ohne Mystik ist so wie so nicht fertig zu werden in diesen Dingen.

Wenn ich in meinem Gedächtniß alle Vorstellungen einer Untersuchung auf ihren Ursprung unterziehe, so finde ich, daß sie ohne Ausnahme von außen den Weg durch die Sinne in's Gedächtniß genommen haben. Es gibt keine Anschauung und kein Wissen, abgesehen von den eigenen Gedankencombinationen, das mir auch nur einen leisen Hoffnungsschimmer ließe, es sei mir nicht nach der Geburt von außen zugetragen, sondern von guten Göttern oder der gütigen Natur eingehaucht, ehe ich das Licht der Welt erblickte. Das ist das beschämende, aber ehrliche Selbstbekenntniß des Menschenhirns, wenn es Anspruch darauf macht, zu philosophiren, d. h. klar und wahr an die Lösung der metaphysischen Fragen heranzugehen. Für diese Wahrheit kann kein Beweis erbracht werden. Wer sie leugnet, wer z. B. vorgibt, es sei ihm ein Gottesbewußtsein irgend welcher Art angeboren, mit dem läßt sich keine philosophische Untersuchung, sie mag geartet sein, wie sie will, anstellen. Gerade so wenig, wie jemand Mathematik treiben kann, welcher die unbeweisbaren, aber trotzdem apodictisch gewissen Grundsätze in der Mathemathik leugnet. Wir können nur an das Bewußtsein eines jeden appelliren und ihn auffordern, seine Vorstellungen auf ihre Quellen zu untersuchen. Da wird er finden, daß er eine Religionsanschauung hat, wie sie ihm in der Schule gelehrt ist, abgesehen davon wie er sie später im Leben oder aus seiner Lectüre berichtigt hat. Da wird er finden, daß er in der Art sich zu kleiden, zu essen, zu leben, von den Einflüssen des Elternhauses oder denjenigen dritter Personen abhängt, die einen besonderen Eindruck auf ihn machten und zur Nachahmung anspornten. Da wird er finden, daß seine Art zu reden und zu schreiben von gewissen Personen bestimmt wird, denen er gerne zuhörte oder deren Schriften er mit Vorliebe studirte. Da wird er finden, daß sein Wort- und Gedankenschatz gar nicht so unerschöpflich ist, wie ihm die liebe Eitelkeit vorschmeichelt, sondern genau so viel Worte

Digitized by Google

enthält, als er Vocabeln gelernt, auch in der sogenannten Muttersprache, und genau so viel Gedanken zu combiniren gestattet, als er sich Material dazu aneignet. Da wird er finden, daß er in seinem Kunsturtheil von den Eindrücken der Jugend am stärksten beeinflußt wird, denn hier ist die Gehirnmasse noch am bildsamsten, daß aber auch alle späteren Berichtigungen seines Urtheils vom Sehen bedingt sind oder vom Hören kunstverständiger Ansichten Dritter. So könnten wir noch mancherlei anführen, um die Selbstuntersuchung der Quellen aller Vorstellungen dahin zu führen, daß sie einsieht: die Welt ist meine Erfahrungs-Vorstellung. Diese Prüfung kann und muß indeß jeder selbst anstellen, denn der Erfahrungskreis eines jeden ist ein anderer.

Gebildet werden diese Vorstellungen, indem der Intellect die Sinneseindrücke durch die Nerven zugeleitet erhält und nun diesen telegraphischen Berichten bis zur Ursache nachgeht. Aus den verschiedenen Sinneseindrücken construirt der Verstand alsdann das Bild, die Vorstellung. Die letztere ist also ein Gehirnphaenomen. Alle Anschauungen sind photographische Bilder in der Hirnmasse, höchst flüchtiger Art, die von Zeit zu Zeit aufgefrischt und fixirt werden müssen, weil sie sonst undeutlich werden oder ganz verschwinden. Das Gedächtniß ist nur zuverlässig, wenn es unter steter Controle steht. Auf diese Weise schauen wir aber nicht bloß an, sondern alle Reflexion reiht ebenfalls Gedanken an Gedanken, schließt von Grund zu Grund. Wie denn die Begriffe nichts anderes sind als Vorstellungen, und schließlich alles Denken in Vorstellungen Statt findet. Dies Vorstellen also, indem der Intellect anschaut oder denkt, geschieht in der ihm eigenthümlichen angeborenen Form, daß er für alle Eindrücke einen zureichenden Grund sucht. Und das ist also die Form der Anschauung, welche wir Kausalitätsgesetz nennen oder den Satz vom zureichenden Grunde. Der Verstand verlegt aber das Bild, welches er sich construirt als Vorstellung, nach außen in den Raum, und der Raum ist also die zweite angeborene Anschauungsform unseres Intellects. Sobald endlich letzterer mehre Bilder neben einander construirt,

Digitized by Google

wendet er die dritte angeborene Anschauungsform, die Zeit, an, denn alles Nebeneinander können wir uns nur vorstellen nacheinander, also mit der Anschauungsform Zeit. So lautet in moderner Sprache die Kant-Schopenhauer'sche Lehre, daß Raum, Zeit und Kausalität die einzigen Principien der Erkenntniß a priori seien. Daß sie verkannt und verketzert ist und wird, dagegen läßt sich wenig eifern. Sie ist zu einfach und klar, als daß sie keinen Widerspruch finden sollte. Das Dunkle hat immer mehr Aussicht auf eine gläubig hörende Menge. Daß sie aber jemals vergessen werden könnte von den einsichtigen und aufrichtigen Denkern, das zu glauben ist unmöglich. Sollte es aber je der Fall sein, so würde damit eine Verwilderung wissenschaftlicher Forschung der schlimmsten Art einreißen. Jeder Narr könnte auf angeblich angeborenen Gefühlen oder göttlichen Eingebungen ein System aufbauen, ohne daß man ihm den Narren unter die Nase zu reiben das Recht hätte. Denn darüber dürfen wir uns keinen Täuschungen hingeben. Gibt es angeborene Anschauungen außer den Anschauungsformen Raum, Zeit und Kausalität, so läßt sich alles Uebersinnliche beglaubigen aus inneren Anschauungen, so haben wir keine Berechtigung, die Propheten für alttestamentarische Erscheinungen zu halten, so dürfen wir uns durchaus nicht wundern, wenn fromme Jungfern an Quellen und auf Kirschbäumen unkörperliche Wesen körperlich sehen, oder vor lauter Frömmigkeit Blut schwitzen wider den Lauf der Natur und den Brauch der anderen Sterblichen. Wenn man also in unserer materialistischen Zeit glaubt, die Kant-Schopenhauer'sche Lehre sei eine Spitzfindigkeit der philosophischen Schule, so darf man nicht in Empörung gerathen, wenn nichts unglaublich genug ist, um nicht geglaubt zu werden, katholische Wunderwasser, lutherische Teufel, jüdische Matzen u. s. w. Die Aufklärung ohne Wissen ist seichter, als gemeinhin angenommen wird; sie sitzt auf dem Trocknen, ehe sie zu steuern beginnt. Daß aber unser Materialismus einen bedenklichen Beigeschmack jener Aufklärung, die alles und nichts weiß, besitzt, die über Kant die Achseln zuckt und einen „überwundenen Stand-

Digitized by Google

punkt" verächtlich über die Schultern wirft, wird von vielen ernsten Verfechtern desselben mit Bedauern eingeräumt. Wie auch von gläubigen Katholiken, Lutheranern und Juden bedauert wird, daß die Heißsporne des todten Buchstabens ohne Wissen in der Kirche augenblicklich das Wort führen, die unterrichteten Laien der Kirche entfremden und die unvermeidlichen Gegensätze in den verschiedenen Confessionen zu einer Spannung hinaufschrauben, welche die Vertreter der großen Staatsgemeinde zu ernsten Maaßregeln drängen muß. Unter diesen Maaßregeln werden aber alle diejenigen mitzuleiden haben, welche sich für metaphysische Fragen interessiren.

Wenn es keine angeborene Anschauungen gibt, so sind wir also auch für unser Urtheil über Kunst auf die Erfahrung angewiesen. Da diese aber eine vielseitige ist, so folgt ferner, daß es schwer hält, allgemeine Regeln aufzustellen, unter welchen sich die verschiedenen Erfahrungen zusammenfassen lassen. Das subjective Belieben, die nationalen Geschmacksrichtungen, der Zeitgeschmack und so manche andere Originalität bequemt sich schwer der Schablone selbst scharfsinniger Aesthetiker. Und doch hat der grübelnde Intellect des Menschen ein unabweisbares Bedürfniß, sich auch in diesen Dingen Rechenschaft über das Wie und Warum zu geben. Die Kunstwerke aus der gereiften Zeit der Meister tragen bei aller keuschen Unbefangenheit doch die festen Züge des bewußten Schaffens an sich, und das gibt ihnen jene knappe, sich so von selbst verstehende und leicht ansprechende Mache, welche den gewiegten Kunstfreund immer von neuem in Entzücken versetzt. Ohne daß der Künstler die Mittel, das Handwerksmaterial klar beherrscht, wird er es nie zum virtuosen Vortrag bringen. Die Qual beim Schaffen wird sich in das Kunstwerk übertragen, und „gequält" ist ein verhängnißvolles Epitheton in der Kunst. Anderseits wird aber auch der Kunstfreund sich nicht am Schwelgen in der Kunst genügen lassen, sondern gleichfalls sich über die Gründe Klarheit zu verschaffen suchen, warum ihm dies gefällt und das andere ihn abstößt. Der menschliche Intellect hat eine an-

Digitized by Google

schauende und eine reflectirende Seite. Auch die letztere, die reflectirende will ihr Recht haben, so unbequem und störend die Kritik oft in die Ausübung sowohl, als in den Genuß der Kunst eingreift. Endlich ist die Verachtung, welche der naturwüchsige Künstler und Kunstfreund der Kritik gegenüber so gern zur Schau trägt, doch wohl eine unberechtigte. Diese Naturkinder verhalten sich Kunstrichtungen gegenüber, welche sie nicht anheimeln, drastisch ablehnend, während sie verwandten Leistungen Lob ohne Maaß spenden. Was sie von der besonnenen Kritik unterscheidet, ist die burschikose Sprache in Lob und Tadel, welche der Augenblick gebiert und die Laune dictirt. Sonst sind auch sie im Kritisiren durchaus nicht blöde. So schwierig demnach die Aufgabe ist, aus der Erfahrung Gesetze aufzustellen, nach denen der Werth eines Kunstwerks zu bemessen ist, so kann sie kein Künstler und Kunstfreund umgehen, weil sie ihm vom Intellect gebieterisch gestellt wird. Er kann diese Klarheit aber auch nicht entbehren, wenn er in der Ausübung der Kunst Meister werden, und im Kennen derselben über den fahrig schwelgenden Epicuräer hinauskommen will.

Der gesunde Menschenverstand hat die Schwierigkeit unserer Aufgabe erkannt und sich nach seiner Weise damit abgefunden. „Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten", sagt er, und meint, es gebe in Sachen des Geschmacks nur subjective Laune und das blinde Ungefähr sitze ihm unberechenbar vor. Ein gut Stück Wahrheit ist in diesem abfälligen Urtheil in der That enthalten. Da wir bei unserer Aufgabe auf die vieldeutigen Fälle der Erfahrung angewiesen sind, so hält es schwer, die Regel zu finden. Das gilt namentlich bei der Tageskunst, der wir außerdem nicht parteilos gegenüberstehen. Fragen wir bei den ausübenden Künstlern an, so werden wir immer diejenige Richtung klassisch nennen hören, die sie selbst verfolgen, oder die ihnen wenigstens verwandt ist. Holen wir uns in der Aesthetik Raths, so gerathen wir in den Ziergarten irgend eines philosophischen Systems, in welchen diejenigen Kunsterzeugnisse vielleicht am Wenigsten hineinpassen, (weil sie nicht academisch zuge-

Digitized by Google

ſtutzt ſind), die uns am Meiſten anmuthen, und denen wir gar gern die Klaſſicität zuſprechen möchten. Sehen wir uns bei der Nachfrage des kaufenden Publikums um und laſſen das allgemeine Stimmrecht entſcheiden, ſo erfahren wir zu unſerem Schrecken, daß die Modekunſt der Vergangenheit gar oft verſchollen iſt, während das damals Verkannte jetzt in hohen Ehren ſteht. Wir erfahren ferner, daß das Beſte aller Zeiten Caviar für das Volk iſt, welches nur den Geiſt begreift, dem es und der ihm gleicht. Das Beſte in der Zeit und aus der Vergangenheit wird nur von den wenigen Auserwählten geſchätzt, die wir Kenner nennen, und von dieſen Wenigen, wie in allen andern Dingen auch, hängt das Endurtheil über das Bleibende und Muſtergültige in der Kunſt ab. Da ihr Urtheil das Beſte zu allen Zeiten erkannt hat, ſie auch, worauf es hier ankommt, im Weſentlichen übereinſtimmen, ſo gibt es demnach allerdings Kennzeichen der dauernden, klaſſiſchen Kunſt, einen Geſchmack, dem ſich jeder unterwerfen muß, wenn er auf ein gebildetes Kunſtverſtändniß Anſpruch erhebt. Ueber dieſen Geſchmack läßt ſich abſolut nicht ſtreiten, denn er iſt kein ſubjectiver, ſondern ein allgemein gültiger.

Trotzdem wir mithin keine angeborene Anſchauungen kennen, kein angeborenes Schönheitsideal, nach welchem wir unſer Kunſturtheil richten könnten, haben wir doch in der vieldeutigen Erfahrung ein übereinſtimmendes Urtheil der Eingeweihten über die wahre Kunſt. Solche Eingeweihte gibt es in China, Frankreich, England, Japan, Deutſchland, Rußland, unter den Auſtralnegern. Ihr Urtheil iſt Geſetz, wenn es auch ſelbſtverſtändlich durch die Erfahrung, hier franzöſiſche, engliſche, japaneſiſche, kurz nationale Erfahrung bedingt iſt. Denn von einem allgemeinen geſetzgeberiſchen Geſchmack kann nur bei gleicher Bildungsſtufe die Rede ſein und bei gleichem Racengeſchmack, wenn der Ausdruck erlaubt iſt. Es gibt zum Beiſpiel in dem, was wir ſchön nennen am Menſchen, außer dem allgemein menſchlichen einen individuellen und einen Varietätengeſchmack.

Der individuelle und Varietätengeſchmack macht ſich

Digitized by Google

selbstverständlich nur in Bezug auf menschliche Schönheit geltend. Daß ein solcher Individualgeschmack vorhanden ist, daran läßt sich nicht zweifeln im Angesicht der Allbezwingerin Liebe. Die Launen dieser frivolen und doch so überaus ernsten Leidenschaft bei der Wahl dieses und keines andern Individuums, welche Dichter, Künstler und Philosophen immer mit reichem Stoff zum Bilden und Nachdenken versehen hat, sind so capriciös, daß selbst der bildende Künstler sich ihnen nicht ganz entziehen kann. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, aus den Frauengestalten der Kunstwerke könne man das Weib construiren, welches der betreffende Künstler seiner „Wahl" würdig befunden. In den Bildern eines Rubens kehren seine beiden Frauen, die Isabella Brant und Helene Forment, bis zur Ermüdung wieder. Aber auch das Ohr, die Hand, die Nase ist bei allen, auch den größten Meistern mehr oder weniger typisch, nach dem individuellen Geschmack gebildet. Wir können den letzteren, wenn es sich um menschliche Schönheit handelt, vielleicht zutreffender den geschlechtlichen Geschmack nennen. Dieser ist ein angeborner, denn er betrifft den Kern des Menschen, wie auch die Liebe ein metaphysischer Vorgang ist. Daß der Mann das bestimmte Weib, und das Weib den bestimmten Mann begehrt, so leidenschaftlich begehrt, daß sie nicht selten Reichthum, Ansehen, ja das Leben dabei auf's Spiel setzen, ist ein dämonischer Vorgang, welcher das Wohl und Wehe des künftigen, zu erzeugenden Individuums im Auge hat, also die Gegenwart überfliegt, metaphysisch im Interesse des Genius der Gattung denkt, sagen wir, liebt. Von diesem angebornen individuellen, oder sagen wir lieber, geschlechtlichen Geschmack ist kein Künstler frei gewesen, und kann er nicht frei sein. Ebensowenig vom Varietätengeschmack. Die Hottentotten, Buschmänner, Australneger, Indianer, Chinesen und Japanesen werden von einem Europäischen Künstler für keine Schönheiten gehalten. Man sehe sich eine solche anthropologische Schönheitsgallerie, wie sie uns durch die Photographie und Beschreibung der Reisenden zugänglich gemacht ist, an, und man wird vor vielen

Digitized by Google

dieser Typen erschrecken, denn sie sind in der That unter dem Affen. Charles Darwin theilt in der „Abstammung des Menschen" in dem Kapitel über die secundären Sexualcharactere des Menschen eine Reihe von „Schönheitsidealen" mit, welche das Vorhandensein eines ausgesprochenen Varietätengeschmacks nicht mehr in Frage stellen können. Der nördliche Indianer findet folgendes Weib schön: breites plattes Gesicht, kleine Augen, hohe Wangenknochen, eine Hakennase, niedrige Stirn, ein großes breites Kinn, gelbbraune Haut und bis zum Gürtel herabhängende Brüste. Im nördlichen China wird eine Frau mit hohen Wangenknochen, breiter Nase und enorm großen Ohren für eine glänzende Schönheit gehalten. Der chinesische und japanesische Maler glaubt seinen Modellen zu schmeicheln, wenn er die schräg stehenden geschlitzten Augen noch schräger stellt und die platten Nasen bis zur Affenschnauze kürzt. Die Hottentottenfrauen haben die Posteriora naturaliter so entwickelt, wie die Europäerinnen sie zeitweilig nach dem Modegeschmacke künstlich herrichten. Die Somalimänner sollen die Frauen in einer Reihe aufstellen und dann diejenige wählen, welche am meisten Posteriora aufzuweisen hat. Eine solche Frau, welche nur an einem Abhange sich von der Erde erheben konnte, wurde von den Männern bewundert und umschwärmt. — Die Afrikanischen Mohren schüttelten sich über die weiße Haut eines Europäischen Reisenden und die Negerknaben riefen aus: „Seht den weißen Mann! sieht er nicht aus wie ein weißer Affe?!" — Bei den Kaffern wird die chocoladebraune Hautfarbe für schön gehalten, und ein besonders hell gefärbter Mann fand kein Mädchen, das ihn heirathen wollte. — Bei den Fijiinsulanern ist ein üppiger Bart der Stolz der Männer, während die Kalmucken, Malaien und Siamesen jedes Haar sorgfältig ausreißen, weil sie einen Bart für garstig halten. Für haarige Männer gibt es in Neuseeland keine Frau.

Nun könnte man meinen, dieser Geschmack sei ein Product der Gewohnheit, und die liebe Gewohnheit werde nur durch den Trieb nach Abwechslung vor Schablonenerstarrung

Digitized by Google

bewahrt. Aber wie kam die „Abwechslung“ dazu, Mode zu werden, d. h. wie gelangte die eine abweichende Form zur herrschenden Varietät?! Wir kommen schließlich nicht über „die Launen der Liebe“ hinaus, auch der Varietätengeschmack ist ein angeborner. Beide aber, Individual- und Varietätengeschmack, sind im letzten Grunde ein metaphysischer Vorgang, wenn auch bei ihnen Erfahrung, Umgebung, Gewohnheit selbstverständlich eine wichtige, tief eingreifende Rolle spielen.

Wenn wir sagten, das Urtheilen in der Kunst ist ein Erfahrungsurtheilen, so bedarf dieser Satz also der Einschränkung: insofern nicht der individuelle und Varietätengeschmack dabei in Frage kommt. Diese sind angeboren, betreffen den Menschen an sich und hängen demnach nicht von der Erfahrung ab. Wir könnten sie mit einem gemeinsamen Namen Charactergeschmack nennen. Daß dieser unter den Quellen unseres Kunsturtheils eine trübe Quelle ist, wenn wir nach allgemein gültigen Regeln suchen, braucht wohl nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Ueber einen solchen Geschmack wird immer gestritten werden, denn jeder Hans hält seine Grethe für die schönste, und jeder Hottentotte seine Hottentottin. Die Regeln für die Kunst, welche durch diese Ausnahme bestärkt werden, sind vielmehr aus dem allgemein menschlichen und dem Geschmacke, welcher auf einer gemeinsamen Bildung beruht, herzuleiten. Bei der letzteren spielt die verwandtschaftliche Varietätenneigung eine Hauptrolle. Es ist nicht Zufall, sondern stammverwandte Neigung, wenn unsere Klassiker bei den Griechen und Römern in die Schule gingen, wenn ein Dürer und so viele deutsche Künstler nach ihm die Alpen überschritten, um Hand und Auge zn üben. Hat doch dort neben und aus den Trümmern die Antike eine lebenswarme und lebenslustige Renaissance gefeiert, die gerade jetzt wieder berufen erscheint, die Wiege des neuerstandenen Reiches deutscher Nation zu schmücken. Suchen wir jenen allgemein menschlichen Geschmack aber näher zu bestimmen, so werden wir von den Kunsttrieben bei den Thieren ausgehend die Kunstweisen der vorgeschichtlichen Zeit und

Digitized by Google

diejenigen der Wilden hauptsächlich zu betrachten haben, weil sich das allgemein Menschliche hier am Unverfälschtesten ausspricht. Bei der anderen Quelle für die allgemeinen Gesetze der Kunst werden wir uns hingegen eine Grenze zu ziehen haben in der Europäischen Bildung, denn nur in dem Bereich der letzteren sprechen wir bis jetzt von klassischer Kunst, die zu characterisiren unsere Aufgabe ist. Es wird sich darum handeln, die Ziele der Kunst in der Kultur nachzuweisen, denn nur von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich eine Verständigung über das Wesen und über die Aufgaben der Kunst erzielen.

Gehen wir also von dem Kant'schen Satze aus, daß alle Vorstellungen erst durch die Erfahrung in unseren Intellect kommen, so gibt es auch nur eine allgemeine Quelle des Kunsturtheils, die Erfahrung. Diese ist zwar subjectiv gefärbt, aber es gibt doch Urtheile, die allgemein gültig sind, und durch diese werden die Gesetze bestimmt, denen sich ein Kunstwerk zu unterwerfen hat, wenn es Anspruch auf dauernden Werth, auf Klassicität macht. In Bezug auf menschliche Schönheit gibt es einen individuellen und einen nationalen Geschmack, einen Charactergeschmack, der angeboren ist, mit dem wir es aber hier, wo es sich um die Quellen der allgemeinen Kunstregeln handelt, nicht zu thun haben. Sondern uns handelt es sich um den allgemein menschlichen Geschmack, wie er sich am deutlichsten bei den Wilden ausspricht, und der in dem folgenden Kapitel eine ausführlichere Besprechung findet. Ebenso in einem zweiten derjenige, welcher der gebildete, d. h. Europäisch gebildete genannt wird, wie er sich allgemein gültig bestimmen läßt aus den Aufgaben der Kunst in der Kultur. Näher zu betrachten bleibt uns hier noch die subjective Färbung, welche die Quelle eines allgemein gültigen Kunsturtheils trübt.

Genau genommen gibt es kein anderes Urtheil, als ein subjectives. Was gefabelt wird von objectiver Kritik, objectiver Geschichtschreibung, objectiver Rechtsprechung sogar und so vieler anderer Objectivität, ist Phrase, wenn wir es genau betrachten. Was ich kritisiren, worüber ich

Digitized by Google

historisch referiren oder richterlich entscheiden soll, darüber habe ich mir eine Meinung zu bilden. Diese Meinung hängt ab von meinen Augen, Ohren, Sinnen einerseits, die mir das Material liefern, und der Schärfe meines Intellects anderseits, welcher dieses Material zur Vorstellung verarbeitet. Das alles ist ein subjectiver Vorgang. Und nun mischt sich das Herz hinein mit seiner Liebe und seinem Haß, mit seiner Rücksicht und seinen Rücksichtslosigkeiten, mit seinen Eindrücken der Erziehung, den Lehren des Vaterhauses und der Schule, mit seinen patriotischen, philosophischen, religiösen Gefühlen, wie man sich ausdrückt, kurz jetzt bekommt die subjective Vorstellung noch eine Localfarbe, die aus der Mischung des angebornen und anerzogenen Characters besteht und gleichfalls durch und durch subjectiv ist. Die viel gepriesene Objectivität ist in diesem Sinne mehr frommer Wunsch, als Wahrheit. Das beweist auch die practische Erfahrung. In einer guten Kritik erkennen wir die höchst subjective Nase, Hand und Herz des geehrten Herrn Kritikers, in einer Geschichte die Nationalität des Historikers, wenn ein patriotisches Herz in seiner Brust schlägt, ja die Religion des Geschichtsschreibers mit den seltensten Ausnahmen, d. h. wenn sich der Historiker zufällig zu keiner geoffenbarten Religion bekennt. Alsdann wird aber das philosophische Zöpfchen nicht minder subjectiv aus seiner Darstellung hervorsehen. Und wenn er den Thatsachen kühl bis an's Herz hinan, das was man vielleicht unter Objectivität eigentlich versteht, gegenüber stände, so würde diese subjective Kühle den historischen Bericht durchfrösteln, und aus der sogenannten historischen, objectiven Treue sich wieder nichts als Subjectivismus, hier in Form eines frostigen Reifes niederschlagen. So lange wir die Jugend in der Religion unterrichten und keine Staatsreligion haben, sondern verschiedene Confessionen, wird die confessionslose Schule schwierig durchführbar sein. In der confessionellen Schule verlangt die Confession aber auch bald einen confessionellen Geschichtsunterricht. Wo die Geistlichkeit Macht bekommt in der Schule, werden auch die anderen Fächer bald confessionell gefärbt sein. Denn auch das ist

Digitized by Google

eine Phrase, daß man behauptet, es sei eine Trennung von Kirche und Staat möglich. Das ist practisch so wenig möglich, als daß in einer orthodoxen Judenschule sich nicht der Jude, in einer Domschule der Katholik, in einer Stiftsschule der Protestant in Geschichte, griechische, römische, deutsche Klassiker, Naturgeschichte des Himmels und der Erde einschliche. Wenn in unserer Zeit mehr wissenschaftliche als biblische Naturgeschichte getrieben wird, wie in unseren meisten, wenn nicht allen Staatsschulen, so kommt das daher, weil der Staat die Ansprüche an das Wissen seiner Lehrer gesteigert, diejenigen an den Glauben aber in entsprechender Weise herabgemindert hat. Die Herren Examinatoren von Staatswegen vermeiden, nicht geflissentlich, sondern ihrem eigenen wissenschaftlichen Gefühle nachgebend, den Lehramtscandidaten nach diesen Dingen überhaupt zu fragen. Daß dieses stillschweigende Uebereinkommen beiden Theilen zu Nutz und Frommen der heranwachsenden Jugend alle Ehre macht, ist selbstverständlich. In diesem Sinne wird auch eine Trennung von Kirche und Staat möglich sein; die Kirche wird sich im Staate zu verlieren haben, wie der Glauben im Wissen. Aber neben einander haben beide noch nie existirt, und können sie nicht existiren. Die Kirche ist eine Religionsgemeinde, und die Religion eine menschliche Erfindung aus menschlichem Bedürfniß entsprungen, wie Philosophie, Poesie, Kunst und Wissenschaft. Das sogenannte Gottesreich auf Erden ist immer höchst weltlich gewesen, wie ihre Vertreter leibhaftige Menschen und keine Heiligen. Geburt und Tod, Schule, Ehe, in alles hat sich die Religion eingedrängt, einen Tag der Woche, den Ruhetag, ganz für sich in Anspruch genommen. Da darf sie sich nicht wundern, wenn man in ihre Bescheidenheit einiges Mißtrauen setzt. Und was ist denn die Kirche, die man vom Staate trennen will? Sind es die Kirchendiener, die Geistlichkeit, welche die Kirche ausmachen?! Gerade so gut könnte man behaupten, die Staatsdiener machten den Staat aus. Ist aber nicht zu bestreiten, daß das Volk die Kirche ausmacht, also die Staatsgemeinde, so begreift man nicht recht, wie man die Kirche

Digitized by Google

eigentlich vom Staate trennen will. Die Bildung von Religionsgemeinden ist darum immer Veranlassung zu Reibereien innerhalb der großen Staatsgemeinde gewesen, weil jede Religionsgemeinde eine Staatsgemeinde ist, wenn die Hierarchie auch das Mäntelchen des „Gottesreiches auf Erden" oder der „sichtbaren Kirche" im wohlverstandenen eigenen Interesse darum gehängt hat. Deshalb ist ein kirchlicher Friede nur möglich in der Staatskirche. Solange es verschiedene Religionsgemeinden gibt, existiren Staatsgemeinden im Staate. Die Kirche vom Staate trennen wollen heißt die Staatsgemeinde vom Staate trennen. Das ist gerade so thöricht, wie eine Trennung zwischen Regierung und Staat machen wollen. Unsere Volks- und Parlamentsredner verfallen gar oft in diese Untugend, die viel Aehnlichkeit mit dem Glauben hat, daß ein Glied in der großen Staats- und Völkergemeinde leiden könne, ohne daß die anderen nicht in Mitleidenschaft gezogen würden. Wie politisch reife Männer die Frage der Trennung von Kirche und Staat überhaupt nur erörtern können, ist schwer faßlich. Lehrt sie die Geschichte vergangener Jahrhunderte und eines benachbarten Reiches der Neuzeit nicht eines Bessern, so sollten sie doch wenigstens in's bürgerliche Leben hineinsehen, wie da die Schule kirchlich confessionell gefärbt ist, wie die Kirche lehrt und auf ihre Fahne schreibt: Die Religion muß das ganze Leben des Menschen durchdringen. Und das ist auch gar nicht anders denkbar. Sie ist aus dem metaphysischen Bedürfniß des Menschen entsprungen, und dieses aus der physischen Noth. Die Religion ist der Träger des menschlichen Lebens, durchdringt dasselbe in allen Fasern, wenn sie überhaupt Religion ist, in der inneren Ueberzeugung wurzelt. Die Kirche frei geben, würde gleichbedeutend sein mit einer Nebenbuhlerschaft zwischen Staat und Kirche auf Tod und Leben. Bei philosophisch unreifen Menschen kann der Sieg sich nur auf die Seite der Kirche neigen. Der Staat als Vertreter der großen Staatsgemeinde ist naturgemäß berufen, über der Kirche der verschiedenen Confessionen zu stehen, gerade so wie er über den streitenden politischen Par-

Digitized by Google

teien zu stehen sich bemüht. Wenn aber irgend eine Religionsgemeinde von einer fremden Macht sich beeinflussen läßt, so wird die Staatsregierung das nicht anders aufzufassen haben, als wenn eine politische Partei mit dem Auslande conspirirt. Die Religionsgemeinde hat sich den Staatsgesetzen zu unterwerfen, wie jede andere Genossenschaft auch. Eine confessionslose Schule aber wird nur Sinn haben, wenn von Confessionen überhaupt nicht mehr, oder doch in so verschwindend kleiner Zahl ihrer Anhänger die Rede ist, daß sie keinen Einfluß auf das Ganze ausüben können. Jedes genossenschaftliche Zusammentreten von Religiösen in bedeutender Zahl dagegen muß das Leben, die Schule, den Staat berühren, und es ist die Pflicht des letzteren den Andersdenkenden seiner Staatsbürger gegenüber, diese neue Genossenschaft daraufhin zu prüfen, ob sie sich ohne Gefahr in das Staatsgefüge einreihen läßt. Wenn irgend etwas eine beizende subjective Färbung ausübt, so ist es die Religion.

Auch in der Kunst sind wir diesen subjectiven Einflüssen in bedenklicher Weise Preis gegeben. Wir wollen absehen von den Spinnen und Schlangen, welche hysterisch angekränkelte Seelen überhaupt nicht für darstellungsfähig halten, von den nackten Figuren, welche das Auge der Salondame bis zum Erröthen unerträglich findet, obgleich oder weil ihr Ohr sich längst über jede Bedenklichkeit zweideutigster Art hinweggesetzt hat. Denken wir an Johann Huß auf der einen und Peter Arbuez auf der anderen Seite, jenen eine ehrwürdige und heilige Person, diesen ein Ketzer und Scheusal in Menschengestalt, jenachdem jemand katholisch oder protestantisch glaubt, kotholische oder protestantische Geschichte studirt hat. Der eine liebt die im Horizont sich verlierende Ebene, der andere schneebedeckte Berggipfel, und in Folge dessen wird auch die Kunstliebhaberei eine verschiedene sein. Der Franzose wird selbst einem mit Bravour gemalten Einzug der Deutschen in Paris und einer Uebergabe des Heeres bei Sedan nur schwer Geschmack abgewinnen können. Ebenso wird der Deutsche mit einiger Ueberwindung die Schönheiten anerkennen, welche in so vielen Scenen aus der Größe der Na-

Digitized by Google

poleonischen Zeit und der Erniedrigung Deutschlands von den Kunstschulen des Empire dargestellt sind. Daß vor einem bedeutenden Kunstwerk die religiöse und politische Befangenheit bald schwindet, versteht sich von selbst. Aber ganz frei davon sind nur die Indifferenten und Kosmopoliten, mehr mystische Fischmenschen der Ruhmredigkeit, als factische, über allen Zweifel erhabene Existenzen. Der Mensch kann nicht aus seiner Haut, aber auch nicht aus seiner Erfahrung.

Von den duftigen Madonnen eines Raphael und den urgesunden, niederländischen eines Rubens sprachen wir schon; ebenso von dem rothen Carnit des letztern und dem gelben Rembrandt's. Der Subjectivismus in diesen Dingen geht so weit, daß wir an ihm die Kunsterzeugnisse der einzelnen Meister erkennen. Wer ferner mit viel Phantasie begabt ist, wird flüchtig, andeutend, in Skizzenform darstellen, und ebenso der mit Phantasie begabte Beschauer diese Vortragsweise besonders schätzen. Und so könnten wir noch eine Reihe von Subjectivismen wiederholen, die schon im vorigen Kapitel eine Erörterung fanden. Das Auge des Künstlers und Beschauers ist subjectiv gebaut, — so subjectiv, daß Menschen gelblich, bläulich, röthlich sehen und malen. Da kommt die Objectivität schon im ersten Anfang hart in's Gedränge.

Das wichtigste subjective Gepräge gibt aber die Zeit einem Kunstwerk. Darum steht der Laie den Kunsterzeugnissen einer entlegenen Vergangenheit so rathlos gegenüber. In den Geist einer solchen Vergangenheit, in ihre Anschauungs- und Denkweise sich einzuleben, ist nicht jedermanns Sache.

„Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Der das schrieb, hatte sich in mancherlei Wissenschaften und in den Wissenschaften mancherlei Völker versucht. Er mußte es also wissen. Es ist unverständlich, wie Göthe, der von dem subjectiven Antheil bei der Erfahrung so sehr

Digitized by Google

durchdrungen war, die philosophischen Lehren seines großen Zeitgenossen so schwer faßte. Oder hatte die anschauende Auffassungsgabe der reflectirenden keinen Raum mehr gelassen? Eminent entwickelt war die erstere. Uebrigens sind die sieben Siegel nicht allzu wörtlich zu nehmen. Geduld und Begabung haben auch die Geister der Vergangenheit schon zum Reden gezwungen. Und da sie, dem Getriebe der Gegenwart, dem Hunger und der Liebe entrückt, die abgeklärte, leidenschaftslose Sprache der Vergangenheit reden, so ist der Verkehr mit diesen „Geistern" ein so überaus wohlthuender. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Studium der wissenschaftlichen und künstlerischen Erzeugnisse einer entlegenen Zeit entgegenstellen, sind nur durch angestrengte Arbeit zu überwinden. Es genügt nicht, die Poesie oder die Kunst oder die politische Geschichte einer Zeit zu kennen, um in ihren Geist einzudringen, sondern man muß das ganze Kulturmaterial derselben beherrschen, ehe sich ein volles Verständniß der einzelnen Kulturzweige errreichen läßt. Denn jedem der letzteren ist die Signatur der Zeit aufgedrückt, und nur wer das Ganze überblickt, wird das Einzelne verstehen. Schließlich wird aber das Beste die Analogie thun müssen, welche dem dürren Knochengerüste der Daten Leben einhaucht. Ein Kunsthistoriker, der nicht an den Paletten seiner Zeitgenossen das Auge geübt hat, wird auch den alten Meistern als Uneingeweihter gegenüber stehen. Die Divinationsgabe ist eine trügliche, wenn sie sich nicht auf practische Erfahrungen stützt. Und wer den Künstlern nicht über die Schulter und in die Töpfe gesehen hat, der wird schwerlich etwas Anschauliches über alte und neue Kunst sagen können. Ueber diesen Mangel werden aber eine wohlgefügte Rede und glatte Worte nicht hinweghelfen. Dasselbe gilt von aller Historie. Das Leben der Vergangenheit lernt man nur im Leben der Gegenwart verstehen. Das subjective Gepräge der Zeit wird uns nur klar, wenn wir das Gemeinsame, allgemein Menschliche aller Zeiten kennen, die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. Aus der Gegenwart schließen wir durch Analogie auf die Vergangenheit. Ein Historiker, welcher in diesem

Digitized by Google

Sinne Geschichte schreibt, mag sie nun Litteratur, Kunst oder Politik umfassen, schreibt anschaulich. Wer dagegen nur Daten sammelt, ohne sie zum Bilde zu gestalten, der mag recht objectiv verfahren, über den Wiederkäuer erhebt er sich gewiß nicht.

So könnten wir noch eine Reihe von subjectiven Stimmungen und Anschauungen aufführen, welche ein allgemein gültiges Urtheil über das Wesen und die Aufgaben der Kunst erschweren. Zu erschöpfen ist das Material nicht, denn so viel Charactere, so viel eigenthümliche Auffassungen gibt es. Und brächte jemand das Unmögliche fertig, diese Charaktereigenthümlichkeiten auszuscheiden und das allen Gemeinsame nachzuweisen, so würde mit jedem neuen Menschenleben die Arbeit wieder anzufangen haben. Denn wenn auch der Character ein ererbter ist, und zwar in der Regel vom Saamenthier her, so ist er doch nie ganz ererbt, sondern er variirt, ist individualisirt, der specielle Character dieses Individuums. So lange es also Charactere gibt, werden wir auch über characteristische, d. i. subjective Urtheile nicht hinauskommen. Ganz rein wird die Quelle allgemein gültiger Kunsturtheile nie fließen. Sind sie genau genommen alle subjectiv, so werden wir uns nicht über ein Resultat ereifern, welches Regeln mit einigen, vielleicht nicht unerheblichen, Ausnahmen findet. Solche Regeln sucht die reflectirende Seite unseres Intellects aufzufinden. Aber da der Intellect ausschließlich, von den Anschauungsformen Raum, Zeit und Kausalität abgesehen, auf die Erfahrung angewiesen ist, so wird er sich auf eine umfassende Arbeit angewiesen sehen, auf ein überreiches Material, das sich nur lose aus den Einzelfällen zu allgemeinen Gesetzen zusammenschließt. Der Natur der Sache nach können deshalb auch die Gesichtspunkte, von denen aus eine solche Aufgabe zu lösen ist, nur allgemeine sein. Mit anderen Worten. Wenn der menschliche Intellect auch in der Kunst, wie Philosophie, Religion, Wissenschaft, nach dem Warum ihrer Wirkung fragt, d. h. menschlich fragt, wenn er die Gesetze aufzufinden sucht, nach denen die klassische Kunst schafft u. dgl. m., so lassen sich auf solche

Digitized by Google

Fragen die Antworten nicht an den Fingern herzählen. Sollen sie vielmehr einigermaaßen umfassend sein, so müssen sie allgemein gehalten sein.

Die gemeinsame Quelle aller unserer Kunsturtheile ist die Erfahrung. Auf sie ist der ausübende Künstler wie der Kunstfreund angewiesen, ebensowohl wenn es sich um Schaffen, als wenn es sich um das Beurtheilen des Schaffens handelt. Denn nur von außen, durch die Erfahrungen wird den Menschen vermittelst der Sinne das Material zugeführt zu ihren Schöpfungen und Urtheilen. Die Verarbeitung dieses Materials zu Kunstgestalten und Kunsturtheilen besorgt der Gehirnbrei, Intellect genannt, wie die Hände das Greifen, die Füße das Gehen, der Magen das Verdauen, die Nase das Riechen, die Zunge das Schmecken. Nimmt man einem Thiere die Hirnmasse aus dem Schädel, so lebt es weiter. Da dieses Hirn gerade so gebildet ist, wie das menschliche, so dürfen wir wohl schließen, daß auch beim Menschen das Leben, sit venia verbo die Seele, nicht im Hirn sitzt, sondern daß letzteres vielmehr einfach ein materielles Organ des Körpers ist, nämlich das Organ, Vorstellungen und Begriffe zu bilden, anzuschauen und zu denken. Dieses so überaus wichtige Organ hat aber eine beschränkte Freiheit in der Wahl seines Stoffes aus der Erfahrung, es hat den Launen eines herrischen Vorgesetzten zu gehorchen, den wir Character nennen. Je nachdem dieser geartet ist, wird jenes Denk- und Vorstellungsorgan in dem Korbe voll lachender Früchte ein Stillleben, oder eine genußreiche Schleckerei sehen, in dem schönen menschlichen Körper das Modell zu einer Venus, einem Adonis, oder aber einen Gegenstand sinnlicher Begierden. Dieser Character verleiht den Vorstellungen die subjective Farbe, leitet aber zugleich den Intellect schon im Aufsuchen bestimmten Vorstellungsmaterials. Er zwingt der genialen Künstlernatur Blei und Pinsel in die Hand, er leitet sie, Studien und Entwürfe zu machen, deren Verwerthung sie noch nicht kennt. Und endlich führt er den Meißel und Pinsel bei der „fertigen“ Schöpfung, daß dieser die Palme der Originalität zuerkannt wird. Originell und subjectiv sind Wechselbegriffe.

Digitized by Google

Aus dem Sowollen entwickelt sich das Sosein des Künstlers, wie aus dem Saamenkorn die Pflanze. Im Saamen ist die ganze künftige Pflanze im Kleinen enthalten, im unbeholfenen Tasten des Lehrlings zeigen sich schon die Meisterstriche des fertigen, hand- und gedankenfertigen, Künstlers in der Reifezeit seines Schaffens. Der Kenner weist die flüchtige Skizze aus jungen Jahren einem Meister zu, dessen Art zu schaffen er an den fertigen Arbeiten studirt hat. Und das mit einer Sicherheit, die nur selten in die Lage kommt bekennen zu müssen, daß sie sich geirrt habe. Diese Originalität des Künstlers ist die conditio sine qua non der Genialität. Wie der ausgesprochene Character den Mann von Bedeutung im Leben ausmacht, so ist die Subjectivität characteristisch für den Künstler, d. h. ohne sie gibt es keine Originalität und keine Genialität. Wenn wir in einem Kunstwerke keine Eigenthümlichkeit sehen, kein characteristisches Auge und keine originelle Hand, so kann es uns kein Interesse irgend welcher Art abgewinnen. Das Nachahmen und Zusammentragen von Arbeiten und aus den Arbeiten selbst der Besten, wenn es auch mit beachtungswerther Geschicklichkeit ausgeführt wird, hat immer etwas Abstoßendes. Die Aneignung fremden Eigenthums macht die Hand unsicher, und fremde Gedanken lassen sich nie so anleben, daß sie den Eindruck der Ursprünglichkeit machten. Die Nachbeter mögen im Schweiße ihres Angesichts Brod und Lorbeeren bei den uneingeweihten Zeitgenossen verdienen. Die Eingeweihten werden sie als Nachtreter erkennen und die Nachwelt sie als solche vergessen.

Das Sowollen und Sosein des Künstlers, welches für ihn characteristisch ist und seine Originalität ausmacht, sucht und verarbeitet das dieser Anschauungsweise entsprechende Material in der ihm eigenthümlichen Weise, und das gibt dem Kunstwerk das subjective Gepräge. Im Gegensatz dazu steht das objectiv sich darbietende Material der Erfahrung. Wird der Künstler so subjectiv, daß er nicht mehr allgemein menschlich verständlich ist, so ist das ein Zeichen, daß er die objective Welt der Erfahrung verloren hat. Alsdann läuft

Digitized by Google

er Gefahr, dunkel und bizarr zu werden. Die Erfahrung ist das Correctiv der Originalität, oder wie der Kunstausdruck lautet, die Natur bewahrt den Künstler vor der Manier. Die griechische Kunst schlug schon früh den Weg ein von der Natur aus zum Idealismus, während die orientalischen Völker mit wenigen Ausnahmen in's „Stilisiren" geriethen, und die Natur dem subjectiven Belieben unterwarfen. Das vergnügliche Lächeln der sterbenden Aegineten vergessen wir beim Anblick dieser schönen, naturalistisch behandelten Körper, und die Parthenonsculpturen vereinigen Naturalismus und Idealismus, Subjectivismus und Objectivismus zu einer harmonischen Ganzheit, die sie zu Mustern der Plastik aller Zeiten macht. Sehen wir dagegen die Bildwerke der Chinesen an, so muthen sie uns fremdartig an, weil sie nicht am Studium der Natur gereift und dadurch allgemein menschlich verständlich sind. Groß sind diese nur in der stilisirenden Kunst. In der Ornamentirung der Gefäße sind sie geradezu Virtuosen, denn ihre ganze Kunstrichtung ist eine subjective, die Natur modelnde. Unsere moderne occidentalische Welt hat dagegen viel zu viel Respect vor der Natur, um sie in der Kunst den Launen des Ornaments dienstbar zu machen. Deshalb greifen die Künstler immer wieder zu den überkommenen Ornamenten der Antike, resp. Renaissance und des Zopfes. Letzterer war wie geschaffen für die Entwickelung des Ornaments. Die gezierte Sprach- und Denkweise, das ausgesprochene Hofmeistern der Natur, vor dem kein Baum und kein Strauch im Garten, ja nicht einmal das Haar auf dem eigenen Kopfe sicher war, das alles weckte einen Eigenwillen gegenüber der Natur, der nach der stilisirenden Seite hin geradezu Meisterwerke schuf. Die bequemen, sich an keine architectonischen Gesetze kehrenden Möbeln sind mit einer Laune ausgeschmückt, die in Erstaunen setzt. Man ließ mit Behagen dem subjectiven Belieben der Phantasie die Zügel schießen, und so lange er sich in Ornamenten bewegt, ist der Zopf kein — — Zopf. Wo aber die Natur ihre unveräußerlichen Ansprüche geltend macht, wie bei figürlichen und landschaftlichen Gegenständen, da

Digitized by Google

wird der Zopf manirirt, unwahr, unkünstlerisch. Unser Jahrhundert der Naturwissenschaften hat im Studium der Natur die Natur wieder achten gelernt. Die Aufklärung beschnitt die wuchernden Auswüchse der Phantasie, die Künstler lernten wieder streng nach der Natur zeichnen und in der neuesten Zeit auch malen, kurz die Kunst wurde wieder wahr in der Schule der Natur. Aber die Gegensätze werden leicht jäh. In der Architectur und in den Möbeln entwickelte sich der viereckige Kastenstil der Biedermeierzeit, aller Schmuck wurde von den Geräthen verbannt und schließlich die Kunst aus dem Handwerk verstoßen, das Letztere zur Maschinenarbeit entmenschlicht. Die neuste Zeit hat indeß der Geschmacksverwilderung einer überreizten Nüchternheit durch Wiedereinführung der Kunst in's Handwerk eine Grenze gezogen. Der Biedermeier hat begreifen gelernt, daß es nützlich und vortheilhaft zugleich ist, wenn die Tagesgewerbe von der Kunst etwas gehoben und getragen werden. Ihre Rolle, aus Thieren Menschen mit formen zu helfen, hat die Kunst noch nicht ausgespielt. Die Verthierung des Menschen geht schneller, als die Vermenschlichung des Thieres. Sowie die Kunst vernachlässigt wird, ist sie auch bald vergessen. Solche Zeiten zeichnen sich durch eine bestiale Nüchternheit aus, die von Rohheit nicht sehr weit entfernt ist.

Die Natur ist die vornehmste Quelle, aus welcher wir einen Einblick in das Wesen der Kunst schöpfen. An ihr ist jedes Kunstwerk zu prüfen auf seine Echtheit hin. Wer die Natur kennt, hat einen Maaßstab für die Kunst, der untrüglich ist. Denn ohne Natur wird die Kunst ein Schemen der Reflexion, nicht empfunden, sondern gedacht, und darum nicht verstanden. In der Anschauung pulsirt das warme Leben der Unmittelbarkeit, der Begriff ist dürr und fällt leicht auf unfruchtbaren Boden. Darum redet die Kunst eine unmittelbare und leicht verständliche Sprache, während die Rede schwerfällig nach Worten ringt, um in verblaßten Begriffen die Erfahrung zu fassen und mittheilbar zu machen. Weicht die Kunst von dem allgemein verständlichen Wege der Natur ab, denkt der Künstler, anstatt daß er anschaut,

Digitized by Google

so redet er in dem fremden Jargon der Reflexion anstatt in der Muttersprache der Kunst, der anschaulichen Natur.

Das Kunstwerk ist nichts als Natur im verklärenden Lichte des Künstlerauges gespiegelt. Aus der Natur ist es entstanden und nur aus der Natur zu verstehen. Aber auch in der Kunst selbst ist ein Werden und Wachsen, und das Gewordene wieder nur aus dem Werden zu begreifen. Wer die vielfach sich kreuzenden Fäden in den Meistern und Schulen verfolgen will, wird sie schwerlich ohne Kunstgeschichte entwirren können. Auch wird nur durch diese das Verständniß des Ganzen erschlossen, während andernfalls das Urtheil leicht am Einzelfall klebt und ungerecht wird. Denn nicht aus dem Einzelnen läßt sich die Regel finden. Diese wird auf Gültigkeit nur Anspruch erheben können, wenn der Kritiker das ganze Gebiet der Kunst im Großen zu überblicken fähig ist. Die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe soll nicht geleugnet werden. Ihr Vorhandensein ist ja auch nicht zu bezweifeln, denn sonst wären der Meinungen über das Wesen und die Aufgaben der Kunst nicht so viele und so widerspruchsvolle. Wir sind der bescheidenen Ansicht, daß über die Kunst etwas Verständiges zu sagen fast so schwer ist, als ein klassisches Kunstwerk zu schaffen. Darum sind der tüchtigen Kunstkritiker, oder Aesthetiker wie man will, weniger als der tüchtigen Künstler. Das Papier ist freilich so geduldig wie die Leinwand. Aber es gibt Pinsel, die mit Kunst nicht viel zu thun haben, und Federn, deren Inhaber unter einem trüben Wortgeschnatter ihre Gedankenarmuth nur dürftig verbergen. Je umfassender das Können ist, desto weniger wird der Künstler Gefahr laufen, sich über Nacht zur Manier zu erschöpfen. Je ausgebreiteter das kunsthistorische Wissen ist, desto leichter wird der Kunstkritiker allgemeine Gesetze und Gesichtspunkte finden, von denen aus er die einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst beurtheilt. Beide, Künstler und Kenner, werden vor Einseitigkeit bewahrt, wenn sie sich den Blick an der Kunst der Vergangenheit erweitert haben. Die Kunstgeschichte ist nicht eine Geschichte gegenseitiger Verabredungen, daß der eine

Digitized by Google

beginnt, wo der andere aufgehört hat. Auch die Kunst hat ihren Frühling und Winter gehabt, ihren Schlaf und ihr Wiedererwachen, ihre Versunkenheit und frisches Wiedererstehen, Blüthe, Frucht, Tod und Wiedergeburt. Sie wurzelt in dem Geistesleben der Völker. Wie dieses von Volk zu Volk geht, hier erstarrt und dort wieder fröhlich emporblüht, junge Nationen das Erbe der Kultur alter, abgestorbener Völker antreten und eigenartig fortentwickeln, so ist es auch mit der Kunst gegangen. In all dieser scheinbaren Willkür ist ein großer Zug zum Besseren, Höheren, Vollkommneren nicht zu verkennen. Nicht Zufall, aber auch nicht Absichtlichkeit guter oder böser Götter, sondern der Entwicklungstrieb im Natur- und Menschenleben ist es, der als guter Genius auch über die Kunst wacht, daß sie die Fortentwicklung der Kultur in gleichem Schritt und Tritt begleitet. Wer daher die Kunst ganz verstehen will, der wird ihre Geschichte nicht einseitg zu studiren haben, sondern immer als die eines Kulturgliedes. Kunst- ohne Kulturgeschichte wird immer lückenhaft sein. So sehen wir denn auch, daß der Kenner die Kunsterzeugnisse nicht als Thohuwabohu im Kopfe beherbergt, sondern wohl geordnet nach Schulen und Zeiten, daß er nicht bloß das Material kennt, sondern sich auch über den Entwicklungsgang der Kunst Rechenschaft zu geben sucht. Der Praktiker, wie ihn Handel und Wandel zu bilden pflegt, kommt wegen der Lücken seines historischen Wissens nie aus dem Tappen heraus. Anderseits ist der Kunstgelehrte, der mit der Kunst nur aus der Bücherferne seiner Studirstube in Berührung kommt, immer in der peinlichen Lage, alles zu wissen und nichts zu kennen. Was wir das gereifte Urtheil des Kenners nennen, das ist zusammengesetzt aus Kunst-, Natur- und Kulturkenntniß der Gegenwart aus der Vergangenheit.

All unser Wissen über Kunst ist also ein Erfahrungswissen. Angeboren ist uns nur ein Wollen der Kunst überhaupt, das specialisirt wird durch den National- und Individualcharacter zu einer bestimmten Kunstrichtung. Es ist naheliegend, nun zu fragen, ob in diesem Wollen nicht be-

Digitized by Google

stimmte Ideen enthalten sind, wie das Schönheitsideal, die sich zwar mit der Vernunft nicht fassen lassen, deren Vorhandensein aber gefühlt, und die etwa auch unbewußt vorgestellt werden möchten.

Die Frage ist alt. So oft die Skeptik ihre Zweifel gegen die Gebilde der Phantasie geltend machte, war dies angeborne Wollen, dieses unbestimmbare Etwas, das als immaterielles Agens hinter aller Materie steckt, die Hinterthür, durch welche Glauben und Meinen seine Phantastereien wieder einschmuggelte. Nachdem Kant nachgewiesen hatte, daß uns nur die leeren Formen der Anschauung angeboren seien, daß wir aber von den Dingen nur ihre Erscheinung kennten, nicht wie sie an sich und unabhängig von unserer Anschauung sein möchten, kam Friedrich Heinrich Jacobi mit dem Verlangen nach einer Gewißheit, die aller Gründe und Beweise entbehren könne, ja entbehren müsse. Hatte Kant bewiesen, daß das Uebersinnliche nicht für unsere Sinne faßbar und für unser Denken begreifbar sei, daß wir von Gott und der Welt an sich nichts wissen können, so stellte Jacobi dem eine Vernunftanschauung gegenüber unabhängig von der sinnlichen Wahrnehmung. Er behauptet ein Wissen aus Geistesgefühl, ein Fürwahrhalten aus Glauben, ein Licht im Herzen, das erlischt, wenn er es in den Verstand bringen will. Kurz Jacobi ließ im sogenannten Gefühl alle Ideen wieder erstehen, welche Kant als unhaltbar vor einer ernsthaften Kritik nachgewiesen hatte. Herbart nennt diese Gefühle im Dunkel wirkende Vorstellungen, und Schelling meint, wenn die Naturproduction eine bewußtlose sei, die einer bewußten gleiche, so sei im Gegensatz dazu das Schaffen des Künstlers ein bewußtes, welches dem bewußtlosen gleiche. Auch Hegel nimmt für die Kunst das unmittelbare Anschauen der Idee in objectiver Wirklichkeit in Anspruch, während Schopenhauer in der Kunst eine Erleichterung der Erkenntniß der Ideen der Welt in Plato's Sinne sieht. Darunter aber versteht Schopenhauer, (welcher selbst einräumt, daß Plato nicht genau dieselbe Auffassung von den Ideen gehabt habe [Welt als Wille und Vorstellung pag. 276 ed. 3.

Digitized by Google

1859]), das Wesentliche und Bleibende aller Erscheinungen der Welt. Die künstlerische Anschauung, meint er, sei eine Betrachtung der Dinge unabhängig vom Satze des Grundes. Der Künstler entäußere sich seiner Persönlichkeit auf einige Zeit völlig, um als rein erkennendes Subject, klares Weltauge übrig zu bleiben, und erkenne nun aus bloßem Gefühl, und unbewußt, ja instinctmäßig die Ideen der Erscheinungswelt. Er ziehe also die Natur in sich hinein, verliere sich in dieselbe, Subject und Object würden eins.

„Sind Berge, Wellen, Himmel, nicht ein Theil
Von mir und meiner Seele, ich von ihnen?"

Endlich läßt Eduard von Hartmann das Schönfinden und das Schönschaffen des Menschen aus unbewußten Processen hervorgehen, als deren Resultate die Empfindung des Schönen und die Erfindung des Schönen sich dem Bewußtsein darstellten. Er meint, die Naturproduction und das künstlerische Gestalten des Menschen unterschieden sich nicht im Wesen und Ursprung der Conception der Idee, sondern nur in der Art und Weise, wie sie die Ideen ausführten. In der Naturschönheit werde die Idee nicht erst dem Bewußtsein präsentirt, das Individuum sei Bildhauer und Marmor zugleich, während bei der künstlerischen Production des Menschen sich die Idee nicht unmittelbar als Naturwesen, sondern als Hirnschwingungen verwirkliche, die dem Bewußtsein des Künstlers als Phantasiegebilde gegenüber treten, dessen Uebertragung in äußere Realität von dem bewußten Willen des Künstlers abhänge.

Die Philosophen haben also richtig erkannt, daß die künstlerische Production eine wesentlich anschauliche ist und folglich durch die Reflexion gestört, wenn nicht ganz aufgehoben wird. Daß indeß diese anschauende, unüberlegte und ungemachte Darstellungsweise des Künstlers irgend etwas Geheimnißvolles, wie Ideen, Schönheitsideal u. dgl. m., an sich habe, folgt durchaus nicht. Jede Thätigkeit des Alltagslebens wird um so rascher und besser gefördert werden, je mehr sich das Wollen und Denken darauf concentrirt. Nimmt diese Thätigkeit die Anschauung in Anspruch, wie

Digitized by Google

beim Nähen, Sticken, Hobeln, Hacken, Pflügen, Säen, Anstreichen, Meißeln, so wird die Reflexion, das Grübeln über das, was ich thue, meine Aufmerksamkeit ablenken und also die Production schwächen. Das künstlerische Gestalten erfordert eine ungestörte Vorstellung, denn sonst verblassen die Züge derselben, des Phantasiebildes, des darzustellenden Gegenstandes. Ferner ist wieder ungestörte Anschauung nöthig, wenn die verschiedenen Farbentöne bei einander bleiben, nicht hier ein Stück und dort ein Stück aus dem Ton fallen soll. Wenn ferner nicht der eine Theil ausgeführter werden soll, als der andere, und dadurch aus dem Bilde herausfallen. Je weniger Reflexion ein Künstler aufkommen läßt, desto mehr Anschauung wird er aufwenden können bei der Arbeit, desto bewußtloser und künstlerischer wird er gestalten. Denn Anschauung macht neun Zehntel bei der bildenden Kunst aus, und diese ist ein unbewußter Vorgang. Zum Selbstbewußtsein kommt sie erst, wenn ich darüber reflectire, und damit hört sie eigentlich auf, Anschauung zu sein, wenn wir auch noch von Anschauung schlechthin sprechen im Gegensatz gegen reine, unbewußte, sich in den Gegenstand verlierende Anschauung. Der Uebergang vom Unbewußten zum Bewußten, von der Anschauung zur Reflexion ist übrigens so leicht, die Grenze zwischen beiden so schmal, daß bewußte und unbewußte Thätigkeit sich bei der Arbeit ununterbrochen kreuzen. Es ist mit der künstlerischen Production nicht anders, wie mit jeder Alltagsthätigkeit auch. Je weniger die Aufmerksamkeit durch Grübeln, Probiren, Tasten und Quälen abgezogen wird, desto flotter wird die Arbeit von Statten gehen, und desto mehr wird sie den Eindruck des Ganzen und Vollendeten machen. Dazu ist nöthig, daß die Arbeit dem Menschen von der Hand geht, d. h. daß er Schick dazu hat. Ob Schreiner, ob Bildschnitzer, ob Schuster, ob Tüncher, ob Maler, ob Dichter, ob Ackermann, ob Hirte, ob Kaufmann, ob Musikant, und wie die menschlichen Gewerke sonst heißen mögen, das bleibt sich gleich in der Art und Weise der Arbeit. Je mehr Anlage da ist, denn auch zum Sauhirten gehört Begabung, desto leichter wird dem Arbeiter die

Digitized by Google

Arbeit, desto weniger braucht er nachzudenken und sich abzuquälen, desto unbewußter, schneller und besser wird er schaffen. Unfähigkeit erzeugt nicht bloß in der Kunst, sondern bei jeder Arbeit Unsicherheit. Man kann sich alsdann nicht unbewußt derselben hingeben, sich nicht in dieselbe verlieren, und in Folge dessen wird sie schlecht. Auch im Gefühl, im Unbewußten, im Willen liegen keine Ideen irgend welcher Art, aus denen wir Regeln für das klassisch Schöne in der Kunst herleiten könnten. Gehalt bekommt unser Intellect erst von außen, durch die Erfahrung. Diese allein liefert ihm den Stoff zum Gestalten und Denken. Auch die unbewußten Vorstellungen haben ihr Material der Erfahrung entnommen. Ihr unbewußtes Dasein, ihr Vorhandensein unabhängig vom Selbstbewußtsein, dessen Controle sie sich zeitweilig entziehen, verdanken sie der eigenthümlichen Organisation des Gehirns, welches ein parasitenartig selbständiges Leben führt, denkt und vorstellt, ohne daß dieses Denken und Vorstellen immer auf der Centralstation des Selbstbewußtseins gemeldet wird. Parasitenartig selbständig ist der Intellect also einmal vom Willen, d. h. wir können noch etwas anderes als leben, essen, trinken und uns fortpflanzen, wir können philosophiren, beten, malen, dichten, singen, Menschen sein durch unser höher entwickeltes Gehirn. Aber auch im Intellect selbst arbeitet es instinctiv, hellsehend, unbewußt, dunkel fühlend und ahnend, und wie die Ausdrücke sonst heißen mögen, die alle den einen gemeinsamen Zustand des Denkens und Vorstellens bezeichnen, welcher sich der Controle des Selbstbewußtseins entzieht. Wir haben in diesem unbewußten Vorstellen, welches jede geniale, künstlerische Leistung auszeichnet, also nichts anderes zu sehen, als daß das Vorstellen selbst keine Vorstellung unseres Kopfes, nicht selbstbewußt wird, daß wir das Vorstellen und Denken selbst nicht zum Gegenstand unseres Nachdenkens machen. Das ist Alles. Wenn ich über das Denken und Vorstellen nachdenke, so kann ich nicht gut etwas anderes treiben; wenn ich reflectire über Kunst, kann ich nicht künstlerisch schaffen. Die unbewußte Thätigkeit des Intellects, die Verarbeitung des von

Digitized by Google

der Erfahrung gegebenen Materials, ohne daß wir uns dieser Thätigkeit bewußt werden, ist für jede gedeihliche Gedankenarbeit in Wissenschaft und Kunst durchaus nothwendig. Sobald ich über diese unbewußte Gedankenarbeit nachdenke, denke ich etwas anderes und störe folglich die erstere. Selbstbewußtes und Unbewußtes sind zwei Seiten des Intellects. Unbewußt verarbeiten wir die Ueberlieferungen der Sinne zu Erfahrungen, zu Vorstellungen; zum „Genuß", zum Object für unseren Willen werden sie erst, wenn wir sie in Selbstbewußtsein reflectiren, wenn das Vorstellen selbst Object unseres Nachdenkens wird und zu unserem Bewußtsein kommt.

Im Willen, im Gattungscharacter des Menschen ist der Nachahmungstrieb begründet, und diesem Triebe verdankt die Kunst ihre Entstehung. Er findet sich schon bei den Thieren, namentlich den Affen, aber bei dem schwächer entwickelten Reflexionsvermögen des thierischen Gehirns ist er keiner Entwicklung fähig durch Ueberlieferung und Nachdenken. Selbst bei den ersten Menschen und den Wilden ist der Nachahmungstrieb noch ein Spielkind der Laune und des Bedürfnisses, der sich nur langsam zu Kunstschöpfungen aufschwingt. Von eigentlicher Kunst kann erst die Rede sein, wenn die Menschen sich ihre intellectuale Welt aufbauen, die Welt der Ideale. Alsdann tritt die Kunst in den Dienst der Kultur, sie nimmt an ihren Segnungen Theil, hat aber auch fortan sich ihren Gesetzen zu fügen. Die Urtheile über Kunst, können wir also sagen, sind aus zwei Hauptquellen zu schöpfen, aus dem natürlichen Entwicklungsgang der Kunst im Allgemeinen und aus den Aufgaben, welche die Kultur an sie stellt, im Besonderen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kunsttriebe bei den Thieren
und
die Anfänge der Kunst bei den Menschen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Mensch unterscheidet sich in Nichts wesentlich von dem Thiere außer in seiner Specialität, der Kulturfähigkeit. Auch diese besitzen die Thiere, aber nur in Anläufen, die erst in der Varietät Mensch durch das feiner organisirte Hirn leistungsfähig genug werden, um sich die Welt der Ideale, die eigentliche Menschenwelt aufzubauen in Religion, Philosophie, Poesie, Musik, Wissenschaften, Kunst, kurz in den Errungenschaften der Kultur.

Das Thier unterscheidet sich in Nichts wesentlich von dem Menschen außer in seiner Specialität, den sogenannten Instincten. Die letzteren können wir dem Menschen nicht ganz absprechen, aber es sind nur noch Restbestände seines einstigen Naturzustandes. Je weiter er in der Kultur entthiert wird, desto stumpfer werden seine Instincte, desto mehr entwickelt er aus letzteren, den Naturtrieben, die Kulturtriebe, welche die Menschenwelt der Ideale schaffen. Alle Kulturtriebe lassen sich auf Naturtriebe zurückführen, und aus den thierischen Kunsttrieben lernen wir die Anfänge der Kunst bei den Menschen verstehen.

Digitized by Google

Ich war Ohrenzeuge, wie in einer populären anthropologischen Vorlesung vor Eröffnung derselben unter den Anwesenden ein lebhafter Streit geführt wurde, ob die aufgestellte Büste eines Orangweibchens ein Neger oder die gleichfalls aufgestellte eines Australnegers ein Affe sei. In einer zoologischen Sammlung hörte ich wiederholt von Besuchern Rufe der Ueberraschung, wenn sie im Angesicht des Orangs, Chimpanses und der anderen „Vettern" gezwungen wurden, in ihren Menschheitsdünkel einiges Mißtrauen zu setzen. Wer Gelegenheit hat, das Publikum vor einem lebenden Menschenaffen zu beobachten, der wird, je nach dem Temperament der Beschauer bald mit Humor bald mit Widerwillen, auf den Zügen derselben das Eingeständniß lesen, daß die Aehnlichkeit zwischen einem Gorilla, Orang-Utang, Chimpanse und dem Menschen unendlich größer ist, als die zwischen den Waldmenschen und einem Esel. Das alles offen auszusprechen, leidet freilich die liebe Eitelkeit nicht, und man findet es wohl gar abscheulich von den derben, wenn auch ehrlichen Naturforschern, daß sie den Menschen zu den Säugethieren zählen und behaupten, der Mensch weiche anatomisch in Nichts von den Thieren ab. Als ob es einladender wäre, wenn man von unsern „Brüdern" folgende Schilderung liest: „Von den unglücklichen Bewohnern Neuhollands ein Bild zu entwerfen, ist für den Menschenfreund eine traurige Aufgabe. Von der Natur ist wohl kein Thier grausamer, als diese Menschen behandelt worden. Ihr Körper ist häßlich und unförmlich, ihre Züge sind Abscheu erregend. Der Ausdruck ihres Gesichts ist gräßlich: es ist ein Mittelding zwischen jenem eines Cretins und eines Betrunkenen. Wenn man in ihr Auge sieht, so findet man den eigenen Blick bald wie an einer Mauer abprallen; es ist nichts, was sich dem Innern des Auges zeigt, keine Frage, keine Neugierde, kein Erstaunen, kein Gedanken; kein Geist bewegt sich darin — mit einem Worte: es ist seelenlos. Ihr Auge trügt nicht: — es ist leider der treue Spiegel ihres Innern. Wie bei einem Thiere hat die Seele des Neuholländers keinen Aufschwung; nur mit dem leiblichen Leben ist er beschäftigt,

Digitized by Google

nur mit dem, was sein Körper bedarf. Die Familienbande unter dem Urvolk Neuhollands sind lose: es gibt unter ihm keine engeren Verbindungen als die einer Horde. Wie ein Rudel wilder Thiere durchziehen die Neuholländer in der jeder Horde gehörigen Gegend das Land, ohne ein Dorf, ohne ein Haus, ohne eine Hütte, ohne ein Zelt zu besitzen. Keine Höhle, keine Grube schützt sie gegen das Wetter, nicht einmal Kleidung; von keinem Anbau, von keinem Heerde ist die Rede: — auf solch einer niederen Stufe der Menschheit steht der Neuholländer. Und dennoch! sollte man es glauben, ist es noch ein Schritt weiter, bis der Uebergang des Menschen zum Thiere fast unmerklich ist. Diese niedrigste Menschengattung bewohnt manche Gebirgsgegenden Indiens; es ist ein Stamm, welcher unstreitig zu derselben Race, wie der Neuholländer gehört; allein jener Indianer hat es nicht bis zur Bildung einer Horde gebracht, kaum eine Familie findet man vereinigt; — Mann und Frau leben einzeln und flüchten affenähnlich auf die Bäume, wenn man ihnen zufällig begegnet. (?)"

Da sind die Indier am Ende nicht gar so toll, wenn sie den Hulmanaffen abgöttisch verehren und ein regierendes Haus es sich zur besonderen Ehre anrechnet, von ihnen seinen Stammbaum herleiten zu können. Es nennt sich stolz „das geschwänzte", weil der Ahnherr dies unschätzbare Anhängsel, über das wir Europäer bei einem Menschen in Entsetzen gerathen würden, am höchsteigenen Hintertheil getragen haben soll. Für einen heiligen Affenzahn, welcher von einem portugisischen Vicekönig erbeutet war, sollen ihm durch eine besondere Gesandtschaft des Königs von Peru 300,000 Cruzaden geboten sein. Also mehr als für das Stück ägyptischer Finsterniß, oder den Sproß von der Leiter, welche Jacob träumte, oder für den Strohhalm vom unfehlbar erfundenen Kerkerlager des Papstes, oder für den Urin Seiner Heiligkeit des Oberlamas in Tibet, welcher von der Geistlichkeit mit frommer Sorgfalt in Gläsern gesammelt und an die „Gläubigen" verkauft wird. Da sind die Geschichten, welche wir vom Leben und Treiben der Waldmenschen lesen,

Digitized by Google

doch nicht gar so arg, daß wir den homo sapiens nicht insipiens genug finden sollten, um den Gorilla ihm ohne Gedankenstrich folgen zu lassen. Herr Ernst Friedel erzählt in seinen Notizen über die drei Anthropomorphen des Berliner Aquariums: „Mit seiner kahlen Stirn und seiner fuchsigen Perücke und noch halb in irgend ein tiefsinniges Kapitel aus der Philosophie des Unbewußten vertieft, präsentirt der junge Orang-Utang alsdann ein urkomisches Gesicht, an das verstörte Aussehen gewisser älterer deutscher Gelehrten (Homo sapiens Linné, var. sapientissima!) so lebhaft erinnernd, daß die Beschauer unwillkürlich über die Parodie in ein schallendes Gelächter ausbrechen." Die Beschreibung der Berliner Waldmenschen haben die Runde durch alle Zeitungen gemacht, und da diese Angaben unter der steten Controle des großen Publikums stehen, so darf auch die „Menschenwürde" des ungläubigsten Thomas nicht mehr bezweifeln, daß die Kluft zwischen Thier und Mensch in jenen Anthropomorphen auf eine würdige Weise überbrückt ist. Dasselbe gilt von der Biographie der Chimpansin, genannt Frau Mafoka, d. i. etwa Geheimräthin, im Dresdener zoologischen Garten. „Am 21. Juli 1873, erzählt Herr Director Alwin Schöpf, erfuhr ich, daß ein Herr mit einer Chimpansin (Mafoka genannt), einem Schnurrbart-Schaukelaffen und einem Ichneumon einige Tage vorher direct von Mojumba, 50 Meilen im Inneren Nieder-Guineas, in Kirchberg bei Zwickau angekommen sei, und daß er diese Thiere verkaufen wolle. Noch an demselben Tag machte ich mich auf den Weg, wurde bald über den Preis einig und brachte hier beide erstere in einen Raum des Winterhauses, der $4^3/_4$ Meter hoch, $3^1/_2$ Meter breit und ebenso lang ist, unter. Die Entfernung des Fensters vom Gitter beträgt 1 Meter; nach dem Innern des Hauses schützen Glasthüren, die reichlich 1 Meter vom zweiten Gitter entfernt sind, gegen die Ungezogenheiten des Publikums und den üblen Geruch vom Rhinoceros und anderen Thieren. Ein Regulirofen mit Wasserverdampfung steht außerhalb des Gitters reichlich $^1/_2$ Meter entfernt; Stuhl, Tisch, Bettstelle, Kletterbaum, Schwungseile,

Digitized by Google

Schwungstangen und Bretter bilden die häusliche Einrichtung. Nachts schläft Mafoka in der Bettstelle auf Strohsack und Keilkissen, die am Tag über der frischen Luft ausgesetzt sind; auch hat sie eine Decke, die sie sehr gut zu benutzen weiß; sie mißt, wenn sie ganz aufrecht steht, 1 Meter reichlich! Auch hier wurde dies Thier mit Freuden begrüßt, wie in Frankfurt, worüber mein verehrter Herr College Schmidt im Januarheft 1872 berichtet, und wurden Darwin und Vogt ebenso oft vom Publikum erwähnt. Den größten Theil der Einnahme von hiesigen Besuchern haben wir der Mafoka zu verdanken, denn immer ist der Raum umstellt, besonders wenn sie ihr Frühstück und Abendbrod bekommt, welches abwechselnd in Kaffee, Thee, Cacao, hausbackenem Brod mit Butter bestrichen, Semmel, hie und da Reis in Milch gekocht, rohen und abgekochten Carotten, Apfelsinen, Feigen, Nüssen, Datteln, Rosinen, Aepfeln, Birnen, Mandeln besteht. Abgekochte Milch und Zuckerwasser (mehr für ihren Gespielen hingestellt) nimmt sie nur selten. Eine große Unart von ihr ist der Futterneid der Kleinen gegenüber, die so zärtlich gegen sie ist und nur, wenn das Jagen und Necken zu arg wird, sich durch Beißen in die Ohren und Schultern rächt. Gerne läßt sich Mafoka gefallen, besonders früh nach dem Aufstehen, wenn die Kleine ihr die Augen ausleckt, wobei dieselbe mit beiden Händchen sehr vorsichtig die Augenlieder auseinander zieht. Auch Nachts schlafen sie förmlich umschlungen neben einander. Sobald ich mich aber mit irgend welchen Nahrungsmitteln nahe, ob trocken oder flüssig, sucht Mafoka aus Argwohn und Mißgunst die Kleine hauptsächlich zuerst durch gewaltiges Stampfen mit den Füßen auf Tisch, Bettstelle oder Laufbrett zu erschrecken, was aber schon längst nichts mehr nützt. Nun beginnt mit Hülfe des Schwungseiles eine förmliche Jagd, bis ich Ruhe stifte oder bis, wie oben erwähnt, die Kleine sich selbst Hülfe verschafft, wonach sich dann Mafoka womöglich hinter mich versteckt. Die Zärtlichkeit gegen ihren früheren Herrn und dessen Angehörige hat sie schon am ersten Tage auf mich übertragen; sie umarmt und küßt mich und vertritt mir, sobald ich mich ent-

Digitized by Google

fernen will, den Weg. Schon bei dem früheren Besitzer sah ich sie ganz manierlich mit am Kaffeetisch sitzen; sie nahm sich die schönste Tasse, schenkte selbst ein, und benahm sich überhaupt ganz menschlich. Hier muß sie zum Ergötzen des Publikums erst den Thee mit dem Eßlöffel nehmen, dann aus der Tasse trinken, die sie selbst vollschöpft, und endlich, was sie öfters kaum erwarten kann, gleich aus dem Blechtopf trinken. Mit schon manchem Löffel ist sie entflohen, um denselben in einem unbewachten Augenblick schnell zu zerbrechen. Butterbrod aß sie früher lieber als jetzt, wo sie sich lieber an Zwieback gewöhnt hat. Nur dick gestrichen und ungesalzen liebt sie es zu essen; ist die Butter gesalzen, so schabt sie sie mit den Nägeln ab und verbraucht sie als Pomade, indem sie sich Kopf und Schultern damit einreibt. Die Trinknäpfe nimmt sie sehr oft mit auf das Seil oder die Sitzstange. Verlange ich dergleichen Gegenstände zurück, was gewöhnlich nicht sogleich erfüllt wird, so darf ich nur mit einer Mohrrübe zu werfen drohen. Sofort läßt sie Alles fallen oder gibt mir's in die Hand, so vor kurzem auch eine Uhr, auf deren Zifferblatt eine Fliege gemalt war, und die ich ihr öfters durch's Gitter vorgehalten hatte, wobei sie sich alle Mühe gab, die Fliege wegzukratzen. Sie lauschte sehr gerne dem Picken der Uhr, indem sie sie an's Ohr hielt und merkte sehr gut die Westentasche, wohin ich sie steckte. Als ich nun später in den Käfig trat, ohne die Kette sehen zu lassen, stieg Mafoka an mir in die Höhe und liebkoste mich, während dessen sie in einem Nu die Uhr herausholte. Obgleich ich schnell zugriff, war sie mit derselben doch blitzschnell bis zum höchsten Punkt des Käfigs gestiegen, untersuchte (wie früher durch's Gitter) Fliege und Picken, gab sie mir aber durch Tausch mit einer Birne, die ich mir schnell hereinreichen ließ, zurück, glücklicherweise ohne sie zu werfen. Sitze ich auf ihrem Stuhl, so werden meine Taschen sofort nach Leckerbissen untersucht; findet sie nichts, dann kommt es oft vor, daß sie mit der schnell ausgerissenen Tasche davongeht. Aus einem Rock machte sie mir in kurzer Zeit einen Frack, indem sie die

Digitized by Google

Vorderseiten abriß (der Schneider hat durch sie immer viel zu thun). Hat sie dergleichen dumme Streiche gemacht, wonach Strafe nicht ausbleibt, dann stelle ich mich überhaupt nur ärgerlich, indem ich ihr den Rücken zeige und sie mit starker Stimme ausschelte. Sie kommt dann sofort, um durch Liebkosen Alles wieder gut zu machen. Sobald ich mich aber wieder freundlich zeige, gehen ihre tollen Streiche auf's Neue los; sie springt mir von oben herab auf den Rücken, läßt Freudentöne hören, kriecht zwischen den Beinen durch, überschlägt sich auf dem Fußboden u. s. w. Früh bei Reinigung ihres Käfigs entreißt sie mir mitunter den Besen, kehrt ziemlich geschickt herum, zerbricht denselben aber sofort mit dem Knie (wozu bedeutende Kraft gehört), sobald sie unbeobachtet ist. Mit dem Käfigschlüssel, den ich mir absichtlich aus der Tasche stehlen ließ, indem ich nicht that, als bemerke ich ihr Treiben, öffnete sie ganz geschickt die Thüre; Sägespäne in den Käfig gebracht, hilft sie mit ausstreuen. Einer Frau, die, ehe sie vor dem Käfig kehrte, aus einem Blechtopf mit den Fingern Wasser spritzte, um den Staub zu verhüten, machte sie dies ganz meisterhaft nach, indem sie den Napf mit Zuckerwasser dazu verwendete. Dieselbe Frau scheuert öfters die Gitterstäbe von außen; ganz unbemerkt kroch Mafoka unter die Bettstelle und lauerte den Augenblick ab, ihr den frisch eingetauchten Hadern (Wischtuch) zu entreißen, was ihr auch zum Schrecken der Frau gelang, und nun begann ein eifriges Scheuern auf dem Tisch und an den Wänden. Milch und Zuckerwasser mußten herhalten zu neuer Arbeit, und Eintauchen, Ausringen (alles ganz menschlich), Scheuern wechselten ab; auch wußte sie sich, als der Vorrath zu Ende, auf andere Weise Flüssigkeit zu verschaffen. Schraubenzieher, Hammer u. s. w. benützt sie ebenfalls sehr geschickt; sie trifft, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf. Komme ich mit Mütze oder Hut hinein, so kann sie nicht erwarten, bis sie dieselben entreißen kann, um sich ihrer selbst als Kopfbedeckung zu bedienen. Viel Vergnügen macht es ihr auch, einen Wachsstock oder (Schwedische) Streichhölzchen mit verlängerten ganz gespitzten

Digitized by Google

Lippen auszublasen. Ganz erstaunt war ich, als sie schon am zweiten Tage ihres Hierseins meine Stiefel ganz regelrecht wie ein Mensch bei Absatz und Fußspitze anfaßte, richtig auszog (was gar nicht so leicht ging), und sich dabei, als ich zuletzt absichtlich schnell losließ, derb auf den Hintern setzte und umfiel. Nachdem sie einen Augenblick die Stelle gerieben, entfloh sie mit dem Stiefel und zog ihn selbst an. Täglich wiederholte sie dieses Manöver. Der vorige Besitzer will Mafoka drei Jahre gehabt haben, was ich nicht glauben kann, da er letzteres Stück und manches andere nicht von ihr gesehen hat; auch hörte ich, Mafoka sei erst vor der Abreise in ihres Herren Hände gekommen. Zu gleicher Zeit brachte dieser einen Negerknaben mit, der dem Chimpansen als Gespiele diente. Naht sich dem Käfig nun ein Schornsteinfegerjunge, so glaubt sie wahrscheinlich, es sei ihr Reisegefährte. Sie ließ die ersten Freudentöne hören, als sie die Täuschung sah. Als sie die Füße durch's Gitter untersucht und den Ruß berochen hatte, wurde sie ganz ärgerlich, biß den Jungen ziemlich derb in den vorgehaltenen Finger und wollte womöglich das Gitter zerreißen. Von meinem Personal will sie nicht viel wissen, sie rauft die Leute in den Haaren und hauptsächlich in den vollen Bärten gar zu gerne. Sie hat auch schon einige geschlagen und gebissen. Dies aber alles, wenn Vorhalten von Feigen u. dgl. nichts nützt und ich die Leute rufe, um selbst hinauszukommen. Sie hält mich dabei krampfhaft fest, indem sie sich an meinen Hals hängt und mich mit Küssen bedeckt. Hat sie mich nur einen Tag nicht gesehen und ich komme, wenn auch Nachts zurück, so steht sie vom Lager freiwillig auf, um mich durch's Gitter zu küssen. Als ich im September von Antwerpen zurückkehrte, hielt es sehr schwer, wieder aus dem Käfig zu kommen. Sie traute mir nicht, stellte sich in die Mitte des Käfigs und sprang bei jeder meiner Fußbewegungen nach rechts oder links, da ich zwei Thüren anbringen ließ. Gelingt es mir zu entschlüpfen, so sitzt sie ganz traurig mit niedergeschlagenen Augen da. Für den kleinen Gespielen brachte ich einen Schlupfwinkel (erst in neuerer Zeit) an, in den er sich

Digitized by Google

flüchten kann, was er auch oft benutzt. Gebe ich dem Kleinen Futter in seinen Behälter, so sucht der Chimpanse dasselbe zu bekommen und hat dabei schon manchmal unsere Lachmuskeln angestrengt. Reichen Arme oder Beine nicht aus, die Leckerbissen zu erreichen, so wird das Seil, an welchem eine Schleife ist, genommen und in den Seitenkäfig, so tief dieser ist, hineingesteckt, und dies wird immer wiederholt, wenn auch ohne Erfolg. Der Schnurrbart-Schaukelaffe ist dabei so durchtrieben und schlau, daß er Apfelsinen u. dgl., die ich ihm gebe, der Mafoka durch eine Oeffnung zeigt, sofort aber sich damit zurückzieht, wenn letztere naht. Nur mit den Füßen am Schwungseil hängend, dreht sich Mafoka in unglaublicher Geschwindigkeit herum; sie turnt den ganzen Tag. Zahnstocher macht sie sich aus Holz und benutzt sie wie ein Mensch, um die Zähne zu reinigen und um den Schmutz unter den Finger- und Fußnägeln zu entfernen. Ein Taschentuch, welches sie vor einiger Zeit einem Herrn entriß, der ihr mit mir einen Besuch abstattete, nahm sie als Schleier oder Mantille u. s. w. um und gab es nur sehr ungern zurück. Vor einiger Zeit hatte sie den Henkel eines Blechtopfs zu weit an den Arm geschoben und konnte ihn trotz aller Mühe nicht herunterbringen; mein Weg führte mich vorüber; sie schrie mir laut zu und zeigte mir, was passirt war. Mit Hülfe einer Zange war der Topf sehr schnell beseitigt, und sofort gab sie ihre Dankbarkeit unaufgefordert durch einen Kuß zu erkennen, wobei sie mich umarmte. Als vor kurzer Zeit unser verehrter Künstler, Herr Leutemann aus Leipzig, hier war und ihr sein Skizzenbuch hinter dem Gitter vorhielt, zeigte sie große Aufmerksamkeit, blätterte ganz regelrecht hin und her, verweilte bei einzelnen Thierbildern längere Zeit und um sich's mit Kennermiene anzusehen. In Folge dessen kaufte ich ein sogenanntes unzerreißbares Bilderbuch, das sie anfangs ebenfalls sorgfältig beobachtete; nach längerer Zeit und öfterem Besehen aber entriß sie es mir, und bevor ich es ihr abjagen konnte, behandelte sie es unbarmherzig. Kleinere geraubte Gegenstände verbirgt sie gerne sogar in dem Munde, wie z. B. neulich selbst meine Uhr. Vor einigen Wochen wech-

Digitized by Google

selte sie einige Vorderzähne. — Es geschieht oft, daß sie den Wärter mit einem Zug am Bein in die Stube wirft, wonach sie schleunigst mit hohnlächelnder Miene bis an die Decke der Stube entflieht. Ihre muthwilligen Streiche, Necken durch Zupfen oder Reißen an den Kleidern, Rutschen auf dem Boden, wie es die Hunde machen, Stehlen der Peitsche, mit der sie dann selbst auf den Wärter losschlägt, das Stiefel aus- und sich selbst anziehen, das Hutabnehmen und sich aufsetzen, wechseln immer und werden täglich wiederholt. Nur selten wird sie grob dabei; so hat sie dem Wärter einmal einen Backenzahn ausgeschlagen, ihn ein anderes Mal in die Schulter und das Bein gebissen oder vielmehr gezwickt. Doch folgt hierauf sofortige Reue und zärtliche Umarmung, hauptsächlich wenn der Wärter sich weinend stellt. Wie früher durch mich allein, so bekommt sie jetzt auch durch den Wärter den Cacao in einem Blechtopf vorgesetzt, sie nimmt erst sehr geschickt mit dem Löffel, dann schöpft sie mit einer Blechtasse und gießt sich zuletzt aus einer Blechkanne selbst ihre Lieblingsnahrung ein. Sehr gern sucht sie in der Nähe stehende kleine Kinder zu erschrecken, was ihr auch oft gelingt, indem sie aufrecht rückwärts geht, mit den Armen drohende Bewegungen macht, in wenigen Sätzen an's Gitter springt und dieses mit Gewalt schüttelt. Die größte Anhänglichkeit an mich zeigt sie, wenn man nach mir schlägt; sie läßt dann Töne hören, wie sonst nie, springt an's Gitter, sucht den Schläger mit Durchzwängen der Arme durch's Gitter zu fassen und geberdet sich ganz entsetzlich dabei. Auf diese Weise gelang es mir vor einiger Zeit, sie in einen Absperrungsraum zu bringen, nachdem wir acht Tage lang umsonst durch Hineinlegen von Obst, durch Vorhalten eines Affen, den sie noch nie gesehen, und durch Hineinsetzen eines Kaninchens bemüht gewesen waren, sie zu fangen. Der interimistische Käfig war vorn mit einem Gitter versehen; ich stellte mich davor, ein Wärter schlug scheinbar nach mir, und mit größter Schnelligkeit sprang sie mir zu Hülfe, wobei sie gefangen wurde. Der Absperrungsraum war sehr geräumig, und doch hielt es so schwer, sie dahin zu bringen;

Digitized by Google

was geschehen mußte, da sie die Decke in ihrer Stube total ruinirt hatte und dem Maurer nicht gut als Handlangerin beigelassen werden konnte. Sobald sie sich gefangen sah, schrie und tobte sie jämmerlich; meinen Undank wollte sie mir durch Beißen lohnen, was sie sonst nie gethan, was ihr aber auch gewiß nicht zu verargen war; mit einer kaum glaublichen Kraft brach sie einen starken Eisenstab entzwei, und sicher wäre sie heraus gekommen, da sie sich schon über den zweiten Stab machte, hätten wir nicht eine zur Vorsorge bereit gehaltene Bretterthüre noch extra vorgebunden. Nur nach und nach ließ sie sich durch verschiedene Spielereien beruhigen. Nachdem der Maurer fertig war, öffnete ich die Thüre, und mit einem Satze hing sie an meinem Hals und bedeckte mich mit Küssen zum Schrecken der Umstehenden, die glaubten, sie springe nach mir, um zu beißen." Leider starb Mafoka in der Nacht vom 14. zum 15. Dezember 1875, und es fanden die interessanten Berichte des Herrn Director Schöpf ein unangenehm frühes Ende. Jedenfalls war diese Chimpansin (andere wollten ein Gorillaweibchen in ihr sehen) eine ausgezeichnete Vertreterin ihres Geschlechts und ganz geeignet, wegen ihrer menschlichen Begabung, (die auch bei den verschiedenen Affenindividuen gerade so verschieden scheint, wie bei den Menschen), der Wahrheit endlich allgemeineren Eingang zu verschaffen, daß der Mensch ein Thier ist, d. h. daß in den Antropomorphen das Bindeglied zwischen Thier und Mensch gefunden ist. Wie er selbst im wilden Zustande noch verthiert erscheint, so wird der Menschenaffe im Umgang mit dem Menschen seinerseits entthiert. Daraus folgt, daß das Thier allerdings kulturfähig ist, wenn auch selbstverständlich im Großen und Ganzen keine Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht möglich ist und damit das, was wir vorhin den Aufbau der idealen, ganz eigentlich menschlichen Welt nannten.

Was den Menschen befähigt, sich diese Ideale der Religion, Philosophie, Wissenschaft und Kunst zu schaffen, ist nicht ein Gehirnvermögen, das ihm als Menschen allein zukommt, etwas wovon wir beim Thiere keine Spur fänden,

Digitized by Google

sondern es ist nichts als das Vermögen, sich im Intellect Vorstellungen und Begriffe zu bilden. Mithin ein Vermögen, das wir auch dem Thiere durchaus nicht absprechen können. Alles Begreifen geht nach dem Kausalitätsgesetz vor sich, und Herr Joh. von Fischer, dem wir hoffentlich noch manche Mittheilung über seine eingehenden Beobachtungen an Affen verdanken werden, sagt, daß Affen Ursache und Wirkung bis zu einem gewissen Grade verbinden, kleinen Kindern und Wilden ähnlich. Der noch immer geführte Streit, ob das Thier aus Instinct oder auch aus Ueberlegung handle, ist ein müssiger. Wer Thiere beobachtet hat, weiß, daß sie sehr gut überlegen können, das eine Individuum selbstverständlich mehr als das andere. Daher kommt es, daß der Laie „unbefangener" Weise alle Handlungen der Thiere aus Instincten hervorgehen läßt (etwa wie beim Menschen die Thätigkeit des Verdauens), während umgekehrt der Thierzüchter oder Beobachter des Thierlebens, seine jedesmal gezüchteten oder beobachteten Thiere als Ausbunde von Verstand hinstellt, die nur aus Ueberlegung handeln. Die Wahrheit ist, daß instinctives und überlegtes Handeln bei Menschen und Thieren so in einander läuft, daß eine Trennung beider kaum, oder doch nur höchst selten möglich ist. Ueberlegen heißt, abstracte Motive dem Willen zur Wahl vorhalten, nichts mehr. Dies Vermögen hat der gescheidte und gebildete Mensch in so hohem Grade, daß wir ihn einen vernünftig und nach Grundsätzen handelnden Menschen nennen. Rohe und unerzogene Menschen handeln dagegen unüberlegt in den Tag hinein, wie — je nun, wie das Thier. Ja, das letztere beschämt manchen Menschen, der sich von seinen Leidenschaften immer wieder hinreißen läßt, instinctiv anstatt vernünftig zu handeln. So z. B. „wenn Meister Reinecke das hingelegte Stück todten Viehes, bei welchem der lauernde Jäger in verdeckter Erdgrube sitzt, vorsichtig und mißtrauisch umkreist, wenn er bei dem geringsten verdächtigen Anzeichen, das sich seinen scharfen Sinnen verräth, dem Platze den Rücken kehrt." Die Biographie der Mafoka hat es wohl außer allen Zweifel gestellt, daß diese „Base" sich mancherlei ganz menschlich zu über-

Digitized by Google

legen verstand. Aber auch bei anderen Thieren finden wir Fälle, wo ein Zweifel an Ueberlegung nicht mehr aufkommen kann.

„Eine Hauskatze hatte aus einer Reihe verschiedener Wahrnehmungen die Folgerung entnommen, daß die Köchin die Küche verläßt, wenn die Glocke ertönt. Sie benutzte dieses Ergebniß als erstes Glied zu einem Kettenschluß folgender Art: 1. Wenn die Glocke ertönt, verläßt die Köchin die Küche; 2. wenn die Köchin die Küche verläßt, kann ich das Fleisch stehlen; also 3. der Ton der Glocke verschafft mir eine günstige Gelegenheit. Nachdem dies für sie feststand, machte sie die weitere Beobachtung, daß beim Ertönen der Glocke jedes Mal ein Drath, der über dem Kasten, worauf sie saß, hinweglief, in Bewegung gerieth. Diese Wahrnehmung bildete ein weiteres Glied zu dem obigen Kettenschlusse, in Folge dessen sie den Entschluß faßte, selbst an dem Drathe zu ziehen. Das Experiment gelang, der Drath wurde als Mittel zum Zweck in Bewegung gesetzt, und der Zweck war erreicht.“ Die Geschichte klingt dem Laien unglaublich, etwa so unglaublich wie dem Löwen in Afrika die Erzählung des Lappländischen Pferdes, daß bei ihm daheim die Menschen weiß seien, und daß man über das Wasser gehen könne. Der arme Gaul wurde auf Befehl Seiner Majestät mit Hufschlägen hinausgeworfen. Anerzogene Vorurtheile und Unkenntniß des Thierlebens bringen noch heute die meisten Menschen dahin, den Thieren mit „Löwenentrüstung“ nicht nur den Verstand, sondern alle edleren Geistesgaben überhaupt abzusprechen, „aus demselben Grunde, mit welchem sie behaupten, daß alle Thiere bloß des Menschen wegen erschaffen worden seien.“ Eine verzweifelte Logik und höchst zweifelhafte Ethik dazu. Mit Recht sagt Brehm diesem jüdisch-christlich-occidentalischen Menschheitsdünkel gegenüber: „Diese Leute thun dies freilich nicht aus vernünftiger, d. h. auf der Beobachtung und Erkenntniß fußender Ueberzeugung, sondern aus Furcht, daß ihr schwankendes Wahngebäude zusammenstürze, wenn sie dem Menschen einen Theil seiner Halbgöttlichkeit nehmen,

Digitized by Google

indem sie dem Thiere etwas Menschliches zugestehen. Das Säugethier besitzt Gedächtniß, Verstand und Gemüth, und hat daher oft einen sehr entschiedenen bestimmten Character. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Orts-, Farben- und Tonsinn, Erkenntniß, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen: es zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft: es sammelt und spart für sie. — Ich müßte ein besonderes Buch schreiben, wie Scheitlin, wollte ich mich jetzt über den Thiergeist noch weiter auslassen. Vorstehendes genügt jedem Unbefangenen, und selbst der hochmüthige Vergötterer des Menschen kann die Wahrheit des Gesagten nicht leugnen. Dem Menschen geschieht kein Unrecht, ihm wird nicht Abbruch gethan, wenn wir die Thiere auch hochstellen. Herder nennt diese die erstgeborenen Brüder des Menschen und Scheitlin sagt sehr wahr und treffend: Alles Thier ist im Menschen, aber im Thier ist nicht aller Mensch. Dieser bleibt auch neben dem höchsten Thiere, was er ist. Es ist kein anderer als Brehm, der sich in dieser Weise über das Leben und Treiben der Thiere ausspricht. Er hat die Thiere eben nicht mit der jüdisch christlich gefärbten Brille angesehen, sondern mit den offenen und gesunden Augen des Naturforschers und vor allen Din-

Digitized by Google

gen mit den unbefangenen des Thierfreundes. Wer mit den durch Moses verbrieften Herrenrechten an das Gethier herantritt, vor dem wird es sich scheu verkriechen. Auch kann man es ihm nicht verargen, wenn es den Herrenlaunen hin und wieder die Zähne weist, der Unmenschlichkeit gegenüber die Bestialität herausgekehrt. Wer dagegen als Freund zu den Thieren kommt, dem erschließen sie ihr reiches Gemüthsleben, und es fallen die Schranken, welche der menschliche Hochmuthsteufel zwischen Thieren und Menschen errichtet hat. Nicht von Kanzeln, verstaubten Gelehrtentischen und aesthetischen Theekränzchen können wir die Wahrheit über das Thierleben hören, sondern von denjenigen, welche mit den Thieren täglich verkehren. Und diese alle, wer nur ein einziges Thier liebevoll beobachtet hat, wie derjenige, welcher ein Lebensstudium aus den Beobachtungen des Thierlebens gemacht hat, diese alle stimmen, wie gesagt, darin überein, daß der Mensch nicht außerhalb der Thierwelt, sondern innerhalb derselben steht, daß der Mensch das höchst organisirte Thier ist, oder wenn man das lieber will, daß das höchste Thier ein niedrigst organisirter Mensch ist.

Beim Lesen der Thierbiographien der Herren Adolf und Karl Müller, von denen einige wahre Perlen der Beobachtungs- und Darstellungsweise sind, wird man fast vergessen, daß der Mensch das Meisterstück der Schöpfung sei. Und doch, wer in jungen Jahren, halb Raubluſt, halb Wissensdrang im Herzen, in Wald und Flur das Gethier, was da fleucht und kreucht, bis in den geheimsten Schlupfwinkel verfolgte, wer auch in reiferen Jahren noch „Leidenschaft" genug besitzt, ein Beinkleid auf's Spiel zu setzen, um den Baum nach einem Neste zu erklettern, der wird die Farben jener Schilderungen gedämpft und den Vortrag zaghaft, kurz noch immer nicht eine ganze und volle unpartheiische Gerechtigkeit den Thieren gegenüber finden, welche ihnen gebührt, die ihnen aber selbst Thierfreunde und Thierkenner, wie die Herren Adolf und Karl Müller nur mit menschlichem Maaße zumessen. Dieser Tadel soll ihnen nicht erspart werden, wenn wir ihre Arbeiten als Muster der Special-

Digitized by Google

forschung hinstellen zu dürfen glauben. Es ist vollständig richtig, nur etwas zu ängstlich gewogen, wenn sie in ihrem Werk über die Wohnungen, das Leben und die Eigenthümlichkeiten in der höheren Thierwelt sagen: „Es sind besonders einzelne Gattungen der Vierfüßer, welche sich durch hervorragende seelische Begabung auszeichnen. Die vielfältigen Erzählungen von der Klugheit des Elephanten, von seiner Erinnerungskraft, von seiner Willensstärke und Selbstbeherrschung, ferner die Mittheilung von dem Selbstgefühl und der Großmuth des Löwen, mögen sie auch vielfach erfunden oder übertrieben sein, geben sichere Bürgschaft, daß man sehr unrecht verfährt, wenn man wenigstens den höher organisirten Thieren Verstand abspricht. Die täglichen Erfahrungen, welche der Jäger an seinen Hunden macht — namentlich an einzelnen vorzüglich begabten Thieren dieser Gattung — liefern schlagende Beweise für unsere Behauptung. Die Bildungsfähigkeit eines solchen Thieres übersteigt alle Begriffe derjenigen, welchen es verächtlich ist, sich in anderer Art mit ihm zu beschäftigen, als in herrischem Tone und unter Mißhandlungen. Einige Beispiele aus eigenen Erfahrungen mögen auch hier Zeugniß ablegen. Ein Bracke und ein Hühnerhund gehen eines Morgens auf das Feld. Nicht lange, da geht vor den Suchenden ein Hase auf. Der Bracke verfolgt ihn, der Hühnerhund dagegen drückt sich neben das Lager des Hasen in die Furche. Nach Verlauf einer halben Stunde etwa kommt in bekannter Art der Hase, vom Bracken anhaltend verfolgt, dicht an seinem Lager vorüber. Mit einem geschickt ausgeführten Sprung erhascht ihn der dort lauernde Hühnerhund, und beide Hunde schicken sich an, gemeinschaftlich ihre Beute zu verzehren. — Eines Abends saß ich bei einem Gericht saurer Milch, während mein Hühnerhund schnarchend am Ofen lag. Da ruft mich ein Geschäft auf einige Augenblicke hinaus in den Hof. In das Zimmer zurückgekehrt, finde ich den Teller leer, während der Hund anscheinend fortschläft. Mißtrauisch geworden, fülle ich von neuem den Teller zur Hälfte, gehe hinaus und schleiche draußen sachte an das Fenster. Da sehe ich, wie

Digitized by Google

der Hund vorsichtig den Kopf hebt, plötzlich aber eilig mit den Vorderpfoten auf den Tisch springt und hastig die Milch leppt, dann aber ebenso schnell zum Lagerplatz zurückkehrt und bei meinem Eintritt sich schon wieder in den argloseſten Schläfer umgewandelt hat. Ist das Instinct, oder ist es nicht vielmehr das untrügliche Gebahren berechnender Ueberlegung einer erwägenden und reflectirenden Seelenthätigkeit? — An einer Hündin haben wir die Unterscheidungskraft und das Gewissen wunderbar ausgebildet gefunden, natürlich, wie es bei dem beschränkten Seelenleben des Thieres nicht anders sein kann, nach einseitiger Richtung hin. Ein unfreundlicher Blick, ein leises Wort des Vorwurfs weckten sichtbare Reue und Verlegenheit in ihr, sobald sie gefehlt hatte. Glaube uns, lieber Leser, diese Hündin hatte in manchen Stücken Menschenverstand. Wenn unser Vater sie mit auf die Jagd nahm, dann arbeitete sie mit Bravour, Plan, Treue und Sicherheit; nahmen wir Buben sie aber mit, so kamen wir oft nicht zum Schuß, weil sie sich ein Vergnügen daraus machte, die Hühner herauszujagen. Offenbar fühlte sie sich, als fertige Meisterin, durch das Knabencommando entehrt nnd machte ihrem Unwillen durch Handlungen Luft, welche sie nie und nimmer unter der Führung unseres Vaters sich erlaubte. Konnte der letztere sie nicht mit auf die Jagd nehmen, dann brauchte er nur in treuherzigem Tone zu sagen: „„Bella, ich kann dich heute nicht brauchen, da ich einen Rehbock schießen will.““ Und das Thier drehte sich mit dem Gefühle der Entsagung in Miene und Bewegung um und kroch in seine Hütte. — Gewiß haben wir es bei diesen Hausthieren mit Wesen zu thun, deren Seelenthätigkeit durch den menschlichen Umgang herangebildet und vervollkommnet wird, und ohne Zweifel steigt das begabte Hausthier unter Leitung des Menschen, durch Handlungen der Ueberlegung und durch Gefühle der Aufopferung wie Entsagung, eine Stufe höher in geistiger Beziehung. Aber gerade die Möglichkeit einer solchen Vervollkommnung einzelner thierischer Wesen möchte für die Annahme sprechen, daß auch für das Reich der Thierwelt überhaupt eine gewisse geistige Fortbildung nicht aus-

Digitized by Google

geschlossen sei. Hiernach wird die übrigens auf zahlreiche Beobachtungen gestützte Behauptung gewiß nicht mehr auffallen, daß auch die Thiere der Wildniß vermöge der höheren Ausbildung in der Schule der Erfahrung sich oft weit über den Instinct hinaus erheben. Der Leitaffe eines Affentrupps macht seinem Amte, als Führer einer diebischen Genossenschaft, vollkommene Ehre, wenn er vor dem Ueberfall auf ein Maisfeld den höchsten Gipfel eines Baumes besteigt, um vorerst die Gegend auszukundschaften; nicht minder, wenn er während der Plünderung von Zeit zu Zeit dasselbe thut und bei nahender Gefahr mittelst lauten Warnrufs zur schleunigen Flucht auffordert. Wer möchte in dem Umstande, daß die alte Ricke sich als Wache auf einem Felskamme postirt, während am Abhange das Gemsenrudel im Gefühle der Sicherheit weidet, nicht das sichtbare Zeichen einer gewissen Klugheit dieser Thiere erblicken? In gleicher Weise wacht die alte Antilope auf einem freien Punkte der Ebene, während zur Seite im Gebüsch ihre Heerde ruhig graset. Aus Ueberlegung und List lauert eine Fuchsmutter an einer Meierei oder in der Nähe eines Dorfes oft Stunden lang geduldig im Getreide oder unter irgend einem Verstecke, bis der Pascha des Hühnerhofes mit seinem Hühnerharem aus dem schützenden Hofe in's Freie spaziert, um hier dem Todessprunge des Versteckten zu verfallen. Ueberlegung ist es ferner, wenn ein alter Fuchspracticus den Hasen auf seinem Wechsel, unter genauer Beobachtung des Windes, geraume Zeit erwartet, um den endlich sich Nahenden hinter einem Versteck hervor am Kragen zu packen. Und wie sollen wir die freilich sehr seltene That des Erzdiebes nennen, der während einer Jagd sich leise aus dem Treiben geschlichen und nun verstohlen hinter der Schützenlinie lauert, um sich irgend einen angeschossenen Hasen, gleichsam vor den Augen der sorglosen Jäger, zur rechten Zeit als Braten heimzuholen? Folgendes Beispiel eines höchstmerkwürdigen Gaunerstreichs des begabten Räubers wollen wir, da es uns selbst begegnet ist, dem Leser hier nicht vorenthalten. An einem heitern Augusttage stehe ich im bergenden Stangenholz un-

Digitized by Google

weit einer alten Eiche, um Tauben zu schießen. Bald vernehme ich das feine Schwirren einer ankommenden Taube, die auf einem dürren Aste der Eiche einfällt. Rasch hebe ich die Flinte zum Schuß und höre deutlich den Fall der Beute, während ich zugleich den Hühnerhund an meiner Seite zurückhalte. Durch den Schuß sind andere Tauben im Walde aufgescheucht, und in wenigen Minuten habe ich Gelegenheit, eine zweite Taube zu erlegen. Nun will ich beide apportiren lassen und schicke den Hund ab, der indeß nicht zurückkommt. Da eile ich unter den Baum und sehe viele Federn, aber keine Tauben; jetzt pfeife ich dem Hunde, und nach kurzer Zeit kehrt derselbe wieder, gibt aber Unruhe und Unmuth durch allerlei winselnde Töne und Gebell zu erkennen. Nunmehr winde ich mich durch das Dickicht bis zur nahen Schneiße hindurch, wo mich mein Vater mit den Worten empfängt: „„Deine Tauben hat der Fuchs geholt, eben lief er mit einer im Rachen an mir vorüber, vom Hunde verfolgt.““ — Das Räthsel ist nicht schwer zu lösen. Der Fuchs hatte die Stelle sich gemerkt, wo häufig Tauben waren, und Schweiß wie Federn seine Lüsternheit weckten. Zur bestimmten Zeit gegen Abend stand er auf der Lauer und schlich sich nach den Schüssen unter die Eiche, um sich der Beute zu bemächtigen. Gedächtniß und Unterscheidungsgabe, Berechnung der ungefährlichen Entfernung, und Willenskraft, die Gelegenheit zu benutzen, — das Alles wirkt hier zusammen, um ein Meisterstück thierischer List, wie es die vollendete That beweist, hervorzubringen. Aber auch Handlungen des Gefühls und aufopfernder Mutterliebe, die mit Bewußtsein ausgeführt werden, begegnen wir in der höheren Thierwelt. Auch der räuberische Fuchs hat diese Züge des aufopfernden Muttergefühls in hohem Grade und ist hier unserer regsten Theilnahme werth. Mit eigenen Augen haben wir gesehen, wie eine Füchsin unseren sonst so tapferen Dachshund ohne Weiteres angriff und flüchtig vor sich hertrieb, weil er in die Nähe ihres Baues gerathen war, in welchem sie gerade Junge hatte. Wie oft beobachtet der Jäger, daß eine sorgsame Fuchsmutter ihre Jungen sogleich aus dem

Digitized by Google

Bau oder dem Geklüfte fortträgt, sobald sie sieht, daß diese Wohnstätten unsicher geworden sind! — Von den zahlreichen Beobachtungen überlegten Handelns der Jagdthiere mag hier noch die listige Art erwähnt sein, wie manches Wild den verfolgenden Hund von der Fährte abzubringen oder die Spur zum Schlupfwinkel zu verbergen sucht. Der von Hunden gejagte Hase macht oft einen sogenannten Wiedergang, d. h. er geht in seiner Spur plötzlich eine Strecke zurück und macht dann mehrere gewaltige Seitensprünge. Ebenso verfährt er, bevor er sich in sein Lager begibt. Freilich versteht es der kluge verfolgende Hund, dem ihm irre führenden Wild ebenfalls durch eine Handlung der Ueberlegung zu begegnen. Er kreist nämlich, wenn er die Fährte verloren, umher und, je klüger er ist, um so unermüdlicher, bis er die Fortsetzung des verlorenen Ariadnefadens der Spur aufgefunden hat. — Noch besser weiß der Edelmarder die Spur zu seinem Nest oder Versteck in der hohlen Eiche oder in dem alten Rabenhorste zu verbergen. Der geheimnißvolle, vorsichtige Räuber macht nicht allein Wiedergänge, sondern baumt auch schon weite Strecken von seinem Schlupfwinkel, d. h. in der Höhe der Aeste von Baum zu Baum bis zu seinem oft sehr versteckten Lager schlüpfend. Dem unkundigen oder in Verfolgung der Spur lässigen Jäger entgeht der schlaue Waldräuber auf diese Weise nur zu oft. — Es kommt gewiß nicht auf die Menge der Beispiele an, um den Unterschied darzulegen zwischen instinctivem Gebahren und solchem Verhalten der Thiere, welches auf Vorgängen höheren Seelenlebens beruht. Wir könnten noch auf manches Andere mit sicherem Erfolge der Beweisführung hindeuten, wenn wir nicht glaubten, unseren Zweck schon erreicht zu haben. Und so überlassen wir es unseren aufmerksamen Lesern, sich auf Grund dieser mitgetheilten oder ihrer eigenen Erfahrungen eine klare Vorstellung zu machen von jenem Triebe, welchem das Thier nach unwandelbaren Gesetzen unterworfen ist, und wieder von der Befähigung freier Selbstbestimmung, durch welche sich die unläugbare Verwandtschaft seiner Seele mit der des Menschen beurkundet."

Digitized by Google

So weit drei, zuverlässige Beobachter des Thierlebens, welche wohl genügend autorisirt sind, um auch den Nichtkenner der Thiere zu überzeugen, daß wir Menschen uns nicht mit Unwahrheiten aus der Thierheit herauszureden, uns unserer „weniger klugen" Brüder nicht zu schämen brauchen. Gibt es doch auch unter uns Menschen neben Shakespeare stumpfe Schaalköpfe genug bis zum Blödsinnigen herab. Und auch der Sokratesse sind weit weniger unter uns, als wir uns einzureden belieben. Die ethischen Handlungen der Thiere endlich sind keineswegs bloß egoistische, resp. sogenannte instinctive, wie die Adoptivkinder der Affen, Kanarienvögel und so manche andere Großthaten des Herzens bei den Thieren beweisen. Daß ein fremdes Männchen junge Kanarienvögel fütterte, habe ich wiederholt beobachtet. In einem Falle sah ich aber auch, wie ein älterer Bruder den jüngeren, im Essen noch unbeholfenen Bruder wiederholt mehrere Tage hindurch mit Nahrung versah. Herr Dr. H. Zipperlen theilt im Zoologischen Garten den folgenden, doch gewiß ethischen Zug aus dem Leben zweier Thierkameraden mit: „Ein hübscher Zug im Character eines weißköpfigen cubanischen Papageis verdient Erwähnung. Einer dieser Vögel hat durch einen Unfall die Zehen eines Fußes verloren, so daß er nicht im Stande ist, seine Nahrung auf den Zehen haltend zu verzehren, da er den übrig gebliebenen Fuß nöthig hat, sich auf der Sitzstange festzuhalten. Als ich demselben kürzlich Aepfelschnitze reichte, war der Krüppel in großer Verlegenheit. Er hielt den Aepfelschnitz in seinem Schnabel und beobachtete wehmüthig seinen Kameraden, der den seinigen ruhig verzehrte. Mit einem Male ließ dieser sein Stück fallen, kletterte zum Krüppel, nahm den Schnitz aus dessen Schnabel und hielt ihn so, daß beide davon fressen konnten. Ein weiteres Stück wurde in derselben Weise verzehrt und ebenso der Rest des fallen gelassenen Stücks."

Das Leben der Thiere in der Freiheit ist am Naturgemäßesten, und es ist bedauerlich, daß wir noch so wenig von diesem kennen. Aber wer es einmal versucht hat, ein Thier

Digitized by Google

im Freileben zu beobachten, der wird die Schwierigkeiten allerlei Art kennen, mit welchem der Beobachter zu kämpfen hat. Wir können daher den Männern, welche mit großer Umsicht und Beharrlichkeit das Gefangenleben der Thiere zum Gegenstand ihrer Beobachtung gemacht haben, nicht dankbar genug sein für jeden, scheinbar auch unbedeutenden Beitrag. Schon das jetzt angesammelte Material stellt es außer allen Zweifel, daß wir im Thiere nichts Fremdes zu suchen haben, daß der Mensch eine Varietät der großen Thierfamilie ist mit seiner menschlichen Specialität; feiner, höher organisirt, mit einem Wort kulturfähiger, aber kein besonderer Schöpfungsact. Wir haben in den Primaten die Bindeglieder zwischen Thierheit und Menschheit. Auch der Mensch ist ein Product des großen Naturprocesses, seine ersten Stammeltern sind nicht Affenmenschen, sondern viel niedriger organisirte Wesen, das niedrigste bis zum ersten Daseinsact herab, wo unser Intellect seine Götter aufbaut, weil sein Denken hier ein Ende erreicht. Es sind keine reale Vorstellungen mehr, sondern metaphysische Speculationen oder religiöse Phantasmen, wenn wir über diese niedrigsten Organismen hinaus das Daseiende noch er- und begründen wollen. Unser Intellect hat das Bedürfniß, einen letzten metaphysischen Grund für die Welt der Erscheinung zu finden, und es wäre thöricht, wollten wir derartige metaphysische Probleme als unlösbar, oder gar als eitel Träume überreizter Schwärmer hinstellen. Aber über diesen Speculationen, die ihrem ganzen Material nach hypothetischer Art sind, darf die Welt der Erscheinung nicht aus den Augen verloren werden. In diesen finden jene das richtige Correctiv, den Probirstein, ob die Hypothese von den Fällen der Wirklichkeit gedeckt wird. Die metaphysischen Systeme haben fortan mit den Resultaten der Naturforschung zu rechnen, zu denen sie im Grunde genommen das krönende, metaphysische Dach construiren, und wäre es auch nur das Nothdach einer Hypothese. Oder aber die Philosophie baut Luftschlösser, wie ihre naive, poesiereiche Schwester, die Religion. Kant war auch hierin für die neuere Philosophie bahn-

Digitized by Google

brechend. Seine allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels ist ein Senkblei, das er auswarf, um für metaphysische Speculationen einen Grund zu finden. Das überhastende Tasten Schelling's nach naturwissenschaftlichen Strohhalmen in der Hochfluth seiner philosophischen Einfälle fand in Schopenhauer ein bewußtes, ausgesprochenes Anlehnen an die Resultate der Naturforschung. Seine kleine Arbeit über den Willen in der Natur ist ein Versuch, die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften als Zeugen für die Wahrheit seiner tiefsinnigen philosophischen Speculationen aufzurufen. Neuerdings hat Herr Eduard von Hartmann in seiner Philosophie des Unbewußten denselben Weg mit Beherrschung eines viel reicheren Materials eingeschlagen und viele neue Gesichtspunkte erschlossen.

Die Schwierigkeiten, in das Leben der Thiere einen vollen Einblick zu gewinnen, liegen aber namentlich auch darin, daß wir Menschen nur mit menschlichen Augen sehen und menschlichen Ohren hören können. Wenn wir uns über die Gründe einer Handlungsweise des Thieres klar werden wollen, so sind wir darauf angewiesen, Vergleiche mit einer ähnlichen bei uns selbst zu ziehen. Nur durch Analogie mit den menschlichen werden uns die thierischen Handlungen überhaupt faßlich nahe gerückt. Daher kommt es, daß uns die Spürkraft des Hundes auf der Jagd, der Ortssinn der Brieftaube, der kunstvolle Nesterbau so vieler Vögel, ohne daß diese von den Eltern darin unterrichtet sind, und so vieles Andere im Thierleben geradezu Räthsel sind. Wir Menschen helfen uns diesen unverständlichen Erscheinungen im Thierleben (weil sie kein Analogon beim Menschen haben) gegenüber dann gern mit Worten, die der Sache angepaßt, d. h. gerade so unverständlich sind. Es ist, heißt es, von der Natur, oder einem Schöpfer in das Thier hineingelegt. Oder aber der dehnbare Begriff Instinct muß herhalten, um wenigstens etwas einigermaaßen Anschauliches, Erfahrungsmäßiges zur Vergleichung heranzuziehen. Das mit dem Spüren und Nesterbauen, heißt es, ist etwa so, wie deine Verdauung ohne dein bewußtes Zuthun vor sich geht, oder wie Du instinctiv

Digitized by Google

die Augen schließest, wenn dieselben irgendwie bedroht sind, oder wie du athmest, issest und trinkest, lebst und dich fortpflanzest. Das alles brauchst Du nicht zu lernen, sondern das ist Dir angeboren, geschieht instinctiv von dir. So baut auch der Vogel instinctiv sein Nest, es ist das keine Kunst von ihm, dem Individuum, sondern ein Naturtrieb.

Wir haben nachgewiesen, daß schon bei einer ganz oberflächlichen Kenntniß des Thierlebens der alte, immer von Neuem aufgewärmte Satz des menschlichen Hochmuths, das Thier handle nicht mit Ueberlegung, sich einfach als Unwahrheit herausstellt. Wo Thatsachen, wie wir sie angeführt, und die wir leicht um Tausende vermehren könnten, sprechen, da haben selbst lieb gewonnene, unerweisbare Gegenbehauptungen keinen Werth mehr. Wir gehen aber weiter und sagen: auch der Wandertrieb so vieler Thiere beruht zum größten Theile auf Erfahrung, Führung der älteren Thiere, Tradition, ist ein überlegter, wenn auch der erste Anlaß instinctiver Natur ist; und ferner: auch die Kunsttriebe, mit denen wir es hier namentlich zu thun haben, stehen unter Leitung des Intellects, sind also überlegte. Zwischen menschlicher und thierischer Kunst besteht der einzige Unterschied, daß jene überliefert, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, fortentwickelt wird als Kulturglied, während die Kunsttriebe der Thiere nur eine Ausbildung im Individuum finden, mit dessen Tode die erworbenen Fertigkeiten zu Grunde gehen. Während das Thier also immer von vorn anfängt in seiner Kunst, hat der Mensch Vorgänger und Vorbilder, auf deren Schultern er sich stellen, und an die er anknüpfen, auf denen er weiterbauen kann. Jene Wanderungen der Thiere sind uns unverständlich, weil wir bei uns Menschen kein Analogon finden. Und doch ist der menschliche Spürsinn der Indianer uns ebenfalls unbegreiflich; ebenso wenn der Wilderer im frischen Thau die Spur des Rehes sieht, wo unser eigenes Auge nicht den leisesten Eindruck wahrnimmt. Ich kannte einen alten Jäger, der gern seine Nebenwege in's fürstliche Gehege ging und einen mittelmäßigen Jagdhund in der Suche geradezu in den Schatten stellte. Wie Fischer, Hirten,

Digitized by Google

Landleute den Städter in der Wetterkunde beschämen, der Maler im Farbensinn, der Dichter in der Verskunst, der Philosoph im Philosophiren, der Geschäftsmann im Speculiren sich auszeichnet, wie ein Mensch oft so ausgesprochen von Natur aus beanlagt ist, z. B. Mozart in der Musik, daß wir ein Wunder anstaunen, und wir doch nicht gleich von blinden Naturmächten des Instincts reden, so wird auch der Wandertrieb der Thiere immer weniger geheimnißvoll, je mehr sich kundige Männer herbeilassen, ihre Beobachtungen auf diesen Gegenstand zu lenken und die gewonnenen Resultate mitzutheilen. Herr Dr. F. C. Noll hat die bisher erzielten Resultate in einer kleinen Schrift „über die Erscheinungen des sogenannten Instinctes" zusammengestellt, und kommt zu dem Schlusse, daß unsere Zugvögel ursprünglich südlicher wohnten und nur allmählich weiter nach Norden vorrückten, wie Wanderlust und Nahrungsbedürfniß sie trieb. Ihre Anhänglichkeit an die Geburtsstätte führt sie zurück zu uns und ihre scharfen, durch die Noth und das stete Leben in der Natur geschärften Sinne, hier in specie Ortssinn, leiten sie auf dem Wege. Dieser ist ein bestimmter, alljährlich wiederkehrender und die älteren Thiere bilden die Führer auf demselben. Die Zugstraßen der Wanderthiere beruhen auf Tradition, und ein junger Vogel, den wir eingesperrt halten, bis die älteren Genossen fort sind, wird seinen Weg nicht finden. Unruhig wird er im Käfig, wenn die Wanderzeit für ihn kommt, weil die kühlere Jahreszeit, oder sonst unzuträgliche Einflüsse auf seine Körperbeschaffenheit unangenehm einwirken, ihn auf die Wanderschaft zwingen. „Es ist gar nicht nöthig, zu wunderbaren und unhaltbaren Erklärungen seine Zuflucht nehmen zu müssen, wie zu dem Erdmagnetismus, der als Führer der Vögel fungiren sollte. Lernen wir nur erst die Thatsachen alle bis in ihre Einzelheiten kennen, sammeln wir unverdrossen weitere Beobachtungen, und wir werden die Erklärung zu manchem uns bis jetzt noch räthselhaft Erscheinenden finden. Daß die Vögel ihren Sinnen, also zunächst ihrem scharfen Auge folgen, dürfte nach dem bisherigen anzunehmen sein. Das bestätigt

Digitized by Google

sich auch dadurch, daß sie bei Nacht sich tief halten, Tags aber höher streichen, und die Jagd auf die bei Sicilien ankommenden Lerchen kann deshalb nur vor Tagesanbruch von dem Meere aus stattfinden. Unfreundliches, regnerisches Wetter ist ein großes Hemmniß für die Wandervögel, sie liegen dann still, und während sie bei stillem klarem Himmel, sowohl bei Tage als auch bei Nacht, in höheren Luftregionen dahinziehen, schweben sie beim Nebel dicht über unseren Häuptern dahin. — J. Tennant in Roorkee sah, als er die Sonnenscheibe am 23. September 1875 durch astronomische Instrumente beobachtete, viele Vögel an der Scheibe vorüberfliegen. Er schätzt die Entfernung dieser Vögel von seinem Standpunkte auf 2 Meilen und ihren senkrechten Abstand von der Erdoberfläche auf 1 Meile; aber viele von ihnen waren ein gutes Theil höher. Wie vortrefflich muß das Auge dieser Vögel sein, und wie müssen sie sich mit Leichtigkeit auf der Erdoberfläche orientiren, die mit ihren Gebirgen und Flüssen wie eine riesige Reliefkarte unter ihnen liegt! Und wenn wir hören, wie schnell die Vögel dahinziehen, daß eine Brieftaube 25 deutsche Meilen in einer Stunde durchflog, daß eine Jagdfalk in 24 Stunden von Fontainebleau bis Malta kam, eine Strecke von 210 geographischen Meilen, wobei er vielleicht unterwegs noch ruhte, so bleibt uns die Wanderung der Vögel immer noch eine erstaunliche Leistung, aber wir lernen sie doch begreifen. Es zeigt sich auch hier nirgends ein unfehlbarer Instinct als ein besonderer Führer des Vogels. Der Vogel gebraucht seine scharf entwickelten Sinne, er irrt, er muß Erfahrungen machen, muß von den Erfahrungen Aelterer Nutzen ziehen, und weiß in vielen Fällen auch sein Urtheilsvermögen anzuwenden." Dieses alles zeigt uns, wie vorsichtig wir sein müssen mit dem deus ex machina Instinct, wenn es sich um Erklärung von Erscheinungen aus dem Thierleben handelt, die unsere menschliche Erfahrung übersteigen. Wenn Schopenhauer meint, die Instincte der Thiere enthielten eine Anticipation des Zukünftigen, und die Kunsttriebe derselben bewiesen, daß Wesen mit der größten Entschiedenheit und Bestimmtheit auf einen

Digitized by Google

Zweck hinarbeiten könnten, den sie nicht erkennten, ja, von dem sie keine Vorstellung hätten, so heißt dies dem individuellen Thun und Treiben des Thieres entschieden zu wenig zutrauen. Auch Herr Eduard von Hartmann faßt den Instinct noch als einen geheimnißvolleren Vorgang, als er ist, wenn er am Schlusse des Kapitels über das Unbewußte im Instinct sagt: „Der Instinct ist nicht Resultat bewußter Ueberlegung, nicht Folge der körperlichen Organisation, nicht bloßes Resultat eines in der Organisation des Gehirns gelegenen Mechanismus, nicht Wirkung eines dem Geiste von außen angeklebten todten, seinem innersten Wesen fremden Mechanismus, sondern selbsteigene Leistung des Individuums, aus seinem innersten Wesen und Character entspringend. Der Zweck, dem eine bestimmte Art von Instinctshandlungen dient, ist nicht von einem außerhalb des Individuums stehenden Geiste, etwa einer Vorsehung, ein für allemal gedacht, und nun dem Individuum die Nothwendigkeit, nach ihm zu handeln, als etwas ihm Fremdes äußerlich aufgepfropft, sondern der Zweck des Instinctes wird in jedem einzelnen Falle vom Individuum unbewußt gewollt und vorgestellt, und danach unbewußt die für jeden besonderen Fall geeignete Wahl der Mittel getroffen. Häufig ist die Kenntniß des Zweckes der bewußten Erkenntniß durch sinnliche Wahrnehmung gar nicht zugänglich; dann documentirt sich die Eigenthümlichkeit des Unbewußten im Hellsehen, von welchem das Bewußtsein theils nur eine verschwindend dumpfe, theils auch, namentlich beim Menschen, mehr oder minder deutliche Resonnanz als Ahnung verspürt, während die Instinctshandlung selbst, die Ausführung des Mittels zum unbewußten Zweck stets mit voller Klarheit in's Bewußtsein fällt, weil sonst die richtige Ausführung nicht möglich wäre. Das Hellsehen äußert sich endlich auch in dem Zusammenwirken mehrerer Individuen zu einem gemeinsamen, unbewußten Zweck." Dies tiefe Ausholen Schopenhauer's und des Herrn von Hartmann, um den Instinct zu ergründen, hat wohl hauptsächlich darin seinen Grund, weil sie nicht immer bei nüchternen Specialforschern ihre Thatsachen entliehen, vielleicht auch mit besonderer Vor-

Digitized by Google

liebe das noch Unaufgeklärte und Geheimnißvolle zum Gegenstand ihres speculativen Nachdenkens machten. Man kann, wie Herr von Hartmann richtig bemerkt, von einem Philosophen nicht verlangen, daß er Specialforscher ist, und es wäre sehr erwünscht, wenn unsere Naturforscher, namentlich die Specialisten, sich eingehender über die Punkte ihres Faches aussprächen, welche so oft in das Bereich philosophischer Erwägungen gezogen werden. Das Kapitel über das Unbewußte im Instinct würde dann vermuthlich eine wesentlich andere Fassung erhalten haben. So sind die Erzählungen vom Kukuk, von den Wanderungen der Vögel, so manches über die Bienen u. s. w. einer wesentlichen Berichtigung bedürftig und damit auch die Folgerungen in Bezug auf den Instinct.

Das Thier erkennt seine Feinde, ehe es eine schlimme Erfahrung irgend welcher Art gemacht hat. Der Affe fürchtet die Schlange beim ersten Anblick, und giftige Kräuter werden von Thieren vermieden, ohne daß sie jemals eine Probe durch den Genuß angestellt und nachtheilige Folgen davon verspürt haben. Jedes Wesen kennt seine ihm zusagende Nahrung, seine Art und seine Zeit der Fortpflanzung, die Vögel bauen das ihnen angemessene Nest und der Kohlweisling legt seine Eier an Kohlpflanzen, welche der Raupe später als Nahrung dienen, auf denen er selbst aber keine Nahrung findet. So könnten wir seitenlang mit der Aufzählung von Vorgängen im Thierleben fortfahren, die in unserer eigenen Alltagserfahrung kein Analogon finden, und die uns deßhalb höchst merkwürdig erscheinen, so merkwürdig, daß wir sie instinctive nennen. Zu solchen zählt man auch die thierischen Kunsttriebe, und meint, dieselben seien etwas ganz Verschiedenes von demjenigen Triebe, welcher die menschliche Kunst hervorgebracht habe. George Berkeley macht in der Einleitung zu seiner Abhandlung über die Principien der menschlichen Erkenntniß die hübsche Bemerkung: „Es kann nicht geleugnet werden, daß Worte trefflich dazu dienen, den ganzen Vorrath von Kenntnissen, der durch die vereinten Bemühungen von Forschern aller Zeiten und

Digitized by Google

Völker gewonnen worden ist, in den Gesichtskreis eines jeden Einzelnen zu ziehen und in seinen Besitz zu bringen. Zugleich aber muß anerkannt werden, daß die meisten Theile des Wissens erstaunlich verwirrt und verdunkelt worden sind durch den Mißbrauch von Worten und allgemeinen Redeweisen, worin sie überliefert worden sind." Das paßt vortrefflich auf unser Wort Instinct. Gehen wir einmal auf die ursprüngliche Bedeutung desselben zurück und betrachten dann einzelne Fälle, auf die es angewandt ist, namentlich die Kunsttriebe bei den Thieren.

Instinct heißt ein innerer Antrieb, der nicht erworben, sondern angeboren ist. Da nun, wie wir sehen, dem Menschen außer den Anschauungsformen Raum, Zeit und Kausalität nur das Wollen, dieser sein Character, angeboren ist, so werden wir in letzterem die Triebfeder aller instinctiven Handlungen zu suchen haben. Der Wille, ein bestimmtes Thier, oder eine bestimmte Pflanze zu werden, liegt aber jenseits der Erscheinung dieses Willensactes, und da nur die Welt der Erscheinung in unseren Intellect kommen, eine Vorstellung desselben werden kann, so folgt daraus, daß die instinctiven Handlungen als metaphysische Vorgänge sich überhaupt unserer Anschauung in ihren letzten Gründen entziehen. Daher kommt es denn auch wohl, daß so viele, oft entgegenstehende Ansichten über das Wesen des Instinctes vorgetragen sind. Sicher kann man aber sein, das jedes Mal das Wort Instinct auftaucht, wenn man eine Lebensäußerung nicht weiter erklären kann, wenn man alle Gründe der Erfahrung erschöpft und bei dem letzten, dem metaphysischen Grunde angelangt ist. Genau genommen ist das Wort Instinct eine Phrase, bei der wir uns nichts vorstellen können, wie bei den anderen metaphysischen Phrasen auch, z. B. Gott, Weltseele, Kraft u. dgl. m., die wir aber nicht los werden, weil unser Intellect nach dem Satze vom zureichenden Grunde immer weiter fragt von Grund zu Grund, bis er vor dem großen X steht, dem Urgrund, aus dem alle Wesenheiten, die ganze Welt der Erscheinung hervorgeht. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die verschiedenen Wesen, welche die Erde bevölkern, erst ganz

Digitized by Google

allmählich sich aus einer einzigen allereinfachsten Daseinsform entwickelt haben, wie denn die höchst organisirte Daseinsform Mensch noch immer vom Saamenthier und Ei aus die verschiedenen Entwicklungsphasen im Mutterleibe durchläuft, bis sie sich als Mensch an's Licht drängt; nicht in's Dasein, denn Dasein hatte schon das Saamenthier und Ei. Ein menschliches Leben, ein Willen Mensch zu werden, eine menschliche Seele, wenn wir einen alten populären Ausdruck gebrauchen wollen, tritt mit dem Augenblicke auf, wo das männliche Saamenthier mit dem weiblichen Ei die Verbindung eingeht zur Daseinsform Mensch. Aber Saamenthier und Ei sind auch schon Daseinsformen der Materie, haben einen Mann und ein Weib zur Voraussetzung, diese wieder ein Saamenthier und ein Ei, und so fort von Grund zu Grund, vom Menschen zum Affen, vom Affen zu den nächsten Verwandten unter den Thieren, von den Thieren zu den Pflanzen bis zur unorganischen Natur herab, von der festen Erde zur einst glühenden Masse, bis die Erde als unbevölkerter Körper im großen Weltensystem ihren Platz findet, und auch dieses sich vor den Blicken des Forschers zum Aether und Urnebel verflüchtigt. Und auch hier hört der Intellect mit seinem Woherfragen nicht auf, er will wissen, wo her diese letzte Form der Materie kam, und was sie trieb, Erde, Pflanze, Thier, Mensch zu werden, und — — ob sie nicht auch vielleicht noch die Kraft habe, etwas höheres als den Menschen hervorzubringen. Und das sind keine hypochondrische Grillen, wie sie die sitzende Lebensweise am Schreibtische auszuhecken pflegt, sondern es sind Resultate nüchterner Forschung in der Welt der Erscheinung. In dieser sind überall leise Uebergänge vom Menschen bis zur einfachsten Daseinsform herab, oft so leise, daß der Forscher beispielsweise Bedenken trägt, eine Daseinsform in's Thierreich einzuweisen, da sie auch Pflanze sein kann, und umgekehrt. Schließlich aber stehen wir immer wieder vor dem X, welches die Materie zur ersten Daseinsform ergriff mit der Kraft, sich zum Menschen durch die verschiedenen Stufen der Pflanzen und Thiere hindurchzuarbeiten. Dieses X soll

Digitized by Google

uns einen Grund abgeben für die Welt der Erscheinung, also über die letztere hinausgehen. Der so was verlangt, ist unser Intellect. Da dieser aber mit seinen Anschauungsformen an die Welt der Erscheinung, der Erfahrung, gebunden ist, nicht über dieselbe hinaus kann, so ist sein Verlangen nach metaphysischem, d. h. über die Erfahrung hinausgehendem Wissen durchaus unberechtigt, und er wird sich auf solche Fragen nie eine Antwort geben können. Mithin wird uns auch der Instinct als metaphysisches, über die Erfahrung hinausgehendes Agens stets eine Phrase bleiben, bei der wir uns nichts denken und vorstellen können.

Menschlich nahe gerückt wird uns der Instinct, wie alle metaphysischen Vorgänge nur im eigenen Inneren. Hier müssen wir ihn kennen lernen, wenn wir über die Phrase hinaus zur Anschauung kommen wollen, wenn wir uns bei dem Aussprechen des Wortes Instinct überhaupt etwas denken wollen. Fragen wir aber in unserem eigenen Innern nach, was wir aus reinem Instinct, aus reinem innerem Antrieb thun, also unbeeinflußt von Außen, so stehen wir vor einer Oede, die wir gemeinhin nur mit der Antwort „ich will leben" ausfüllen können. In der That und mit Recht hat daher Schopenhauer in dem „Willen zum Leben" schlechthin den letzten, nur im eigenen Innern sich erschließenden, metaphysischen Erklärungsgrund alles Daseienden gefunden. Dieser Wille zum Leben schlechthin hat mit der Zeit, in Folge seiner Neigung zum Variiren und zur Fortentwicklung in immer höheren Daseinsformen, sich specialisirt als Wille, Pflanze, Thier, Mensch, als diese bestimmte Pflanze, dieses bestimmte Thier, dieser bestimmte Mensch, als Eichbaum, Löwe, Neger, als Pflanze, Thier, Mensch mit diesem bestimmten, ausgesprochenen Character, dieser individualisirten Willensform. Was diese Pflanze da vor mir, diesen Hund, der mich ansieht, im Innern bewegt und characterisirt als diese bestimmte Pflanze und keine andere, als diesen bestimmten Hund und keinen andern, das ist ihr Wille, so und nicht anders zu sein. Alle Lebensäußerungen, welche aus diesem Willen, diesem inneren Antrieb, diesem Kern, dem letzten

Digitized by Google

metaphysischen Grund dieser bestimmten Daseinsform, der so und so beschaffenen Pflanze, des so und so beschaffenen Thieres, hervorgehen, sind instinctive Lebensäußerungen. Aus dem Willen an sich vor aller Erscheinung drängte sich der Wille zum Leben schlechthin in einer einfachsten Form in's Dasein, variirte und specialisirte sich in immer höheren Daseinsformen bis zum Menschen hinauf. Instinct schlechthin ist der Wille zum Leben, schlechthin der Instinct der Biene, des Hundes, des Affen u. s. w. ist der Wille, Biene, Hund, Affe u. s. w. zu werden. Der specielle Instinct ist der individualisirte Wille, dieser bestimmte Hund zu werden, diese bestimmte Pflanzenvarietät, dieser Mensch mit diesem bestimmten, ihm eigenthümlichen Character. Der Instinct ist ein innerer, nicht erworbener, sondern angeborner Antrieb, einmal überhaupt dazusein, und dann in dieser bestimmten Erscheinungsform dazusein. Das Geheimnißvolle der instinctiven Handlungen liegt darin, daß sie den Kern des betreffenden Wesens, sein metaphysisches Radical, seinen speciellen Character, seinen so und so beschaffenen Willen angehen. Das characterisirt solche Handlungen als instinctive, und es ist einleuchtend, daß somit alle Handlungen und Lebensäußerungen im letzten Grunde instinctive sind, da wir von Grund zu Grund schließlich an den letzten metaphysischen Grund, den Willen zum Leben kommen. In der That sind wir der Ansicht, daß unser Wissen mit dem Worte Instinct keine Bereicherung erfahren hat, und daß alle Handlungen des Menschen so gut instinctive sind, wie die der Thiere, daß die menschlichen und thierischen Kunsttriebe instinctive sind der jedesmaligen, so beschaffenen Willensform angepaßt, das Nest des Eichhörnchens der Willensform Eichhörnchen, das Nest des Edelfinken der Willensform Edelfink, die Wachszellen der Willensform Biene, das Blätterdach der Willensform Orang-Utang, das Zelt, die Hütte, der Palast der Willensform Mensch. Nur in diesem Sinne finden wir nach gewissenhafter Prüfung in unserem eigenen Innern einen Instinct, und da all unser Wissen über andere Wesen auf Analogien beschränkt ist, so werden auch die Instincte bei den

Digitized by Google

Thieren uns nur in diesem Sinne verständlich. Was man darüber hinaus Instinct nennt, ist Phrase, oder besser gesagt, man bezeichnet Vorgänge damit, die uns nicht verständlich sind, bei denen wir uns nichts vorstellen können.

„Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben."

Da wir aber der „schülerhaften" Ansicht sind, daß doch ein Begriff mit dem Wort verbunden sein muß, so halten wir an der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Instinct fest, und nennen instinctive Handlungen alle diejenigen Lebensäußerungen, welche sich nicht aus der Erfahrung begründen lassen, d. h. welche den Kern des Wesens, der Willenserscheinung betreffen. Demnach sind diejenigen Handlungen der Thiere, welche besonders scharfe, die menschlichen übertreffende Sinneswerkzeuge zur Voraussetzung haben, wie der Spürsinn des Hundes, durchaus keine instinctive. Es beruht auf einer menschlichen schlimmen Gewohnheit, das nicht gleich Erklärliche mit Hülfe der Sprache abzuthun. Wenn eine Erscheinung im Thierleben aus dem Erfahrungskreis des Menschen nicht gleich zu erklären war, so griff man zu dem Wort für alles Instinct. Die Specialforschung hat aber nachgewiesen, daß die Thiere sehr wohl zu denken, zu reflectiren, zu überlegen verstehen, und daß wir ihnen daher sehr Unrecht thun, wenn wir ihnen diese Gabe mit dem Schlagwort Instinct streitig machen. Ebenso erklären sich eine ganze Reihe geheimnißvoller Vorgänge, wenn wir festhalten, daß das Thier mit besonders scharfen, von der Natur überkommenen und in der Natur geübten Sinnen begabt ist. Es gibt keine angeborne Vorstellungen, auch keine unbewußte, weder beim Menschen, noch beim Thiere. Der Mensch will dieser Mensch, und das Thier will dieses bestimmte Thier sein. Um diesen Willen durchzusetzen, hat jedes Wesen

Digitized by Google

sich mit den diesem Willen entsprechenden Werkzeugen versehen. Die sich von außen darbietenden Gelegenheiten, seinen Willen durchzusetzen, ergreift es; was diesem Willen entgegensteht, vermeidet es. Der Affe — und wir Menschen theilen diese vetterliche Furcht — fürchtet die Schlange nicht instinctiv, sondern durch Vermittlung seiner Sinne weiß er, daß er hier ein feindliches, seine Existenz bedrohendes, seinen Willen hemmendes Wesen vor sich hat. Diese Furcht ist ihm nicht angeboren, sondern sie ist ein Product der Erfahrung. Die Schlange hat ihn freilich nicht gebissen, aber seine scharfen Sinne sagen ihm beim Anblick, diese Schlange ist dem, was du willst, feindlich, sie will dich vernichten, wenn sie kann. Wir schließen die Augen, wenn sie vom Sonnenlicht getroffen werden, weil unsere Nerven unangenehm von demselben berührt werden. Daß die Strahlen uns blenden, warten wir nicht ab. Trotzdem können wir das Schließen der Augen kein instinctives nennen, denn es ist ein Product der Erfahrung, daß das Sonnenlicht unsere Sehnerven unangenehm berührt. Instinct ist ein innerer, angeborener Antrieb. Die Rinderbremse will eine Bremse sein, hat sich mit den entsprechenden Werkzeugen versehen, diesen ihren Bremsenwillen durchzusetzen. Sie will sich über ihr individuelles Dasein hinaus fortsetzen, sich fortpflanzen; das Weibchen will Eier legen und sucht einen Ort, wo diese Eier ihrer Meinung nach Aussicht auf eine gedeihliche Entwicklung haben. Da bietet sich ihm auf der Suche nach diesem Ort ein Rind dar; die Sinne sagen der Bremse, das ist eine geeignete Stelle für deine Eier, und sie setzt sie in die Haut des Rindes ab. Das Alles ist, wir betonen, kein Werk reiflicher Ueberlegung, aber es ist das Werk einer Sinneswahrnehmung, ein Vorgang der Erfahrung. Die Bremse steht bei allen diesen Lebensäußerungen unter Leitung ihrer Sinne und ihres Intellects; sie wird vom Willen, instinctiv, getrieben, aber sie ist keine mechanisch gestoßene Kugel, sondern sie nimmt wahr, wählt das ihrem Willen Entsprechende und vermeidet das ihm Feindliche. Die meisten Handlungen der meisten Menschen sind keine andere. Das höher entwickelte und feiner

Digitized by Google

organisirte Hirn des Menschen ermöglicht es ihm, nicht nur unmittelbare Eindrücke auf sich wirken zu lassen bei seinen Handlungen, sondern die Erfahrungen der Vergangenheit, eigene und von Dritten mitgetheilte, welche er im Gedächtniß aufbewahrt, auf seinen Willen wirken zu lassen. Dann überlegen wir uns, heißt es, eine Sache, und wir Menschen können das in reicherem Maaße als die Thiere. Aber oft entscheidet sich unser Wille doch auf den ersten anschaulichen, unmittelbaren Eindruck selbst nach der Ueberlegung, und, wenn wir ehrlich sind, in den seltensten, nur den wichtigeren Fällen stellen wir eine solche überhaupt an. Wir Menschen gehen die größte Strecke unseres Lebensweges in demselben dunklen Drange, wie das Thier. Was uns leitet, sind die unmittelbaren Eindrücke der Gegenwart. Das ist die Regel, und die Ausnahmen sind diejenigen Fälle, wo wir den reichen Schatz der Motive aus unserem Gedächtniß hervorholen und auf den Willen wirken lassen. Wie sich unser Wille nach diesen Einwirkungen entscheidet, warten wir, oder besser unser Intellect machtlos ab. Machtlos, denn trotz der vernünftigsten Vorstellungen seines Intellects geht der Wille, d. i. der eigentliche Mensch, seiner eigenen unvernünftigen Nase nach und macht immer wieder dieselben alten Dummheiten. Wenn wir also alle diejenigen Handlungen instinctive nennen wollten, welche nicht überlegt sind, so würde das Feld des Instinctes ein sehr ausgedehntes werden, es wäre kaum eine Grenze zu ziehen zwischen überlegten und instinctiven Handlungen. Wollen wir eine Vorstellung mit dem Worte Instinct verbinden, so bezeichnet dasselbe alle diejenigen Erscheinungen, welche nur noch aus dem letzten metaphysischen Grund, dem Kern des betreffenden Wesens, dem Willen desselben so und nicht anders zu sein, erklärlich sind. Eine Vorstellung von dem Wesen dieses Instinctes können wir uns im eigenen Innern bilden, wo wir uns als so wollend und darum so handelnd erkennen. Darüber hinaus gibt es keine Erklärung, denn instinctive Handlungen sind metaphysische Vorgänge, liegen also jenseits der Erfahrung, können mithin von unserem an die Erfahrung gebundenen

Digitized by Google

Intellect nicht vorgestellt, gedacht, erklärt werden. Nur dadurch, daß wir uns als instinctiv handelnd im eigenen Inneren empfinden, wird uns der Vorgang des Instinctes bei den Thieren überhaupt, wir sagen mit Bedacht, annähernd verständlich.

Der Mensch fühlt sich als leben wollend schlechthin, in specie als Mensch. Instinctiv hat er sich mit menschlichen Händen, Füßen, Augen, Ohren, dem besonders sorgfältig entwickelten Hirnbrei versehen, um sein menschlich gewolltes Dasein zu führen. Wind und Wetter sind diesem Dasein unzuträglich. Er strengt sein Hirn an, setzt seine Hände in Bewegung und baut die Hütte, unter deren schützendem Dach er ein menschenwürdiges Dasein fristen kann.

Der Wille wurde von der Sehnsucht ergriffen, eine Biene zu werden. Instinctiv versah er sich mit den Werkzeugen, diese Willensform zu erfüllen. Er machte sich instinctiv den Rüssel mit der pinselförmigen Zunge, um den Nectar aus den Blumen zu schlürfen, versah sich mit den Körbchen an den Beinen, um den Blumenstaub darin aufzunehmen, mit dem Stachel zur Wehr, die Königin mit der Saamentasche, um den Befruchtungsstoff für Tausende von Eiern aufzunehmen, und was der Einrichtungen mehr sind, durch welche die Bienenexistenz bedingt ist. Alles das sind instinctive Vorgänge. Wenn die Königin weibliche Eier legen will, so drückt sie auf die Muskeln der Saamentasche, während das Ei an der letzteren vorbeipassirt, das Sperma dringt durch die Mikropyle des Eis ein und macht dasselbe weiblich. Diesen Vorgang können wir so wenig instinctiv nennen, als wenn der Mensch sich eine Hütte baut zum Schutze vor Wind und Wetter. Die Königin philosophirt nicht, stellt keine lange Reflexionen an, wenn sie ein Ei in eine Arbeiterzelle absetzt. Aber die Arbeiterzelle ruft in ihr die Vorstellung hervor, ein weibliches und kein männliches legen zu wollen, wie Wind und Wetter den Menschen veranlaßten, sich eine Hütte zu bauen. Damit daß die Ursache zur Handlung und die Handlung selbst kaum merklich von einander getrennt sind, wird dieselbe für uns Menschen, de-

Digitized by Google

ren Handlungen überlegt zu werden pflegen, schwer faßlich, aber das berechtigt uns nicht, die Eierlage der Bienenkönigin eine instinctive zu nennen. Das Absetzen von männlichen und weiblichen Eiern in Drohnen- und Arbeiterzellen geschieht willkürlich, nach unmittelbarer Anschauung, wenn auch nicht nach reiflicher Ueberlegung. Die Bienenkönigin weiß nach ihren Sinneseindrücken und Wahrnehmung an den reichen Trachtergebnissen im Stocke, daß es Zeit ist, mit der Gründung einer neuen Kolonie vorzugehen. Dieses Bewußtsein ruft den weiteren Gedanken hervor, für eine junge Thronfolgerin zu sorgen, zunächst für Drohnen, um die letztere zu befruchten. Sie sucht die Drohnenzellen, welche die Arbeiterinnen, von demselben Bewußtsein getragen, erbaut haben, auf und legt männliche, unbefruchtete Eier hinein. Das ist nicht Instinct, das ist eine von außen veranlaßte, anschaulich wachgerufene Handlung, wie die meisten menschlichen Handlungen auch sind. Die Bienen tödten die Drohnen im August nicht aus Instinct, sondern weil ihnen die vorrückende Jahreszeit mit dem Mangel an Nahrung zum Bewußtsein bringt, daß an Ausschickung von neuen Kolonien nicht mehr zu denken ist und folglich die männlichen Bienen nur unnütze Zehrer sind. Ist der Stock weisellos, so tödtet er die Drohnen nicht, denn das ganze Volk wird jetzt von dem Bewußtsein der Nothwendigkeit derselben zur Befruchtung des Weisels getragen. Wird ein hiesiger Bienenstock nach südlichen Gegenden mit längerer Trachtzeit gebracht, so tödtet er die Drohnen nicht zur gewohnten Zeit im August, sondern er richtet sich sofort nach den Trachtverhältnissen seiner neuen Heimath. Beweis genug, daß hier von Instinct, von einem angeborenen, inneren Antrieb nicht die Rede sein kann. Nimmt man einem Bienenvolke seine Königin, so geräth es bald in große Aufregung. Wie kommt das? Die vorderste Biene könnte denken, die Königin befinde sich hinten, die untere, sie befinde sich oben, bei einer Bevölkerung von 60,000 Köpfen könnte sogar die Suchende sich trösten, die vermißte Majestät beim Suchen übersehen zu haben. Aber nein, eine Angst, die sich in dumpfem, klagendem Brausen, im Hin- und

Digitized by Google

verlaufen kund gibt, ergreift das ganze Volk und sagt dem Bienenvater, der Stock ist weisellos. Wer dem Volke das Fehlen der Königin verkündet, ist der scharf ausgeprägte, beim Honigsammeln stets geübte Geruchssinn, der den odor majestatis vermißt, den Geruch von der Königin, auf deren Vorhandensein die Existenz des ganzen Bienenstaates beruht. Es ist kein Instinct, der ihnen das sagt, sondern eine ganz materielle, sinnliche Wahrnehmung. — Die Arbeitsbienen schwitzen durch die Ringe des Hinterleibes kleine Wachsblättchen, aus denen sie ihre Zellen bauen. Auch das geschieht nicht instinctiv. Die Bienen schwitzen diese Wachsblättchen nicht zu allen Zeiten, sondern nur dann, wenn sie an den günstigen Trachtverhältnissen merken, daß eine Erweiterung des Baues an der Zeit sei, oder wenn es sich bei Gründung einer Kolonie um Aufführung eines ganz neuen Baues handelt. Alsdann essen sie reichlicher Honig, sie präpariren sich geradezu zum Wachsschwitzen, und der intelligente Bienenzüchter vermeidet daher im Interesse seiner Honigkammer, die Bienen durch Hinwegnahme der Waben unnöthigen Honig verschwenden zu lassen behufs Wiederbauens derselben. Er bedient sich der Centrifugalmaschine, um die Waben von Honig zu entleeren, und hängt die so entleerte wieder in den Stock. Zu dem Ende hat er den Bau durch Ankleben der Waben an herausnehmbare Stäbchen oder Rähmchen beweglich gemacht. Also auch das Wachsbauen geschieht nicht instinctiv, sondern mit „Bewußtsein", wenn wir denn das leidige Wort Ueberlegung auf das umständliche Hin- und Herdrehen von anschaulichen und begrifflichen Motiven vor der That beschränken wollen. Gewöhnlich bauen die Bienen ihre Zellen aus den ausgeschwitzten Wachsblättchen, aber sie verstehen auch älteres Wachs beim Bauen zu verwenden. Gewöhnlich bauen sie von oben nach unten, aber sie verstehen auch sehr gut von unten nach oben ihre Waben zu ziehen. Das thun sie jedesmal, wenn sie den unteren Raum angebaut haben, und der Bienenvater ihnen einen oberen, unmittelbar und ungetrennt sich an den unteren anschließenden Raum öffnet. Auch dann, wenn er den getrennten, nur

Digitized by Google

durch eine kleine Oeffnung zugänglichen Honigraum am Boden mit Wachsanfängen belegt. Auch ist die eine Zelle keineswegs immer, wie die andere. Zur Aufnahme des Honigs werden die Zellen verlängert, und diese Vorrathskammern wieder zur Wiege verkürzt, wenn sie im Frühjahr zur Aufnahme von Brut von nöthen sind. Kurz, wer die Bienen mit Aufmerksamkeit beobachtet, und sich vom christlich-jüdisch-occidentalischen Menschendünkel frei zu machen die Kraft hat, der wird die Ueberzeugung gewinnen, daß alle Handlungen der Bienen intellectuell bestimmte, — das ist das richtige Wort! —, sind und keine instinctiv blinde. Die Kunsttriebe der Bienen unterscheiden sich von den menschlichen nur dem Grade, nicht dem Wesen nach, abgesehen selbstverständlich von dem Anpassen an den Willen, Biene oder Mensch zu sein. Sie wurzeln im Instinct, beide die menschlichen Kunsttriebe und diejenigen der Bienen. Aber beide, auch diejenigen der Bienen, stehen unter Leitung des Intellects. Derartige Kunstäußerungen sind alsdann keine instinctive mehr, sondern intellectuell, durch die Anschauung, von außen her bestimmte. Der Intellect des Menschen verfügt über eine schwerere und feiner organisirte Hirnmasse und nimmt in Folge dessen einen größeren Antheil an den Handlungen als derjenige der Thiere. Darum erscheinen die thierischen Handlungen mehr instinctiver, die der Menschen mehr überlegsamer Natur. Das ist wohl der Hauptgrund, welcher diese heillose Verwirrung in den Köpfen der meisten Menschen über die thierischen und menschlichen Handlungen anrichtet. Der Unterschied zwischen Thier und Mensch ist im Grunde, von der Willensform abgesehen, nur intellectueller Natur, der Mensch hat einen schärferen Intellect. Seine Handlungen sind klüger, oft auch überlegt, das letztere bei den Thieren selten, welches Grund und Folge durch sein weniger entwickeltes Hirn schwerfälliger zu verknüpfen weiß.

Ob die eine Biene geschickter beim Bau als die andere, die ältere, erfahrenere namentlich als die jüngere, das entzieht sich der Beobachtung, ist aber wahrscheinlich. Daß ihr Bau kunstvoller als derjenige der plumpen Hummel oder der lie-

Digitized by Google

derlichen Wespe, welche ihren Bau aus faulem Holz zurechtkaut mit einer kraftgenialen äußeren Hülle, ist nach menschlichem Bemessen unfraglich. Daß die eine Zelle geschickter aufgeführt als die andere, daß im Drange des Augenblicks auch einmal gehuddelt, windschief und flattrig gebaut wird, davon wissen die Bienenväter mancherlei zu erzählen. Solch ein Wirrbau bringt den ängstlichen, seine Bauleute nicht überwachenden Anfänger im Bienenzuchtbetrieb mit beweglichem Bau oft zur Verzweiflung. Es ist den Bienen die Baukunst eben nicht angeboren, sondern sie haben nur ihre Beine und ihren Verstand dazu mitbekommen nebst dem Instinct, d. h. dem Willen, Bienen zu sein. Sie können kein Finkennest bauen, denn sie wollen Bienen und keine Finken sein. Solche Nester kann aber auch der Mensch nicht bauen, er kann sie nur ungefähr nachahmen, so etwa, wie die Chimpansin Mafoka der Putzfrau das Scheuern nachmachte; in diesem Falle würde der Mensch sagen, nachäffte.

In Betreff der Vögel drücken sich die Herren Adolf und Karl Müller gleichfalls sehr vorsichtig aus. „Dieser Kunsttrieb (Nesterbau)", sagen sie, „sowohl, als ein gewisser Schönheitssinn, eine Lebhaftigkeit für zierliche Formen treten bei den Vögeln in einem hohem Grade hervor. Dies zeigen uns deutlich ihre netten, wohlgeordneten Nester und die Freudigkeit und Sorgfalt, womit sie an den Bau derselben gehen. Aber ihre Kunstfertigkeit ist mehr oder weniger stabil, d. h. sie bleibt bei allen Sippen und Familien auf einem ähnlichen Punkte der Vollkommenheit stehen, ohne sich in dem Leben der Vögel besonders weiter auszubilden. Die Webervögel, Finken, Kolibris und andere Nesterbaukünstler stehen eben noch wahrscheinlich auf der nämlichen Stufe ihrer Baukunst, auf welcher ihre Sippen vor undenklicher Zeit gestanden. Zwar hilft die Erfahrung und nicht selten Ueberlegung etwas ausbilden, und wir sehen die Vögel im Ganzen vor den Insecten auf derjenigen geistigen und körperlichen Stufe, welche eine geringe Vervollkommnung ihrer Kunstfertigkeit erblicken läßt, indem ältere Paare schönere und vollkommenere Nester bauen, als jüngere, auch viele ihre Kunst den Umständen

Digitized by Google

anzupassen verstehen. Aber dieselbe Regel und derselbe Plan sind von jeher wohl in allen ihren Gebilden immer sichtbar gewesen und bleiben sich vor unseren Augen fortwährend gleich. Obschon nun die Naturforschung vollkommen berechtigt ist in der Anschauung, daß der Vogel sein Nest so bauen wird, wie es vermöge seiner ihm zu Gebote stehenden Mittel und Werkzeuge, nach seiner ganzen körperlichen Ausbildung überhaupt, geschehen kann, so muß doch bis jetzt noch in Abrede gestellt werden, daß die Nestbaukunst der Vögel sich als ein reines Product der Lehre, die der jüngere Vogel vom älteren empfangen, erweise: denn dies ist bloß eine Annahme, die sich auf keinerlei Beobachtungen stützen kann. Thatsächlich hat noch kein Naturforscher beim Nestbau eine Unterweisung des jungen Vogels von dem alten jemals wahrgenommen. Von allen nur ein Mal nistenden Vögeln kann solches auch gar nicht geschehen, da die Jungen selbstverständlich beim Nestbau der Alten nicht zugegen sind, trotzdem aber bei ihrer Jährigkeit im nächsten Lenze mit einer Sicherheit an die Herrichtung ihrer Nester gehen, als wären sie schon längst damit vertraut. Die Baukunst der Vögel kann also unmöglich bloß hervorgehen aus dem durch die Sinne, die Erfahrung Erworbenen. Wir können dies ebenso wenig annehmen, als daß der Gesang der Nachtigall einzig und allein ein Product ihrer Sinnesauffassung, der Erlernung von Anderen, daß die Fangmanier des jungen Raubthieres bloß eine Nachahmung der Fertigkeit seiner Eltern sei. Nein, der Annahme einer eigenthümlichen Anlage in dem Thiere kann sich kein Forscher verschließen, so wenig auch derselbe die unbedingte Entgegenstellung oder Trennung des oft begriffslos gebrauchten Wortes Instinct von der Verstandesthätigkeit zugeben mag; so wenig auch ferner geleugnet werden kann, daß wir dem Geistes- und Gemüthsleben des Thieres nicht nahe genug stehen, um allerseits seinem Thun und Treiben gerecht zu werden. Wir stoßen aber im Thierreiche auf eine dem Individuum schon bei der Geburt innewohnende Gabe der Natur, insbesondere Angesichts der Baukunst der Vögel auf einen ihre Eigenthümlichkeit bedin-

Digitized by Google

genden, gewissermaaßen fertigen, unerklärlichen Kunsttrieb, wie wir ihn bei dem Menschen, wenigstens nicht in dem Maaße, gewahren. Aber des letzteren hohe intellectuelle Kraft läßt ihn das, was er von diesem Kunsttriebe wenig oder gar nicht von vornherein besitzt, durch Erlernung allmählich zur Kunstfertigkeit heranbilden und diese nach und nach immer mehr vervollkommnen; die Vergleichung der Bauten wilder Volksstämme mit denjenigen civilisirter Nationen beweisen das. Diese Betrachtungen, verbunden mit dem Hinblick auf die Gliederthiere, unter welchen sich bei der Bethätigung ihres Kunsttriebes ein ganz besonderer Sinn für mathematisch regelmäßige Formen bemerkbar macht, führen uns zu dem Schlusse: daß, je entschiedener, von vornherein fertiger, der Kunsttrieb in einer Thierklasse vorhanden ist, desto weniger merkwürdiger Weise die sonstigen geistigen Eigenschaften vorhanden zu sein pflegen, oder vielmehr: daß die geistige Stufe, welche die betreffende Thierklasse einnimmt, dem sich in ihr offenbarenden Kunsttriebe nicht ebenmäßig, ja gerade entgegengesetzt zu sein scheint." Wir sehen, daß selbst so vorsichtige Forscher, wie die Herren Müller, eine intellectuelle Thätigkeit der Thiere beim Ausüben des Kunsttriebes nicht in Abrede stellen. An der Wiegengabe zur Ausübung einer bestimmten Kunst kann kein Verständiger zweifeln. Sie ist eine intellectuelle Fähigkeit, die im Dienste des Willens steht, das so und so beschaffene Wesen zu werden. Diesem Willen gemäß arbeitet der Intellect nach der Geburt, baut der Vogel das dieser Willensform entsprechende Nest. Er hat mit der Geburt keine Vorstellung von diesem Neste, sondern er erfindet dies Nest der Willensform entsprechend, der Finke das Finkennest, die Biene ihre sechseckigen Zellen.

Es wäre ein allerdings unerklärlicher Vorgang, wenn der Kunsttrieb ein „fertiger" wäre. Aber das ist nicht der Fall. Der Trieb zum Nesterbau ist angeboren, er fällt zusammen mit dem Willen, die bestimmte Thiererscheinung zu werden, wie er im Saamenthier und Ei prädestinirt ist. Diesem Triebe, diesem bestimmten, specialisirten Willen entspricht auch ein bestimmter Intellect, eine bestimmte Naturgabe,

Digitized by Google

Naturanlage. Der junge Edelfinke kommt mit dieſer Gabe zur Welt. Aber wenn die erwachende Liebe ihn zur Fortpflanzung treibt, ſo muß er das Neſt bauen lernen, wie es ſeinem Bedürfniß und ſeinem Geſchmack enſpricht. Unſerem und allem Intellect iſt keine Vorſtellung irgend welcher Art angeboren. Er iſt bei der Geburt gleichſam ein leerer Spiegel, in welchem ſich die Welt der Erſcheinung nun allmählich in Vorſtellungsbildern abſpiegelt. Alle intellectuellen Leiſtungen, menſchliche und thieriſche, ſind Erfahrungsleiſtungen; jede Handlung und Lebensäußerung, menſchliche wie thieriſche, iſt ein Product des angeborenen Sowollens und dann in der Erfahrung Sothuns. Der thieriſche Kunſttrieb iſt im letzten Grunde metaphyſiſcher Natur, er wurzelt in dem Wollen dieſer beſtimmten Thierform. Dem entſprechend iſt der Intellect beanlagt, und dieſer ſo beanlagte Intellect erfindet nun das Neſt, lernt es erfahrungsmäßig bauen. Daß ein ſonſt geiſtig tiefſtehendes Thier die kunſtvollſten Bauten aufführt, kann kein Einwand ſein. Unſere großen Künſtler ſind meiſtens ſchlechte Gelehrte, ja oft geradezu beſchränkte Köpfe. Die bekannte Sparſamkeit der Natur ſcheint auf der einen Seite zu nehmen, was ſie auf der anderen verſchwenderiſch ausſchüttet. Auch ſind wiſſenſchaftliche Leiſtungen immer durch eine gewiſſe Beſchränkung bedingt geweſen, und die Hans vor allen Hägen in der Kunſt haben ihre Kräfte meiſt thatenlos zerſplittert. Auch das iſt ſelbſtverſtändlich, daß das Zaunkönigneſt noch heute dasſelbe iſt, wie vor tauſend Jahren. So lange ein Weſen Zaunkönig ſein will, muß es auch ein dieſem Zaunkönigswillen entſprechendes Neſt, eben ein Zaunkönigsneſt, bauen. Auch der Menſch wird und muß werden, was er will. Seine Freiheit liegt in ſeinem Sowollen. Darnach, ſeinem angeborenen Wollen, ſeinem Character gemäß muß er handeln.

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sybillen, ſo Propheten.“

Digitized by Google

Der Mensch hat einen sehr geringen natürlichen, meinetwegen thierischen, Kunsttrieb. Seine Bauluſt von Natur wird sich nicht viel weiter erstreckt haben, als diejenige der Waldmenschen, also auf eine Laube. Aber er hatte eine Vorliebe für Schmuck, einen sehr ausgebildeten Nachahmungstrieb, ein sehr großes und schweres Gehirn, also einen sehr entwickelten, kräftigen intellectuellen Arbeiter. Diesen hat er angestrengt, in der Noth sich eine Hütte gebaut, aus Putzsucht sie zum Palaste ausgeschmückt, die Natur bildhauend, malend, zeichnend, stechend, radirend nachgebildet, kurz mit dem fein organisirten Intellect sich zum Künstler durch Kultur aus dem Stümper von Natur emporgearbeitet. Daß dies hoch entwickelte Gehirn ihn zur Ueberlieferung des Könnens vom Vater auf den Sohn, zum Wuchern mit dem überkommenen Erbe befähigte, das zeichnet, wir wiederholen es, den Menschen allein wesentlich vor dem Thiere aus.

Das Thier baut nicht immer dasselbe Nest, es probirt auch und überlegt beim Bauen. An Kanarienvögeln kann man das leicht beobachten. Aber auch in der Freiheit, im Naturleben baut der Vogel nicht mechanisch, nach einem fix und fertigen Plane, einer angeborenen Vorstellung. Er wählt sein Material bedachtsam aus, trägt es an die Baustelle, legt es hierhin und dahin, verwirft es, holt frisches. Kurz, wenn man einen solchen Vogel bei seiner Arbeit beobachtet, kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß er seinen ganzen Verstand zusammennimmt, um etwas fertig zu bringen, das dauerhaft, zweckentsprechend und — wagen wir hinzuzusetzen — schön ist, mit dem er selbst so leidlich zufrieden ist. Ein solches Thier wird dem Beobachter dann mehr Mensch, als er sich hernach in der Studirstube niederzuschreiben getraut. Die Thiere haben aber auch Meister und Stümper unter sich. Es gibt unter den Distelfinkennestern meisterhaft und stümperhaft gebaute, und — die Beobachtung ist schwierig — vermuthlich auch erfahrene und unerfahrene Künstler, d. h. der Vogel baut in reiferen Jahren ein besseres Nest als in jungen, unerfahrenen. Daß die Vögel einen guten Geschmack haben und immer „stilvoll“ bauen,

Digitized by Google

läßt sich nicht bestreiten. Er entspricht dem jedesmaligen Thiere, wie der menschliche der Willensform Mensch. Aber wie beim Menschen, kann er auch beim Thiere durch die Eindrücke der Umgebung, die Lebensweise u. dgl. m. sich vervollkommnen, oder aber ausarten. Das faule Leben der Schwarzamseln in den Hausgärten Frankfurt's hat auf den Nesterbau derselben einen entschieden demoralisirenden Einfluß ausgeübt. Sie sind fast zum Bauerngeschmack der Haussperlinge herabgesunken. Papierschnitzeln, Zeuglappen, Garn, dem Gärtner gestohlener Bast hängt liederlich um den kaum aufgeführten Bau. Auch werden sie in der Wahl der Baustelle immer anspruchsloser und dem gemeinen Spatzen näher kommend. Vor einigen Jahren baute eine Amsel ihr Nest auf einen Krainer Bienenkasten zwei Fuß von der Erde in mein Bienenhaus. Jetzt sitzt ein Amselnest am Stalle unter dem Dache auf einem Kändelrohr. Ich vermuthete einen Spatzen, als ich den Anfang des Nestes sah, und traute kaum meinen Augen, als Herr und Madame Amsel sich als Eigenthümer dieser Bauernhütte auswiesen. Bequem freilich war das Ding. Madame brütete im Trocknen, die Brut gedieh vortrefflich, saß auch bei der Hitze im Schatten und die Katzen schlichen vergebens um das unnahbare Amselheim. Wie ganz anders baut eine Amsel, oder, wie sie dort genannt wird, Schwarzdrossel (Turdus vulgaris) ihr Nest in den Erlen an den Waldbächen des Sollings! Das hat Festigkeit im äußern Aufbau, ist inwendig wohl ausgepolstert, mit Erde und Speichel gar zierlich geglättet, kurz ein Kunstbau im wahren Sinne des Wortes im Verhältniß zu den eben geschilderten liederlichen Bedürfnißbauten. Uebrigens sollen wir auch hier nicht vergessen, daß unseren menschlichen Augen leicht ein Nest wie das andere erscheint, weil sie nicht beanlagt und geübt sind, die Unterschiede wahrzunehmen. Der betreffende Vogel würde vielleicht über diesen augenscheinlichen Mangel an Unterscheidungsgabe in Staunen gerathen, so etwa, wie der Kunstkenner, wenn ihm der Bauer in's Gesicht behauptet, er nähme keinen Unterschied wahr zwischen der Schönheit, Technik, Farbengabe u. s. w. eines

Digitized by Google

Originalbildes von Rubens und einer Copie, oder gar eines Farbendruckes desselben Gegenstandes.

Die Kunst ist eine intellectuelle Errungenschaft des Thieres, und vermöge seines Intellectes versteht es die Kunsttriebe den sich darbietenden Gelegenheiten anzupassen. Derselbe Vogel baut sein Nest an dem einen Orte anders, als an dem zweiten und dritten, wenn letztere durch ihre abweichende Structur eine andere Bauart verlangen. Sie verwenden auch nicht immer dasselbe Material zum Nesterbau, sondern verstehen auch dies mit Einsicht je nach Bedarf auszuwählen. Auch prägen sich Mißbildungen in ihren Werkzeugen, wie Schnabel und Füßen, im Bau des Nestes aus. Ich machte vor einigen Jahren Bastardirungsversuche zwischen Kanarienvögeln und verschiedenen Finkenarten. Als ich zu diesem Behufe ein Nest von Edelfinken suchte, um ihm die Eier zu entnehmen und letztere von einem Kanarieweibchen ausbrüten zu lassen, wurde mir ein solches auf einem unter einer Pappel stehenden Hollunderbusche gezeigt. Ich lächelte über die Unkunde des Finders. Das Nest war mit Bast und Garnfäden in der Art des Pirol (Oriolus galbula) an dem gabelförmigen Aste befestigt, wich überhaupt in der ganzen Structur von einem Edelfinkennneste erheblich ab. Der auf dem Neste brütende Vogel hatte einen regelrechten Kreuzschnabel, wies sich aber, als er vom Neste abflog, durch sein pink! pink! und das Finkenkleid als gewöhnlicher Edelfinke (fringilla coelebs) aus. Auch erschien auf die Angstrufe des Weibes bald der normal gebildete Finkengemahl. Hier hatte also der Vogel seine ungewöhnliche Schnabelzange zu einer ungewöhnlichen Nestform gebraucht.

Daß wir es in der Thierwelt mit wirklichen Baukünstlern, keinen nach einer fremden Schablone arbeitenden Handwerkern zu thun haben, kann nur derjenige bezweifeln, der nie ein Nest mit Aufmerksamkeit betrachtet hat. Unsere inländischen Vögel, von dem archaistischen Stil der Taube bis zum hängenden Bau des Pirol, bieten Beweise genug für die gewiegteste Künstlerschaft. Wahre Wunderbauten werden aber von den fremdländischen Vögeln aufgeführt. Das Nest unserer

Digitized by Google

Thonkünstlerin, der Schwalbe, wird von dem in Südaustralien lebenden Ariel (Chelidon Ariel) zur kunstvollen Flasche gestaltet, und zwar arbeiten die Ansiedler gemeinsam, „so daß ein halbes Dutzend dieser Baukünstler an einem und demselben Neste arbeitet, indem viele Männchen einem bauenden Weibchen Material zutragen. Der Lehm, welchen die Vögel zum Nestbau verwenden, trocknet an der Sonne sehr hart ein. Bei trockner Witterung und an sonnenhellen Tagen bauen sie nur Morgens und Abends, weil die Sonnenstrahlen den Lehm zu fest backen, als daß er von den zarten Schnäbeln bearbeitet werden könnte; dagegen sind sie an Tagen, wo die Luft mit Feuchtigkeit erfüllt ist, unaufhörlich an ihren Nestern beschäftigt und vollenden ihre Arbeit bald." Wenn sie also auch nicht so gescheidt sind, wie der Bildhauer, den Thon mit nassen Tüchern weich und bildsam zu erhalten, so haben sie doch so viel Verstand und brauchen diesen ihren Verstand, die Feuchtigkeit der Morgen- und Abendluft beim Bauen zu benutzen. — Der südamerikanische Töpfer (Furnarius fuliginosus) baut einen Backofen, den er im Innern durch eine Scheidewand fester macht und in ein Herren- und Frauengemach trennt. „Die hintere Kammer wird von dem brütenden Weibchen, die vordere von dem Männchen als Ruhe- und Schlafstätte eingenommen. Beide Gatten bauen gemeinschaftlich. Zuerst legen sie einen wagerechten Grund aus dem in jedem Dorfe häufigen Lehm der Fahrwege, welcher nach den ersten Regengüssen, die um die Zeit ihrer Brut sich einstellen, als Straßenkoth zu entstehen pflegt. Dieselben bilden aus demselben runde Klumpen, wie Flintenkugeln, und tragen sie auf den Baum, hier mit den Schnäbeln und Füßen sie ausbreitend. Gewöhnlich sind auch zerfahrene Pflanzentheile mit eingeknetet. Hat die Grundlage eine Länge von acht bis neun Zoll erreicht, so baut das Paar an jedes Ende desselben einen aufwärts stehenden, seitwärts sanft nach außen geneigten Rand, welcher am Ende am höchsten ist und gegen die Mitte der Seiten sich erniedrigt, so daß die Ränder von beiden Enden her einen hohlen Bogen bilden. Ist dieser Rand fertig und gehörig getrock-

Digitized by Google

net, so wird darauf ein zweiter, ähnlicher gesetzt, der sich schon etwas mehr nach innen zu überbiegt. Auch diesen läßt der Vogel zuvörderst wieder trocknen und baut später in derselben Weise fort, sie von beiden Seiten zu einer Kuppel zusammenschließend. An der einen Langseite bleibt eine runde Oeffnung, welche anfangs kreisförmig erscheint, später aber durch Anbauen von der einen Seite her zu einem senkrecht stehenden Halbkreis verlängert wird. Sie ist das Flugloch". — Der ostindische Schneidervogel (Orthotomus longicaudata) näht sich sein Nest schneidergerecht aus einem oder zwei Blättern zusammen. „Zu diesem Zwecke sucht er sich ein passendes Blatt aus, gewöhnlich ein solches, welches am Ende eines dünnen, schwanken Zweiges herabhängt. Dieses Blatt durchbohrt er mit seinem spitzen Schnabel an vielen Stellen der Ränder, so daß zuletzt Reihen von feinen Löchern, freilich in ziemlich unregelmäßiger Stellung, entstehen. Dann erst sucht sich der Vogel entweder schon fertige Fäden, welche auf dem Boden liegen oder hier und da an erhöhten Gegenständen hängen geblieben sind, oder er benutzt die lange Faser irgend einer Pflanze und bereitet sich selbst einen dienlichen Faden. Durch die Löcher zieht er nun dieses Heftemittel und zieht die Ränder des Blattes an einander, so daß eine Art hohlen Kegels gebildet wird, dessen Spitze nach unten zugekehrt ist. Besitzt das auserwählte Blatt die nöthige Breite, so begnügt er sich mit diesem einen, wenn nicht, so näht er zwei an einander, selbst wenn er genöthigt sein sollte, ein zweites aus einiger Entfernung, nachdem er es losgebissen, herbeizuholen und mit den Fasern an das erste zu heften. Den Schneiderfaden spinnt sich der Vogel aber auch oft selbst aus roher Baumwolle vom Strauche, vermittelst seines langen Schnabels und seiner dünnen Beine. Die innere Auskleidung des Nestes besteht aus weichem, weißem Flaum, der kurzer Baumwolle gleich ist." Wir sehen hier also wieder, wie der Vogel beim Nesterbau mit Verstand zu Werke geht, bald so, bald anders baut, wenn auch immer im Schneidervogelgeschmack, denn aus seiner Schneidervogelhaut kann er nicht heraus. Ein Raphael mußte auch im

Digitized by Google

Raphaelcharakter, ein Rubens als Rubens, ein Rembrandt als Rembrandt, so und nicht anders, in seinem, ihm eigenthümlichen, angeborenen Character malen. Auch sie konnten nicht aus ihrer Haut heraus. — Bequem machen es sich die Australischen Talegallen (Talegalla Lathami). Sie errichten einfach Mistbeete in Regelform, das Weibchen legt die Eier hinein, deckt dieselben zu und überläßt der Beetwärme, der Fermentation der auf einander geschichteten Blätter und Gräser, das Ausbrüten derselben. „Ein fast walzenförmiges Loch wird in allen Fällen in der Mitte des Erdhügels offen erhalten, welches ohne Zweifel die Bestimmung eines Schornsteins erfüllt, durch welchen die Hitze gemäßigt wird und die durch die Gärung entstandenen Gase entfliehen können." — Und endlich erkennen Strauß, Kasuar und Wasserhuhn der südlichen Zonen das Ueberflüssige einer Bebrütung der Eier. Sie überlassen dies beschwerliche Geschäft der Sonne. Man wird vielleicht einwerfen, der gefangene, in kältere Gegenden gebrachte Strauß werde auch nicht selbst brüten, sondern just so verfahren, wie in den heißen Gegenden. Darauf entgegnen wir, in Sibirien wäre die Erscheinung einer Willensform Strauß mit der ersten Form, wenn ich so sagen darf, mit der ersten Dummheit zu Ende gewesen. Seine methaphysische, instinctiv angenommene Erscheinungsform ist auf das heiße Klima berechnet. Nach Norden verpflanzt wird die Willenserscheinung Strauß überhaupt nicht existenzfähig sein. Sie wird nach ihrem Straußenintellect, nach ihrer Straußeneinsicht für Nachkommenschaft sorgen, aber diese wird wegen des, der Willensform Strauß nicht entsprechenden, Klimas zu Grunde gehen, schon im Ei zu Grunde gehen. Man reißt den Vogel aus einer Lebensweise, für die sein Intellect ausreicht, geschaffen ist, und versetzt ihn in eine neue, für die er zu dumm ist. Der dumme Vogel Strauß hat im Norden mit Schwierigkeiten zu kämpfen, denen er nicht gewachsen ist. Hätte er sich in kälteren, schwierigeren Gegenden instinctiv, als Willensform, in's Dasein gedrängt, so würde er sich mit einem anderen Intellect versehen haben, warme Nester bauen und die Eier nach nor-

Digitized by Google

discher Mode hübsch bebrüten. — Geradezu kleine Dörfer in gemeinsamer Arbeit errichten die Siedelweber (Philetaerus socius) in Südafrika. Dort befinden sie sich in großen Schaaren, und das gemeinsame Obdach der Webercolonie ist oft so groß, daß fünf bis sechs Menschen darunter Schutz finden können. „Natürlicher Weise ist ein so alles Maaß überschreitender Bau nicht das Werk eines einzigen Paares, sondern er wird durch die vereinten Anstrengungen der Gesellschaft geschaffen. So groß und geräumig auch die Wohnung ist, da sie zuletzt eine ungeheure Anzahl von Alten und Jungen enthält, so ist sie ursprünglich doch das Werk eines einzigen Paares und erlangt ihre ungeheure Ausdehnung durch die Anstrengungen jener Vögel, die sich zu einem gemeinsamen Zusammenleben vereinigen. Das erste Geschäft dieses Webervogels ist, eine große Menge des Grases herbeizuschaffen, das geradezu für diesen Zweck gewachsen zu sein scheint. Dies ist ein Gras mit sehr großem, sehr zähem und drähternem Halm, das den Ansiedlern unter dem Namen Buschmannsgras bekannt ist. Die Vögel bringen dies Gras auf einen geeigneten Baum, der gewöhnlich eine Art Akazie ist, die von den holländischen Pflanzern Kameeldorn genannt wird. Dies ist ein zu dem Zwecke geeigneter Baum, da das Holz äußerst hart und zähe ist und die Zweige darum geeignet sind, das große Gewicht der Nester zu tragen. Die Vögel hängen das Buschmannsgras über einen geeigneten Zweig, und sie bilden dadurch, daß sie es verweben und verflechten, ein Dach von ziemlich kleinem Umfang. Unter diesem Dach wird eine Anzahl Nester angebracht, deren Zahl mit jeder folgenden Brut wächst. Die Nester werden dicht neben einander angebracht, so daß sie sich zuletzt wie eine von zahlreichen Löchern durchbohrte Grasmasse ausnehmen, und es ist wirklich staunenswerth, daß die Vögel im Stande sind, ihren Weg nach ihren besonderen Wohnungen zu finden. Den Augen der Menschen kommen die Nester gerade vor wie Häuser in einer modernen Straße, bevor Fensterläden, Blumen und andere Verschönerungen jeder Wohnung ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt haben; aber ungeachtet

Digitized by Google

dieser Aehnlichkeit schleichen die Insassen ohne alles Bedenken ein und aus. Wenn schon die nämliche Nestmasse mehrere Jahreszeiten hintereinander in Besitz genommen wird, so verschmähen es die Vögel demungeachtet, in den nämlichen Nestern ein zweites Mal zu bauen, ziehen es vielmehr vor, für jede neue Brut eine neue Wohnung herzustellen. Dieser Gewohnheit gemäß verlassen die Vögel nicht, sobald sie die Dächer ganz und gar mit ihren Nestern angefüllt haben, die Wohnung, sondern erweitern das Dach und bauen eine zweite Reihe von Nestern gerade wie die Honigscheiben der Wohnung einer Wespe oder Hornisse. Schichte auf Schichte wird so hinzugefügt, bis die Masse einen so ungewöhnlichen Umfang erlangt, daß Reisende diese Nester fälschlich für Häuser menschlicher Wesen gehalten haben und schwer getäuscht wurden, wenn sie so nahe waren, daß sie ihre wirkliche Beschaffenheit erkannten. Eine Jahreszeit nach der andern fahren die Webervögel fort, ihre Nester zu vergrößern, bis zuletzt der Zweig das Gewicht nicht länger zu tragen vermag, und er krachend zur Erde hinabstürzt. Dieses ereignet sich nicht häufig in den Brütemonaten, sondern findet meistens in der Regenzeit statt, weil alsdann das trocken gewordene Gras so viel Feuchtigkeit einsaugt, daß das Gewicht für den Ast zu schwer wird." — Ein ausnehmend geschicktes Exemplar unter der Weberzunft ist der Nordamerikaner Baltimore Hyphantes, Baltimorevogel. „In der Regel findet man, daß der Vogel damit beginnt, daß er die stärksten Fäden oder Bänder um einen gabeligen Zweig herumarbeitet, um so den Eingang zu bezeichnen, und dann den übrigen Theil des Nestes auf die Bänder webt. Die Materialien sind Flachs, Hanf, Werg, Haare und Wolle, welche sämmtlich zu einer vollkommenen Art Tuch verwebt sind, das Ganze ist überall sauber mit langen, mitunter zwei Fuß langen Roßhaaren durchnäht. Der Boden besteht aus dicken Kuhhaarflocken und ist ebenfalls mit Roßhaaren durchnäht. Der Baltimorevogel ist zur Zeit seiner Nestbereitung so sehr auf geeignetes Material bedacht, daß das Garn auf der Bleiche gefährdet ist. Selbst von Pfropfreisern löst er das Garn ab und ver-

Digitized by Google

wendet es zu seinem Neste. Der Vogel bequemt sich der Lage und den Verhältnissen der Oertlichkeit an. Im Süden Nordamerika's wählt er das spanische Moos und baut alsdann das Nest locker und luftig, wendet auch keine wärmenden Stoffe im Nestinnern an; in den nördlichen Staaten dagegen sorgt er nicht nur für Erwärmung durch Sonnenstrahlen, denen er das Nest aussetzt, sondern er gibt ihm auch ein Wärmepolster." Da haben wir so recht ein handgreifliches Beispiel, eine demonstratio ad oculos, daß das Thier sein Nest vermittelst des Intellects aufbaut, und nicht nach einem angeborenen Nestplan. Der Beobachter, dem wir die Beschreibung des Nestes verdanken, fügt noch hinzu: „Die Baltimorevögel unterscheiden sich ebenso sehr durch Stil, Sauberkeit und Ausführung ihrer Nester, wie durch ihre Stimmen. Einige scheinen vor allen anderen geschickte Arbeiter zu sein und wahrscheinlich nehmen sie an Kunstfertigkeit, ebenso wie an Farbenpracht, mit den Jahren zu." Uns erscheint dies Wachsen der Kunst mit der Uebung nicht wunderbar, sondern ganz natürlich. Beim Menschen ist es ja gerade so, und da wir keinen Grund haben, bei den Thieren eine besondere Einwirkung der Natur oder Eingebung der Götter anzunehmen, so mag ihnen der Menschendünkel auch ihren thierischen Werth lassen.

Die eine Kolibriart, der Sägenschnabel, baut ein Nest aus Pflanzenfasern, das aussieht wie ein Geldbeutel mit weiten Maschen, so daß die Eier und das Futter sichtbar ist; eine andere Art, der Topaskolibri, erbaut sich seine Wohnung, die aussieht wie von grobem Büffelleder gemacht, aus einem Löcherschwamm; eine dritte holt sich Gummi, um ihr Nest zu befestigen; ja die Salangane (collocalia nidifica), die Bereiterin der eßbaren Vogelnester, baut ihr Nest aus dem zur Brutzeit reichlich abgesonderten Schleim der vorderen Munddrüsen. Wer wies jeden Vogel an, so und nicht anders sein Nest zu bereiten?! Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort. Jedes Wesen ist ein Willensact, und dieser bestimmte Wille findet in der ganzen Gestalt, wie in jeder einzelnen Faser seinen Ausdruck. Seine Erhaltung und Fort-

Digitized by Google

pflanzung sucht ferner jedes Wesen auf die einfachste, seiner Bauart, seiner Willensform angepaßte Weise zu erreichen. Die Salangane sondert zur Zeit, wenn sie an die Fortpflanzung, diesen Culminationspunkt des Willens zum Leben, denkt, Speichel ab. Diese Absonderung ist nicht willkürlich, sie hängt mit der geschlechtlichen Erregung zusammen, ist auch, wie Dr. Bernstein an gefangenen Vögeln nachwies, durch reichlichere Nahrungsaufnahme bedingt und letztere beim Stoffverbrauch der Brütigkeit von selbst geboten. Solche Speichelabsonderung und Verwendung des Speichels beim Nestbau als Mörtel ist auch bei vielen unserer heimischen Vögel ganz gewöhnlich. Aber die Absonderung ist nicht so reichlich wie bei der Salangane. Deshalb verwenden es jene nur zum Ritten, diese als wirkliches Nestmaterial. Die Salangane drängt sich als Salanganevarietät in's Dasein. Als solche sondert sie den eigenthümlichen Speichel ab. Die erste Salangane wollte brüten; ihr Intellect suchte den kürzesten und bequemsten Weg, ein Nest für die Eier zu errichten; der Intellect fand heraus, daß der Speichel am Geeignetsten sei, und — — sie baute das Nest aus Speichel. Gerade wie der Mensch seine genialen, macht das Thier seine natürlichen, — seien wir ehrlich, — seine genialen Erfindungen. Wie der Künstler, gehorcht auch das Thier der gebietenden Stunde der unmittelbaren Anschauung, Noth, Eingebung, und wie man es sonst nennen will. Jede folgende Salangane erfand dasselbe Nest und erfindet es noch heute so, gerade so wie die erste. Denn dieselben Bedingungen, der Speichel, mit derselben Salanganeneinsicht werden und müssen dasselbe Nest hervorrufen durch den bestimmten, so gearteten Varietätenwillen Salangane, in specie Collocalia nidifica. Uebrigens wendet der Vogel auch den Satz vom zureichenden Grunde, das Kausalitätsgesetz, an, denkt, überlegt, wenn er die spärlicher fließende Quelle seines Nistmaterials, die Speicheldrüsen, durch Drücken und Reiben zu reicherer Absonderung reizt. Wir Menschen, so lange wir uns zur Varietät homo sapiens zu zählen berechtigt sind, werden auch wohl Häuser, diesem homo sapiens angepaßte und von seinem

Digitized by Google

Homosapiensintellecte erfundene Wohnstätten, erbauen. Denn aus der eigenen Spucke sich ein Haus erbauen wollen, könnte nur der Willensact eines homo insipiens sein. Das schickt sich für die Salangane, aber eines nicht für alle.

Manchmal trägt ein Ausblick von einem höheren Standpunkte zur Verdeutlichung schwieriger Vorwürfe bei, und wäre es selbst eine luftige Fahrt in's Problematische. Wenn es höchst wahrscheinlich ist, daß die verschiedenen Wesen aus einer einzigen Urform durch den, sagen wir, dämonischen, metaphysischen Trieb nach immer höherer, intellectueller Entwicklung variirend hervorgegangen sind, so könnte der überraschende Scharfblick so vieler Thiere, den wir Instinct zu nennen belieben, in diesem langsamen Werden der Varietäten einige Erklärung finden. Der Intellect ist ein materielles Glied des menschlichen Körpers. Bei dem langsamen, immer nur den Umständen angepaßten Entstehen der Arten, hatte auch der Intellect, das Hirn, Zeit, sich scharf einseitig, wenn man will, nach der bestimmten Richtung der Willensform, der Varietät, zu entwickeln. Ich erinnere außerdem hier wieder an Mozart. Er war ein musikalisches Wunderkind, seine Leistungen in der Musik sind uns gerade so unerklärlich, wie die der sogenannten thierischen Instincte.

Nun könnte man aber meinen, ein wesentlicher Unterschied zwischen den thierischen und menschlichen Kunsttrieben bestehe darin, daß das Thier nur für die Bedürfnisse Kunst treibe, was man doch vom Menschen gewiß nicht sagen könne, bei dem sie, wie wir schon sagten, vielmehr aus dem Spieltrieb entstanden. Erst später trat dann die menschliche Kunst in den Dienst der metaphysischen, idealen Bedürfnisse, wurde ein Glied der Kultur.

Auch diese Unterscheidung zwischen menschlichen und thierischen Kunsttrieben fällt indeß, wenn wir die Kunstwerke der Thiere näher ansehen. Da kann der aufmerksame Beobachter nicht mehr zweifeln, daß der Vogel sein Nest nicht bloß „nothdürftig", sondern zugleich schön, geschmackvoll, mit Liebe für Schmuck errichtet. Seine Thätigkeit beim Nesterbau ist nicht nur darauf gerichtet, allen Bedürfnissen

Digitized by Google

Genüge zu thun, die Wohnung warm, vor Wind und Wetter geschützt, auch durch Anpassung an die Umgebung wenig auffallend für die Feinde zu machen, sondern es spielt beim Nesterbau des Vogels auch ein Stück Eitelkeit mit. Das Haus soll schön sein. Daran, wie gesagt, kann kein aufmerksamer Beobachter des Thierlebens zweifeln, das auch seine Kunst- und sonstigen Liebhabereien hat, wenn den nackten Bedürfnissen Genüge gethan ist. Vollends zweifellos wird dies, wenn wir von Vögeln lesen, die „sich in Cedern eine Reisiglaube bauen, Papageienfedern gar zierlich hineinflechten und den Boden mit Mosaik von Schneckenhäusern, farbigen Steinen und gebleichten Knochen bedecken." Hier haben wir es mit keinem Bedürfniß, sondern mit einem Vergnügungstrieb zu thun, mit demselben Vergnügungstrieb, aus dem die menschliche Kunst entstanden. Unsere heimische Elster stellt in der Gefangenschaft allen glänzenden Gegenständen mit Eifer nach und schleppt Glasscherben, Ringe, silberne Löffel in ein heimliches Versteck ihres Käfigs. Dieselbe Vorliebe für Schmuck theilen viele andere Vögel, und Herr Joh. von Fischer erzählt uns von seinem Affen, einem Drill, daß „er bunte Läppchen, glänzende Gegenstände, Teppichblumen, Metallknöpfe, Ringe u. dgl. zu untersuchen und, wenn etwas nicht fest war, in seinen Backentaschen zu verbergen liebte. Kam er einem glänzenden Ringe nahe, so absorbirte dieser seine ganze Aufmerksamkeit. Er versuchte den glänzenden Stein herauszunehmen, leckte denselben mehrmals und suchte den leuchtenden Punkt auf demselben mit den Fingern zu entfernen. Wenn er nach langen Mühen die Versuche scheitern sah, ging er resignirt fort. Während dieser ganzen Operation bewegte er die Lippen und die Zunge unaufhörlich, ungefähr so wie Kenner es thun, wenn sie einen neuen Leckerbissen versuchen und, um auf den richtigen Geschmack zu kommen, rasch die Zunge und die Lippen in Bewegung versetzen." Unsere kleinen Kinder greifen ja gleichfalls gern nach den glänzenden Gegenständen, Ringen, Uhren, Löffeln und tragen Schlüssel in ein Versteck. Tout comme chez nous. Ja, der Lustlaubenvogel ist den Menschen in der Kunst

Digitized by Google

voran, denn im natürlichen Zustande kennt der Mensch nur eine Hütte zum Schutze, für das Bedürfniß. Aus Vergnügungssucht entstand aber auch allmählich die Kunst bei den Wilden, und erst ganz spät verfolgte sie civilisatorische Zwecke, nämlich bei den Kulturvölkern. Hier ein Bericht über diesen merkwürdigen Vogel, wie ihn die Herren Müller mittheilen: „Vielleicht weist der ganze Bereich der Ornithologie keine eigenthümlichere Erscheinung auf, als die Thatsache, daß sich ein Vogel ein Haus lediglich zum Vergnügen baut und es mit glänzenden Gegenständen ausschmückt, als wolle er damit seine Bestimmung bezeichnen. Ein derartiger Vorgang bezeichnet selbst unter Menschenracen einen großen Fortschritt in der Civilisation. Der reine und einfache Wilde denkt nicht daran, sich einer größeren Arbeit zu unterziehen, wenn er sie vermeiden kann, und meint, daß, wenn er seine Weiber dazu bringt, eine Hütte zu bauen, dies gerade so viel Arbeit sei, als er für gut findet, zu übernehmen. Die Eingebornen Australiens haben keine Vergnügungsplätze. Sie werden gewiß ihren Corrobory lieber an einer Stelle des Waldes tanzen, als an einer anderen, aber bloß weil der Platz sich dazu eignet, ohne daß sie ihre Hände dazu anzustrengen brauchen. Der Buschmann hat keinen Versammlungsplatz, noch besitzt ihn der viel weiter vorgeschrittene Zulukaffer. Selbst der Neuseeländer, der noch das beste Exemplar eines Wilden ist, errichtet kein Gebäude lediglich zum Zwecke des Vergnügens und würde wohl nicht begreifen, daß man eines solchen Gebäudes bedürfe. Eine derartige Arbeit bleibt den civilisirten Racen überlassen, und es überrascht etwas unangenehm, wenn man findet, daß uns im Erbauen eines Ballsaales oder eines Versammlungssaales oder eines ähnlichen Gebäudes vor langer Zeit schon ein Vogel vorangegangen ist, der bis zu den letzten paar Jahren unbekannt war. Das Ballzimmer oder die Laube, die dieser Vogel baut ist ein sehr merkwürdiges Gebäude. Er beginnt damit, daß er einen ziemlich festen Fußboden von kleinen Zweiglein webt, der aussieht, als habe der Vogel einen Versuch gemacht, eine Thürmatte zu verfertigen und sei beinahe damit

Digitized by Google

zu Stande gekommen. Er schaut sich dann nach einigen langen und etwas dünnen Zweiglein um und stößt deren untere Enden in den Fußboden hinein, arbeitet sie fest in die Masse und gibt ihnen eine solche Neigung nach innen zu, daß, wenn die auf den entgegengesetzten Seiten des Fußbodens befestigt sind, ihre Spitzen einander kreuzen und ein einfaches Gewölbe bilden. Die Laube ist kein Nest, sie dient als Versammlungssaal, in welchem eine Anzahl Vögel sich ihrem Vergnügen hingeben. Nicht nur benutzen ihn die Baumeister selbst, sondern viele Vögel beiderlei Geschlechts kommen da zusammen, rennen beständig durch und um die Laube herum und jagen einander in sehr scherzhafter Weise. Während sie sich so die Zeit vertreiben, stoßen sie einen sonderbaren, tiefen und etwas zurückschallenden Ton aus. Warum sich der Vogel Mühe gibt, diese Laube zu machen, ist ein bis jetzt ungelöstes Räthsel. Hätte der Bau auf irgend eine Weise als Schutz vor dem Wetter gedient, so wäre ein in die Augen springender Grund für sein Dasein vorhanden, aber die sich wölbenden Gerten werden so locker zusammengesetzt, daß sie die Vögel nicht vor Wind oder Regen beschützen können. Was aber auch der Zweck der Laube sein mag, die Vögel sind solche Freunde derselben, daß sie dort mehrere Stunden des Tages über beisammen sind, und eine gute Laube wird selten ohne einen zeitweiligen Bewohner gelassen. Auch Schmuck wird vom Laubenvogel verwendet, denn beide Eingänge der Laube werden mit hellen und glänzenden Gegenständen verziert. Der Vogel ist durchaus nicht wählerisch hinsichtlich der Gegenstände, mit denen er seine Laube schmückt, wenn sie nur schimmern und in die Augen fallen. Schnitzel gefärbten Bandes, Muscheln, Papierfetzen, Zähne, Knochen, zerbrochenes Glas und Porzellan, Federn und ähnliche Gegenstände werden sehr gesucht, und Sachen, wie ein Damenfingerhut, eine Tabackspfeife, eine Streitart (?), sind nahe bei einer ihrer Lauben gefunden worden. Wirklich suchen die Eingeborenen, so oft sie einen kleinen, ziemlich tragbaren Gegenstand verlieren, stets die Lauben der Nachbarschaft auf und finden häufig, daß der fehlende Ge-

Digitized by Google

genstand als eine Verzierung des Baues dient. Nach Gould leben die Atlasvögel in Neu-Süd-Wales in dichtblättrigem Gestrüpp. Im Frühjahr leben sie paarweise, im Herbste vereinigen sie sich zu kleinen Flügen. Ihre Nahrung sind Körner, Früchte und wohl auch Kerbthiere. Sie sollen in dichten Theesträuchern und sonstigem Gebüsch, gewöhnlich in Vertiefungen unweit ihrer Lauben brüten. Ein naher Verwandter des Atlasvogels (Ptilonorhynchus holosericeus) ist der Kragenvogel oder wegen seines buntscheckigen Gefieders auch gefleckter Laubenvogel (Chlamydera maculata) genannt. Die von diesem Vogel erbaute Laube ist von vergleichsweise sehr bedeutender Größe, da sie mitunter drei Fuß in die Länge beträgt und das Gewölbe höher, als die der vorhergehenden Art, ist. Langes Gras wird in großer Menge zwischen die Zweiglein verwebt, und die Verzierungen von Steinen, Muscheln und Federn erstrecken sich bis zu einer beträchtlichen Entfernung von jedem der beiden Enden der Laube. Gould führt an, daß der Vogel die schwersten Steine so aufstellt, daß sie die Zweige an ihrer Mitte halten, und daß er sogar die Schädel und Knochen der kleinen Säugethiere herbeibringt, um zur Verzierung seiner Laube beizutragen. Coxen theilt mit, daß er im December ein Nest des Kragenvogels mit drei Jungen gefunden habe, welches Aehnlichkeit mit dem der gemeinen europäischen Drossel gehabt habe. Es wird tiefnapfförmig geschildert und war aus dürren Reisern erbaut, leicht mit Federn und feinen Gräsern belegt und stand auf den kleinen Zweigen einer Akazie über einem Wasserpfuhle". Danach ist also das Wohnhaus im Verhältniß zum Tanzsaale einigermaßen vernachlässigt.

Unter den Vierfüßlern sind nicht so viele, aber doch noch einige recht respectable Baukünstler. Das Eichhörnchen hat sogar Winter- und Sommerwohnungen. Wenn Sturm naht, verschließt es das nach der Wetterrichtung hin gelegene Fenster und bricht sich an der entgegengesetzten Seite ein neues Luftloch. Auch erreicht es, wie die Vögel, die Glätte seiner zierlichen Wohnung im Innern dadurch, daß es dem Moos oder anderem Nistmaterial Speichel mit der Zunge beimengt

Digitized by Google

und dann mit Kopf und Füßen an's Poliren geht. Aehnlich verfahren die Haselmäuse beim Bau ihres zierlichen Nestes, und auch der ungefüge Igel weiß sich aus Moos, dürrem Laub, feinem Reisig, Grashalmen u. dgl. m. eine wohnliche Hütte zu errichten. Die kunstvollsten Hochbauten errichtet aber die Zwergmaus. „Mit keinem glättenden beweglichen Pfriemenschnabel, mit keinen geschmeidig formenden Flügeln begabt, wie die Nestbaukünstler Vögel, — sagen die Herren Adolf und Karl Müller —, wetteifert die Kleine dennoch mit denselben, und zwar mit den begabtesten Napf- und Kugelnestfertigern unter den Sylvien." Wir lassen eine Beschreibung des Nestbaus folgen, wie sie dieselben Herren geben: „Zuerst langt sich das Mäuschen an passender Stelle — wenn es wie gewöhnlich an Wiesengräben oder Teichen im Riedgrase oder Schilfe baut — Blätter von beiden, um diese oft mehr als ein Dutzend Mal der Länge nach zu feinen, langen Schnüren oder Bändchen mittelst Durchziehens zwischen seinen Zähnen zu zerschlitzen. Ist dies geschehen, dann schlingt es diese Bänder wie Halme entweder um mehrere benachbarte Schilfstengel, oder es flicht die zerschlitzten Riedgrasblätter von einigen Dutzend Riedgrasstengeln, oben sich wölbend, mit ihren Spitzen übereinander, so daß hierdurch gleichsam das Gerüste des kleinen Gewölbebaues entsteht. Ist dieser Anfang — hier mit den an den Riedgrasstengeln belassenen Blättern selbst, dort beim Schilfe mittelst Streifen abgelöster Bandgräser oder Schilfblätter an einem oder mehreren Rohrstengeln durch eine Gittergrundlage — gemacht, dann flicht das Thierchen immer mehr neuverfertigte Schnürchen in das vorhandene Gerüste ein, bis es die rechte Dicke und Dichte erlangt hat. Beim Anhängen seines Nestes an den Rohrstengel hat unser Mauspärchen — beide Gatten unterstützen sich nämlich — offenbar schwierigere Arbeit, als beim Bau in feinerem, dichter stehendem Riedgrase. Es hilft sich aber dadurch, daß es erstlich sein wagerechtes Flechtwerk, ähnlich dem Rohrsperlinge, in den Winkeln einiger Rohrblätter anschlingt und hierdurch auf den wagerecht abstehenden Blättern des Rohres eine feste Grundlage findet, zwei-

Digitized by Google

tens auf diesem vorher hinlänglich verdichteten Fundamente nun senkrecht aufwärts baut an die Bogenkrümmung überhängender Rohrstengel. Junge Mauspärchen erleichtern sich aber unter solchen örtlichen Verhältnissen den Bau dadurch, daß sie dem Nestchen mehr eine sitzende und liegende walzige Stellung und Form geben, indem sie die Bänderschlitze ausschließlich seitwärts am Rohrstengel verschlingen. Diese Nester junger Pärchen sind auch nicht so kunstvoll, wie die älterer. Unter den Schnüren werden die breitesten immer zu den ersten Hauptverschlingungen angewandt. In diese Hauptverbindung werden dann stets dichtere Zwischengeflechte feineren, schwächeren Materials angelegt, bis die äußere Wandung, etwa $^1/_2$ Zoll dick, vollendet ist. Nun beginnen die Thierchen in der sinnigsten und nettesten Weise ihr Stübchen zart und weich, wie etwa ein Stieglitz, auszufilzen. Zu solchem Zwecke schießt das Pärchen an Stengeln des Rohrs, der Gräser und Sträucher empor, und holt hier zarte Kolbenwolle, dort die feinsten Rispenblüthen und hier wieder weiche Kätzchenwolle von Weiden u. dgl. zur Auspolsterung. Diese wird gar gleichmäßig und glatt durch Aneinanderreihung kleiner Zupfen Materials mittelst Speichels und Andrückens der Füßchen bewerkstelligt, ähnlich wie es das Eichhörnchen beim Bau seines ganzen Nestes thut. Auf diese Art vollendet sich das niedlichste stumpfovale Nestbällchen von kaum $3^1/_2$ Zoll Durchmesser, halb sitzend, halb hängend in Schilf und Gras. Aber — sollte man es glauben! — das Thierchen wagt sich bisweilen an eine noch schwierigere Aufgabe, indem es sein Nestchen an Zweige von Stauden oder Büschen frei aufhängt. Hier gebraucht es aber nach unserer Beobachtung dickere Bänder von Riedgras und Bastschnüre von Stauden, die es erst an den Zweigen mit einem Ende festschlingt, so daß die Schlitze lang herabhängen. Nun hängen sich die leichten Baumeister an ihren langen Schwänzen auf, um die Bänder eines um das andere in sich kreuzenden Bogen an die nächste Gabel eines Zweiges mit dem anderen Ende zu verschlingen. Ist diese senkrechte Bogenverschlingung zu einer gewissen Haltbarkeit gediehen,

Digitized by Google

so klettert das Thierchen bald außen, bald inwendig an dem hängenden Materiale mit neuen Bändern kreisförmig herum, in schiefer und wagerechter Richtung, um dieselben in das hängende Geflecht einzuwirken. Hier nehmen sie gern steifere Würzelchen, an deren spröden Krümmnngen sie den zerschlitzten, biegsameren Stoff von Bast, Gras und Blättern des Busches um so fester verschlingen können. Immer richten die Künstler es so ein, daß sie das Material aus der nächsten Umgebung zur äußeren Umhüllung beiziehen, in Büschen also kleine Zweige mit dem unversehrten Laube, sowie umstehende Gräser und Stauden, so wie sie sind, einflechten, so daß das Ganze mit der Farbe der Umgebung verschwimmt. Auf die oben gezeigte Weise filzt das Pärchen endlich das Innere aus, und so hängt der kleine Luftballon an den Zweigen, ein Spiel der Winde. Bald nach Vollendung ihres Nestes, das auch oft an einem oder mehreren Weizen- oder Roggenhalmen hängt, bringt das Weibchen sechs und mehr Junge zur Welt, die ihres warmen Flaumbettes wegen wahrhaft zu beneiden sind. Auch wartet ihrer die zärtlich besorgte Mutter fleißig und verstopft vorsichtig die zur Seite des Nestes gemachte Oeffnung, wenn sie es für nöthig findet, sich in's Freie zu begeben. Nicht lange, so lockt sie ihre der Wiege entwachsenen Kinder hinaus in die weite Welt der Binsen, Gebüsche und des Schilfes, klettert ihnen, besorgt um ihr Fortkommen, als Lehrmeisterin voran, eröffnet ihnen die Zugänge zu den Quellen der Nahrung, die in Gräsern, Kräutern, Getreide- und Saamenkörnern, Insekten u. a. m. besteht, macht ihnen die listigen Sprünge nach Fliegen vor, die sich im Bereich ihres Sumpfparadieses niederlassen, und hilft ihnen zurecht, wenn sie purzeln oder nicht fortkommen können. Nach wenigen Tagen sind sie mit den Künsten des Turnens, Schlüpfens, Verbergens und Schwimmens schon vertrauter geworden, und nun kümmert sich die Alte nicht mehr um sie. Ist es ihr doch als Kind nicht besser ergangen sammt ihren Geschwistern. Nest und Brut wird verlassen. Die Blätter des ersteren verwelken und stechen in ihrer vergilbten Farbe gegen das Grün der Umgebung ab,

Digitized by Google

dessen Aussehen das ganze Nest bisher hatte; letztere aber, die jungen Zwerge nämlich, lösen das geschwisterliche Band und vertheilen sich nach allen Richtungen hin. Die alte Mutter entwirft neue Baupläne und führt sie in der gewohnten Weise zum zweiten oder dritten Male aus. Auch die jungen Weibchen lassen sich schon im ersten Jahre in Bauunternehmungen ein, um ungestört ruhen zu können, wobei sie freilich noch nicht die ganze Geschicklichkeit der erfahrenen alten zeigen, aber doch Anlaß genug zur Anerkennung und Bewunderung geben." — Auch einen tüchtigen Wasserbaukünstler haben die Vierfüßler aufzuweisen. So viel Abenteuerliches über den Biber als unhaltbar von der nüchternen Beobachtung ausgeschieden ist, bleibt doch noch immer genug über, seine Ingenieurkünste zu bewundern. Der Biber will im Wasser leben, denn das ist das Element, worin er sich am geschicktesten bewegt. Zu dem Ende sucht er die Bäche, welche im Sommer seicht werden, durch künstliche Dämme zu stauen. Und da dies der Einzelne nicht fertig bringt, thun sich mehrere zusammen, und aus den Nachkommen solcher Familien entstehen schließlich ganze Biberdörfer. Nur einzelne griesgrämige Philosophen sondern sich von der Kolonie ab und führen fern vom Bibergetriebe ein beschauliches Einsiedlerleben. Unter den Menschen würde man das weise oder wohl gar fromm nennen; so aber nennen die Trapper solche mürrische Querköpfe les paresseux oder Idlers d. h. Müssiggänger. Der Dammbau des Bibers wird uns folgendermaaßen beschrieben: „Wenn das Thier einen Baum, den es für seinen Zweck geeignet hält, aufgefunden hat, so fängt es damit an, daß es sich aufrecht hinsetzt und mit seinen meißelähnlichen Zähnen eine vollständige Rinne um den Baum herum ausbeißt. Es erweitert dann die Rinne in richtigem Verhältniß zu ihrer Tiefe, so daß, wenn der Baum fast durchschnitten ist, er etwas dem engeren Theile einer Sanduhr gleicht. Wenn die Arbeit so weit gediehen ist, betrachtet sich der Biber aufmerksam den Baum von allen Seiten, als ob er die Richtung, in der er fallen müsse, ermessen wolle. Wenn er diese Untersuchung zu Ende geführt

Digitized by Google

hat, geht er zur entgegengesetzten Seite des Baumes über und schneidet mit zwei oder drei starken Bissen das Holz entzwei, so daß der Baum das Uebergewicht bekommt und zu Boden stürzt. Wenn das Thier so weit gelangt ist, schreitet es dazu, den gefallenen Stamm zu zerschneiden, daß die Stücke gewöhnlich etwa 3 Fuß in die Länge messen, wobei es ein ähnliches Verfahren, das Holz zu zertheilen, anwendet. In Folge dieser Holzzernagungsweise werden beide Enden der Trummen zugerundet und ein wenig zugespitzt. Der nächste Theil der Aufgabe ist, diese Trummen und Klötze zur Bildung eines Dammes zu verwenden. Während nun manche bestrebt gewesen sind, den Biber zu einem gescheideteren Thiere zu machen, als er in Wirklichkeit ist, und ihm Seelenkräfte zugeschrieben haben, die nur Menschen zukommen, sind Andere in das andere Extrem verfallen und haben das Vorhandensein eines regelmäßig erbauten Dammes in Abrede gestellt, indem sie die Behauptung aussprachen, ein solcher entstehe rein zufällig und würde von den Stämmen und Klötzen gebildet, die vom Strome herabgeflößt worden seien, nachdem die Biber die ganze Rinde abgenagt hätten. Daß diese Behauptung unhaltbar ist, geht aus der bekannten Thatsache hervor, daß der Damm keineswegs zufällig im Strom errichtet wird, wo gerade einige Trummen hingerathen sind, sondern genau an der Stelle, wo er Bedürfniß und Stärke des Stromes angemessen gebildet erscheint. An jenen Stellen, wo der Strom langsam fließt, wird der Damm gerade quer über den Fluß geführt, aber an jenen, woselbst das Wasser viel Gewalt hat, in bogiger Gestalt gegen den Strom hin errichtet, um so der Kraft des strömenden Wassers Widerstand zu leisten. Die Gewalt des Stromes kann darum immer aus der Form des Dammes ermessen werden, den die Biber quer über ihn gebaut haben. Der Damm (oft 700—1000 Fuß lang) wird von den Bibern nicht dadurch gebildet, daß sie die Enden der Trummen in das Bett des Flusses einrammen, sondern dadurch, daß sie dieselben wagerecht legen und sie mit Steinen und Erde bedecken, bis sie der Gewalt des Wassers widerstehen können. Eine ungeheure Menge von

Digitized by Google

Trummen werden so gelegt, und sobald das Wasser steigt, wird frisches Material hinzugefügt, das die Biber meistens von den durch sie entrindeten Stämmen und Aesten der Bäume erhalten. Der vollendete Damm hemmt den Lauf des Stromes so vollständig, daß er alle großen fluthenden Gegenstände aufhält, und jeder Stamm oder Zweig, der zufällig in den Fluß geräth, wird durch den Damm gehemmt und trägt zu dessen größerer Ausdehnung bei. Schlamm und Erde werden von den Bibern auch hinzugefügt, so daß der Damm im Laufe der Zeit so fest wird, wie das Land, durch welches der Fluß strömt, und sich mit fruchtbarem, angeschwemmtem Boden überdeckt. Saamen gelangen bald zu dem für sie passenden Boden und in einem Damm, der bereits lange steht, sind, wie man weiß, Waldbäume gewachsen, und ihre Wurzeln trugen zur Vermehrung der Festigkeit dadurch bei, daß sie die Materialien verbanden. Der Biber ist wesentlich ein Wasserthier, das nie geht, wenn es schwimmen kann, und sich selten auf trockenem Lande ganz behaglich zu fühlen scheint. Er baut darum seine Wohnungen dicht an's Wasser und gelangt in dasselbe durch unterirdische Wege, von welchen ein Eingang in die Burg, wie man seine Wohnung nennt, und der andere in's Wasser führt, aber so weit unter der Oberfläche, daß er nicht vom Eis verschlossen werden kann. Die Burgen sind fast kreisrund von Gestalt und gleichen sehr den wohlbekannten Schneehäusern der Eskimos, da sie oben gewölbt und ungefähr halb so hoch, als weit sind, indem die mittlere Höhe 3 Fuß und der Durchmesser 6—7 Fuß beträgt. Der Fußboden soll nach Einigen öfter mit Rasen, Aesten von Buchsbaum, grünen Tannen und vielen anderen Baum- und Straucharten, nach Anderen wieder mit feinen Holzspänen belegt und sehr reinlich gehalten werden. Gegen die Wasserseite hin enthält die Wohnung eine Art Luftloch, hoch genug angelegt, um es vor Verstopfung und Zerstörung durch hochgehendes Eis zu behüten. Nach Buffon und Anderen sollen die Biber zur Winterszeit die Stelle am Luftloch oder sogenannten Fenster abschüssig oder abhängig machen dadurch, daß sie die Pfähle oder

Digitized by Google

Holztrummen, worauf dasselbe ruht, schräg abbeißen und einen Ausgang unter dem Eise im Wasser herstellen. Neben dem gewöhnlichen Aufenthaltsraum liegt noch eine eigene Vorrathskammer, in der sie bedeutende Vorräthe (oft Karrenladungen groß) von Rinden des sogenannten Biberbaums, von Eschen, Weiden, Espen, allerlei Wurzelwerk von Calmus, Seerosen, auch Schilf u. drgl. m. ansammeln. Bei allzu hochgehender, in das Innere der Wohnungen dringender Fluth muß zuweilen auch wohl der Sorgliche durch ein in die Kuppel der Burg gebrochenes Fluchtloch enteilen. Ebenso wissen die klugen Thiere auch bei besonders strengen Wintern dem Andrange des Eises zu entgehen, indem sie, wenn dasselbe bis auf das Wasserbett gefriert, es zernagen und sich unter demselben in den Schlamm Gänge graben." — Wir übergehen die vielen anderen, sich durch Kunstsinn auszeichnenden Thiere, wie die Schneeburgen erbauenden Elchs, die ihre Schwächen kennen und diesen, so weit ihr Verstand reicht, in gemeinsamen Standquartieren abhelfen u. s. w. Es handelt sich uns hier nicht um eine Geschichte der thierischen Kunsttriebe, sondern um den Nachweis, daß diese Kunsttriebe allerdings im letzten Grunde instinctiver, metaphysischer Natur sind, das Wesen an sich des Thieres betreffen, eine bestimmte Willensrichtung desselben zum Ausdruck bringen; daß aber die Ausübung der Kunsttriebe eine intellectuelle ist. Auch der Vogel hat keine angeborene Vorstellung von seinem Neste, sondern er erfindet dies Nest seinen Neigungen, seinem Geschmack angemessen, er erlernt das Nestbauen, vervollkommnet sich auch in seiner Kunst, kurz das Thier gebraucht seinen ihm angeborenen Verstand, um gerade das Nest zu bauen, welches seinem Willen angepaßt ist. Das Thier ist überhaupt keine Maschine, kein Product irgend welcher Gottschöpfer, sondern auch in ihm lebt und webt der alleine Wille zum Leben, speciell zu diesem, so und so gearteten Wesen, wie in uns Menschen. Die thierischen Kunsttriebe instinctive zu nennen, sehen wir, geht nicht an, denn das hieße dem Thiere Vorstellungen angeboren sein lassen. Es müßte denn einen anders gearteten Intellect, eine besondere

Digitized by Google

Hirnmasse haben. Denn wir Menschen finden auch bei der sorgfältigsten Nachforschung keine Vorstellung irgend welcher Art in unserem Gedächtniß, die sich nicht als nach der Geburt von außen in unseren Intellect hineingebracht auswiese. Dasselbe gilt von den Thieren. Was uns in ihren Lebensäußerungen dunkel ist, nennen wir instinctiv und denken uns, wenn keine Ganz-, doch Halbmaschinenarbeiten. Und doch erklärt sich das alles sehr einfach, wenn wir an die speciellen Geistesgaben unter den Menschen denken, wie an die eines Mozart, Goethe, Dürer und so vieler anderer. Wenn der junge Distelfink schon das erste Mal von selbst sein bewunderungswürdiges Nest baut, ohne eine Schule und Bauacademie besucht zu haben, so ist das eben ein Resultat seiner eminenten, eigenartigen, sagen wir einseitigen Begabung. Und auch daß alle Distelfinken ungefähr, menschlich „laienhaft" angesehen, immer dasselbe Nest bauen, findet wiederum seine ganz menschlich verständliche und natürliche Erklärung in dem so und nicht anders gearteten Distelfinken-Willen und Geschmack, in der eigenthümlichen Erscheinungsform Distelfink. Wir Menschen bauen, malen, singen, pfeifen, reden, leben ja auch menschlich, unserem Menschen-Willen und Character angemessen. Endlich ist aber bei den Waldmenschen auch schon eine Spur von Gebrauch von Werkzeugen zu constatiren, und auch dies „industrielle" Vorrecht der Menschen erweist sich also als illusorisch. Die Waldmenschen verstehen sich der Steine zum Oeffnen der Nüsse zu bedienen, auch der Keulen zur Wehr. Ja, der unbeholfene aber intelligente Elephant weiß geschickt einen Zweig als Fächer zu benutzen.

Unsere Vorfahren standen in der Kunst entschieden auf einer tieferen Stufe als so viele der von uns geschilderten Baukünstler unter den Thieren. Seitdem die Geologie der historischen Forschung ein vorher kaum geahntes Material zur Verfügung gestellt hat, sind die Jahrtausende, mit welchen die Geschichte der Menschheit naiv zu rechnen pflegte, zu hundert Tausend angewachsen. Wir finden es, wenn wir mit diesen Zahlen rechnen, nicht mehr unerhört, daß die

Digitized by Google

vergleichende Anatomie dem Menschen seinen Platz unter den Vierhändern anweist. Unser Urahn war höchst wahrscheinlich ein Baumthier, und was seine Kunstfertigkeit anbelangt, so beschränkte sie sich gleichfalls vermuthlich auf die Fertigkeit, ein Lager und ein Laubdach zu bereiten, Steine als Werkzeuge zu benutzen u. s. w. wie wir das noch bei seinen Verwandten, den Menschenaffen, sehen. Anstatt daß der Mensch seinen Stolz in die landläufige, wissenschaftlich unhaltbare, besondere Schöpfung „Mensch" setzte, sollte er doch endlich einsehen, wie unendlich ehrenvoller es für sein Menschthum ist, sich aus dem Baumthier durch jahrtausendlange Anspannung seiner intellectuellen Kräfte zum Kulturmenschen emporgeschwungen zu haben. Ich meinerseits muß bekennen, daß ich mich dem Bedauern des Herrn Charles Darwin anschließe, diesen Gedanken von vielen Menschen als widerwärtig abgelehnt zu sehen: „Das Erstaunen, welches ich empfand, als ich zuerst eine Truppe Feuerländer an einer wilden, zerklüfteten Küste sah, werde ich niemals vergessen; denn der Gedanke schoß mir sofort durch den Sinn: so waren unsere Vorfahren. Diese Menschen waren absolut nackt und mit Farbe bedeckt, ihr langes Haar war verschlungen, ihr Mund vor Aufregung begeifert und ihr Ausdruck wild, verwundert und mißtrauisch. Sie besaßen kaum irgend welche Kunstfertigkeit und lebten wie wilde Thiere von dem, was sie fangen konnten. Sie hatten keine Regierung und waren gegen jeden, der nicht von ihrem kleinen Stamme war, ohne Erbarmen. Wer einen Wilden in seinem Heimathslande gesehen hat, wird sich nicht sehr schämen, wenn er zu der Anerkennung gezwungen wird, daß das Blut noch niedrigerer Wesen in seinen Adern fließt. Was mich betrifft, so möchte ich ebenso gern von jenem heroischen kleinen Affen abstammen, welcher seinem gefürchteten Feinde trotzte, um das Leben seines Wärters zu retten, oder von jenem alten Pavian, welcher, von den Hügeln herabsteigend, im Triumph seinen jungen Kameraden aus einer Menge erstaunter Hunde herausführte, — als von einem Wilden, welcher ein Entzücken an den Martern seiner Feinde fühlt, blutige Opfer

Digitized by Google

darbringt, Kindesmord ohne Gewissensbisse begeht, seine Frauen wie Sklaven behandelt, keine Züchtigkeit kennt und von dem gröbsten Aberglauben beherrscht wird." — Noch trauriger, trostloser und beschämender für Schöpfer und Geschöpf erscheint mir aber die mosaisch-christliche Lehre von dem einstigen gottähnlichen Zustande des ersten Menschenpaares und seiner darauf folgenden Entartung. Daß die auf ihre Wissenschaftlichkeit so stolzen Europäer mit dieser Glaubensthese eines dünkelhaft sich abschließenden, kurzsichtigen Volksstammes so lange rechneten, ist ein Beweis für die Macht des Glaubens, auf welche die Wissenschaft stolz zu sein keine Ursache hat.

Die menschlichen Kunsttriebe sind dem Bedürfniß dienstbar geworden, wie die thierischen. Die Hütte, das Gefäß, die Feuersteinwaffe sind Kinder der Noth; aber wie die Laubenvögel wußten auch die Menschen bald ihre Muße mit Kunstbeschäftigungen auszufüllen. Als Glieder der Simiadenfamilie hatten sie einen sehr entwickelten Nachahmungstrieb und die Gabe lebhafter Vorstellung. Die Mafoka betrachtete sich aufmerksam das Skizzenbuch ihres Portraitisten, die auf den Uhrdeckel abgebildete Fliege, und der Drill des Herrn Joh. von Fischer erkannte sofort die Abbildung eines Insects und die lebensgroße eines Rhesusaffen, dem er die Posteriora zukehrte. „Abbildungen von Landschaften, Geräthen ꝛc. beachtet er gar nicht, und es ergieng ihm dabei ebenso wie dem von Denham erwähnten Eingebornen Namens Bookhalvom, der zwar ein sehr befähigter Eingeborner war, Abbildungen von Waffen, Thieren und Menschen, nicht aber eine Landschaft erkennen konnte, bei denen er warum?! warum?! rief." Auch fürchten die Affen abgebildete Schlangen, halten sie also für wirkliche, ähnlich wie die Kinder anfangs die Bilder im Spiegel. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungsgabe beweisen die Affen in ihren Träumen. Der Drill des Herrn von Fischer träumte oft und viel. „Ich hörte häufig Abends, wenn bereits alles in der Thierstube ruhig war und die Nachtlampe nur spärlich dieselbe beleuchtete, plötzlich Schreck verrathende Laute. Gewöhnlich, wenn

Digitized by Google

ich in die Stube kam, fand ich in derselben nichts Auffälliges. Der Drill saß dann entweder auf dem Boden des Käfigs oder auf der höchsten Kletterstange und spähte ängstlich um sich herum, den Gegenstand seines Schreckens suchend. Außerdem stieß er diese Laute oft im Schlaf aus, und, wenn er dann geweckt wurde, flüchtete er sich Schutz suchend zu mir. Lächeln im Schlafe habe ich ihn zwei Mal gesehen, nur ist dasselbe nicht so deutlich, wie im wachen Zustande." Diese Simiadengaben sind aber beim Menschen mit einem eminent entwickelten Intellect gepaart, und das ermöglicht es ihm, durch Intelligenz zu erschwingen, was die Natur versagt hat. Der Vogel ist künstlerischer beanlagt, als der Mensch, es wird ihm leichter sein Nest zu bauen, als dem Menschen seine Kunstbauten zu errichten. Aber vermittelst der Intelligenz kann der Mensch seine erworbenen Kenntnisse überliefern und fortentwickeln, sich und seine Werke cultiviren, und das hat ihn durch Jahrtausende allmählich so ausgezeichnet, daß man den jetzigen Kulturmenschen für einen besonderen Schöpfungsact hält, der außerhalb der Thierheit steht.

Wir können keine anderen Vorzüge der Menschheit zugeben, denn daß sie klüger ist wegen des gewichtigeren Hirnes, als die Thiere. Das ist das beständige Endresultat aller Forschungen, wenn sie unbefangen nnd ohne vorgefaßte Meinung angestellt werden. In der biographischen Skizze seines Kindes kommt Herr Darwin zu der Ansicht, daß die Leichtigkeit der freiwilligen wie durch Belehrung erworbenen Ideenverbindung der wesentliche Unterschied sei zwischen dem Geiste eines kleinen Kindes und dem des gelehrigsten ausgewachsenen Hundes, den er je gesehen. Dem Grade, nicht dem Wesen nach unterscheidet sich auch hier der Mensch vom Thiere. Und was die Kunst anbelangt, so wird dieser Unterschied erst allmählich ein merklicher. Es sind Steinwerkzeuge gefunden, die kaum eine Menschenhand verrathen. Noch etwas früher werden die Menschen das einfache Rohmaterial der Natur benutzt haben, wie die Waldmenschen noch heute, um sich ihre Nüsse zu öffnen. In Riesschichten,

Digitized by Google

deren Alter aller gewohnten Berechnungen der Historie spottet, fand man Feuersteine, welche deutliche Spuren einer Bearbeitung zeigen, auch solche einer Benutzung, ohne indeß geschliffen und polirt zu sein. Es gab also eine Periode, wo die Kunst des Menschen sich noch darauf beschränkte, Feuersteine zu spalten und roh zu behauen, um sich ihrer als Werkzeuge zu bedienen. Seine Gefährten waren die jetzt ausgestorbenen Thiere, wollhaariges Rhinoceros, Mammuth und Höhlenbär. Nach und nach fing der Mensch die Steine zu poliren an, auch gab er ihnen gefällige Formen und machte sie handlicher. Die Knochenhöhlen, die Schweizer Pfahlbauten und die dänischen Küchenabfälle geben mannigfaltige Beweisstücke für den Fortschritt, welchen die Menschheit der jüngeren Steinperiode im Verhältniß zur alten gemacht hatte. Da unsere Vorfahren, wie noch jetzt einige wilde Völkerstämme, besondere Vorliebe für Knochenmark hatten, auch die Knochen selbst genießbar zu machen suchten, weil sie sie schmackhaft fanden, so finden wir in den Höhlen zahllose Steinhämmer und Mörser, welche vermuthlich diesem Zwecke dienten. Daneben kommen Pfriemen, Lanzenspitzen, Schaber und Schneiderwerkzeuge vor. Auch benutzte man Knochen, um sich mancherlei Instrumente herzustellen. Dagegen ist in diesen Höhlen bis jetzt kein Metall und keine Thonscherbe gefunden, und man hat daraus geschlossen, daß die Bewohner dieser Höhlen einer älteren Periode der Menschheit angehörten, als diejenigen der Pfahlbauten oder die Bewohner der dänischen Küsten, welche „Austerngourmands“ waren und die Spuren ihres Daseins in ungeheuren Massen von Küchenabfällen der staunenden Nachwelt hinterließen. Aber merkwürdiger Weise waren diese alten Höhlenbewohner schon weiter in der Kunst vorgeschritten, als die Pfahlbautenbewohner und die Dänen, welchen wir die Muschelhaufen verdanken. Bei diesen finden wir keine Spur von irgend einer Abbildung, und auch im Broncealter kommen nur seltene und zweifelhafte Proben vor. Die Höhlenbewohner dagegen verstanden mit scharfen Geräthen, vermuthlich Feuersteinwerkzeugen, Abbildungen von Thieren

Digitized by Google

auf Knochen und Steine einzuritzen. Darnach wäre also die Gravirkunst eine uralte. Auf dem Stück Rennthiergeweih von La Madelaine sind zwei Fische in Umrissen eingeritzt. Ebenso kommen Darstellungen von einem Mammuth, Rennthieren und einer menschlichen Figur vor. Auch ein Sculpturwerk ist uns in einem Dolchgriff von einem Rennthiergeweih erhalten. Hier ist das Thier, ein Rennthier, liegend dargestellt und dem Raum außerordentlich geschickt angepaßt. Dagegen hatten, wie es scheint, die Höhlenbewohner keine Thongefäße und kein Metall, auch keine Hausthiere und trieben keinen Ackerbau. So sehr wir daher ihre frühen Kunstregungen bewundern, können wir ihnen doch keinen besonders hohen Grad von Kultur zuerkennen.

In den dänischen Kjökkenmöddings sind außer den Feuersteinwerkzeugen, Knochengeräthe ꝛc. auch Thongefäße gefunden, aber in den primitivsten Formen. Die Küchenabfälle weisen auf ein Volk hin, das von Muscheln, Fischen, aber auch von Jagdthieren sich ernährte. Das Knochenmark scheinen diese Ansiedler gleichfalls besonders geschätzt zu haben, wie die zahlreichen zerschlagenen Knochen beweisen. In den älteren Pfahlbauten sind die Geräthe ebenfalls noch von der primitivsten Form, und erst allmählig entwickelt sich die Handgeschicklichkeit. Denselben Gang der schrittweisen Entwicklung können wir in den Steinmonumenten und Grabhügeln verfolgen, welche fast über die ganze Erde verbreitet sind. In den ältesten Tumulis finden wir nur Steinwerkzeuge und mit der Hand gefertigte, kunstlose Thongefäße. Dann treten Verzierungen von einfachen Kreisen, Spiralen, doppelten Schneckenwindungen, Farrenkrautblättern und anderen Mustern auf.

Schon früh scheint die Putzsucht der Menschen, dies Erbtheil der Simiadenzeit, den Blick auf die Metalle gelenkt zu haben. Zuerst wird man die Stückchen, welche in gediegenem Zustande vorkamen, namentlich Gold, Kupfer, und Zinn als Zierrath verwandt haben. Dann aber lernte man durch Verarbeitung mit Steinhämmern die Härte, Schärfe und sonstigen guten Eigenschaften des Metalls schätzen, und

Digitized by Google

suchte nun durch Schmelzen der Roherze sich mehr Material zu verschaffen. Die Erfahrung mußte unsere Vorfahren bald belehren, daß der Zusatz von Zinn zum Kupfer das Material brauchbarer machte für Aexte u. dgl. m., und man findet unzählige Broncegeräthe, ehe die Menschheit in das eiserne Zeitalter eintrat. Die Waffen, Armspangen und Haarnadeln aus Bronce haben oft gefällige Formen, aber die Verzierungen des Broncealters sind immer geometrische Figuren, keine Pflanzen- und Thierfiguren.

Wie viel Jahrtausende vergingen, bis der Mensch vom rohen Steine aus sich die Celte, Aexte, Messer von Bronce herrichten lernte, wird wohl immer ein Geheimniß bleiben. Erst viele Jahrtausende später lernte man seine Erfahrungen niederschreiben, ja höchst wahrscheinlich waren in jenen ältesten Zeiten die Worte noch primitive, die Sprache nicht weit über der Natursprache der heutigen Waldmenschen stehend. Ja, auch die Gedanken dieser Urahnen werden anfangs nicht viel über den engen Kreis von Essen, Trinken und sich Fortpflanzen hinausgegangen sein. Wollten wir im Angesicht der vorgeschichtlichen Denkmäler noch an einer allmählichen Entwicklung aus dem rohen Naturzustande, um nicht zu sagen thierischen, zweifeln, so würde der Zustand der jetzigen Wilden uns eines Besseren belehren. Die Andamaneninsulaner haben Wohnungen der allerprimitivsten Form: vier Pfähle und ein Dach von Bambusrohr oder ein paar fest zusammengebundenen Palmblättern macht ihr ganzes Heim aus. Ihre Nahrung besteht aus Früchten und Schaalthieren, nur wenigen Jagdthieren. „Sie beschmieren sich mit Schlamm und tätoviren sich, tragen aber keine Kleider. Sie scheinen allerdings jeglichen Schamgefühles zu ermangeln und gleichen in mancher Beziehung den Thieren. Den Berichten nach haben sie keine Vorstellung von irgend einem höheren Wesen, keine Religion und auch keinen Glauben an ein zukünftiges Leben. Der Körper wird nach dem Tode in einer sitzenden Stellung begraben. Sobald man annehmen darf, daß er vollständig verwest ist, wird das Skelett ausgegraben und jeder Verwandte eignet sich einen Knochen zu. War es ein

Digitized by Google

verheiratheter Mann, so erhält die Wittwe den Schädel und trägt ihn an einer Schnur um den Hals. Er bildet auf diese Weise eine sehr bequeme Schachtel zur Aufbewahrung kleiner Gegenstände. Die Ehe dauert indessen nur so lange, bis das Kind geboren und entwöhnt ist, worauf die Eheleute sich trennen und jedes einen neuen Lebensgefährten sucht. Sie haben weder Hunde, noch irgend welche Hausthiere." Ihre Kunst beschränkt sich außer dem primitiven Wohnbau auf Herstellung von Netzen und Pfeilen, deren Spitzen von Glas oder Eisen sind, das sie von gestrandeten Schiffen erhalten haben. Früherhin bestanden diese Pfeilspitzen aus Knochen. Als Gefäße bedienen sie sich der unbearbeiteten Muscheln oder des Bambusrohrs; nur ihre Kähne höhlen sie aus.

Nicht viel höher stehen die Australier. Auch sie verstehen kein irdenes Geschirr anzufertigen und „bewahren das Wasser in Häuten oder in aus Rinde angefertigten Gefäßen auf. Warmes Wasser haben sie nie gesehen; dasselbe setzte sie in die größte Verwunderung. Einige Eingeborene führen einen kleinen Beutel mit sich; derselbe ist maschenweise aus flachliegenden Fäden, etwa in der Art von Strickerei, gefertigt, wie sie unsere Damen bei Geldbeuteln anzuwenden pflegen. Solch ein Beutel, wie ihn ein Australier auf dem Rücken trägt, ist an einem über den Kopf gehenden kleinen Stricke lose befestigt. In demselben befinden sich ein paar winzige Farbe- und Harzstücke, einige Fischangeln und Schnüre, ein paar Muscheln, aus denen er seine Angelhaken anfertigt, einige wenige Wurfspießspitzen und seine üblichen Schmucksachen, und hieraus bestehen die gesammten irdischen Schätze eines ihrer reichsten Männer. In einer Höhle an der Nordostküste sah Cunningham gewisse ziemlich gute Nachbildungen von Haifischen, Meerschweinen, Schildkröten, Eidechsen, Seegurken, Seesternen, Keulen, Booten, Wasserkürbissen und einigen Vierfüßlern, die wahrscheinlich Känguruhs und Hunde darstellen sollten. Die Eingebornen aus der Umgegend von Sidney zeichneten häufig durchaus nicht schlecht Fische, Keulen, Schwerter, Thiere und Baumzweige auf die Felsen.

Digitized by Google

Andere Stämme jedoch haben sehr wenig Kunstsinn und sind nicht einmal im Stande, das allerdeutlichste Bild zu erkennen." Die Australier tätowiren und bemalen sich; ihre Lieblingsfarben sind weiß und roth. Als Schmuck kleben sich einige Stämme mit Gummi Känguruhzähne, Fischgräten, Hundeschwänze u. dgl. m. in's Haar.

Die Bewohner von Van-Dimensland besitzen keine Wohnung, keine Kleider, keine Kähne, keine Geräthe, und ihre einzige Waffe ist ein oben zugespitzter Stock. „Mr. Dove sagt uns, sie seien ohne jegliche moralische Anschauungen und Begriffe. Er scheint sie allerdings kaum für vernünftige Wesen zu halten. Wie die Australier sind sie nicht im Stande, einen abstracten Gedanken auszudrücken. Sie haben nicht einmal ein Wort für „Baum"." Auch die Sprache der Australier enthält nur Eigennamen für jedes einzelne Ding, keine Gattungsnamen.

Die schmutzigen Hottentotten stellen sich Hütten aus Stöcken und Matten her, ihr Schmuck besteht aus Ringen von Eisen, Kupfer, Elfenbein oder Leder. „Was ihr Hausgeräth anbelangt, so ist davon wenig oder nichts vorhanden. Dasselbe Kleidungsstück, welches des Tages über einen Theil ihres Körpers bedeckt, dient ihnen Nachts als Lager. Ihre Lebensmittel kochen sie in ledernen Schläuchen und in Wasser, das mit Steinen erhitzt ist, selten aber in irdenen Töpfen. Letzteres scheinen sie von den Europäern gelernt zu haben. Milch bewahren sie in ledernen Säcken, Thierblasen und in vollständig wasserdichten, aus plattgedrückten Binsen geflochtenen Körben auf. Dies, sowie ein Tabaksbeutel aus Fell, eine steinerne oder hölzerne Tabakspfeife und ihre Waffen bilden den ganzen Vorrath ihrer Habseligkeiten". Die Hottentotten verstehen die Kunst, Eisen zu schmelzen. Letztere ist den Buschmännern unbekannt. Diese haben keine Hausthiere, keine Kähne und scheinen eine der niedrigsten Menschenracen, die wir bis jetzt kennen. Sie dürften eine nähere „Verwandtschaft mit dem Gorilla und Chimpanse bekunden, als mit Kant oder Göthe".

Die Veddahs, welche das Innere von Ceylon bewohnen,

Digitized by Google

haben keine irdenen Gefäße, ihre Waffen bestehen aus Aexten, Bogen und Pfeilen. Ihre Kochkunst ist eine sehr primitive, und die Bekleidung besteht aus einem schmutzigen Lappen, „der vorn durch eine um die Taille befestigte Schnur festgehalten wird. Vielleicht ist der Frauenrock ein wenig länger, als der der Männer, doch das ist anscheinend der einzige Unterschied. Nach Bailey's Ansicht ist es unmöglich, unter den Menschen ein noch uncivilisirteres Volk anzutreffen. Davy behauptet sogar, daß sie keine Namen hätten und ihre Todten nicht begrüben. Sie haben indessen eine merkwürdige Eigenschaft, und es wäre nicht recht, dieselbe unerwähnt zu lassen. Sie behandeln ihre Frauen freundlich und liebreich, bleiben ihnen treu, verabscheuen die Polygamie und haben ein Sprichwort, das heißt: Nur der Tod vermag Mann und Frau zu trennen. Hierdurch unterscheiden sie sich sehr von ihren civilisirten Nachbarn. Ein intelligenter Kandy-Häuptling, mit dem Bailey diese Veddahs besuchte, machte sich über die durchaus barbarische Sitte, nur mit einer Frau zu leben und sich bis zum Tode nicht von ihr zu scheiden, in hohem Grade lustig; das sei ja vollständig wie bei den Wanderus, den Bartaffen. Man kann jedoch nicht alle Heirathsgebräuche der Veddahs als nachahmungswerth empfehlen, da es — wenigstens noch bis vor Kurzem — sehr häufig vorkam, daß ein Mann seine jüngere Schwester heirathete. Das ist um so auffallender, da ihnen die Heirath mit einer älteren Schwester ebenso entsetzlich erschien wie uns".

Die Fidschiinsulaner besitzen irdene Gefäße. „Diese waren gràciös und gut angefertigt, obgleich ihnen die Drehscheibe unbekannt war. Die Thongefäße wurden alle von Frauen gemacht. Ihre Werkzeuge hierzu waren sehr einfach, sie bestanden aus einem kleinen, runden, flachen Steine, um die Innenseite, und einem flachen Hammer oder kleinen Spaten, um die Außenseite zu formen. Die Umwandung hatte das Aussehen, als sei sie auf einer Drechselbank gedrechselt. Gabeln scheinen unter den Fidschi-Insulanern schon lange im Gebrauch gewesen zu sein — eine merkwürdige Thatsache, wenn man bedenkt, daß sie in Nordeuropa bis zum siebzehn-

Digitized by Google

ten Jahrhundert unbekannt waren. Ihre musikalischen Instrumente bestanden aus der großen Seemuschel, der Nasenflöte, einer aus Bambusstreifen angefertigten Maultrommel, Pfeifen und verschiedenen Trommeln. Trotz ihrer dürftigen Bekleidung sind die Fidschi-Insulaner doch sehr eigen mit ihrem Schmuck und ihrer Bemalung. Auch sind sie ungemein eitel auf ihr Haar, und ist es zu kurz, so tragen sie statt dessen eine Perücke. Einige von diesen Perücken waren außerordentlich sorgfältig gearbeitet. Die Männer tragen Tapa, das ist eine Art von Zeug, das aus der inneren Rinde des Papiermaulbeerbaums gewonnen ist und zwischen den Beinen durch um die Taille geschlungen wird. Die Frauen dürfen keine Tapa tragen und ihr Anzug ist noch dürftiger als der männliche. Er besteht in der That nur aus dem Lika, einer Art von Band, welches aus Bibischrinde gemacht und um die Taille geschlungen wird. Dasselbe endigt mit einer Franze, welche bei den Unverheiratheten kurz, bei den Verheiratheten aber länger ist. Das Tätowiren ist nur den Frauen eigen. Dieselben schmücken sich auf diese Art ihre Finger, Mundwinkel und seltsamer Weise auch die Körperstellen, die von dem Lika bedeckt sind. Das Verfahren dabei ist schmerzhaft. Doch halten sie die Erduldung desselben für eine religiöse Pflicht, deren Vernachlässigung sicherlich nach dem Tode bestraft wird. Die Gräber der gemeinen Leute werden nur durch ein paar Steine bezeichnet, über die Grabstätten der Häuptlinge aber bauen die Eingeborenen kleine, zwei bis sechs Fuß hohe Häuser, oder errichten zuweilen große Steinhaufen. Bei den Fidschi-Insulanern ist der Vatermord kein Verbrechen, sondern eine Sitte. Die Eltern werden in der Regel von ihren Kindern getödtet. Zuweilen meinen die alten Leute selbst, die passende Zeit zum Sterben sei gekommen; zuweilen aber sind es die Kinder, welche ihren Eltern mittheilen, daß sie ihnen zur Last sind. In beiden Fällen ladet man Freunde und Verwandte ein. Eine Berathung findet Statt, und ein Tag wird zu dieser feierlichen Handlung festgesetzt, der mit einem großen Festmahle beginnt. Ein etwa vier Fuß tiefes Grab wird ge-

Digitized by Google

graben. Die Verwandten und Freunde erheben ihre Wehklagen, nehmen einen rührenden Abschied und begraben das arme Opfer lebendig. Sie glauben nicht nur an ein zukünftiges Dasein, sondern sind auch davon überzeugt, daß sie, sowie sie aus diesem Leben scheiden, drüben wiedererwachen werden. Sie haben daher einen überaus triftigen Grund, diese Welt zu verlassen, ehe sie altersschwach geworden sind. Obgleich die Reinheit der Beweggründe diese Grausamkeiten in etwas milderem Lichte erscheinen läßt, so muß man doch eingestehen, daß das menschliche Leben auf den Fidschi-Inseln sehr wenig geachtet ward. Nicht nur Kindermord, sondern auch Menschenopfer fanden vielfach Statt, und kaum eine Handlung ward ohne ein blutiges Opfer unternommen. Ließ der König ein Schiff ablaufen, so wurden zehn oder mehr Menschen auf dem Verdecke erschlagen, um das Verdeck mit Menschenblut rein zu waschen. Doch gibt es sogar noch Schlimmeres zu berichten. Die Fidschi-Insulaner waren eingefleischte Kannibalen und hatten solche Liebhaberei für Menschenfleisch, daß es das größte Lob ist, welches sie einem Leckerbissen geben können, wenn sie sagen, es sei delicat, wie ein todter Mensch. Ja, sie sind sogar solche Gourmands, daß sie den Geschmack von weißem Menschenfleisch nicht mögen, Frauenfleisch dem männlichen vorziehen und den Oberarm und den Schenkel für die besten Stücke halten, und so lüstern nach Menschenfleisch sind, daß sie es nur für die Männer reserviren, da es zu gut ist, um an Frauen vergeudet zu werden. Gab der König ein Mahl, so war jedesmal ein Gericht Menschenfleisch dabei, und, obgleich die Leichen der im Kampfe erschlagenen Feinde immer gegessen wurden, so deckten sie doch nicht den Bedarf an Menschenfleisch, sondern es wurden noch Sklaven für den Markt gemästet. Zuweilen röstete man dieselben lebendig und aß sie dann sofort, oder man bewahrte die Leichen auf, bis sie schon Hautgout hatten. Ra—Undre-undre, der Häuptling von Rakiraki, soll allein neunhundert Menschen verzehrt und es nie gelitten haben, daß jemand sein Mahl theile.“ So kunstfertig und cultivirt in gewissem Sinne die Fidschi-Insu-

Digitized by Google

laner also sind, namentlich was den Glauben an die Unsterblichkeit anbelangt, so sind diese Ebenbilder Gottes doch nach anderer Richtung hin wieder so tief unter dem Thiere stehend, daß uns an ihrer Gottähnlichkeit einige Zweifel auftauchen. Diese können selbst die Versicherung der Reisenden nicht beschwichtigen, daß der Fidschi-Insulaner im innersten Herzensgrund ein nobler und liebenswürdiger — Kannibale sei.

Die Bewohner von Neuseeland, die Maoris, besitzen keine Töpfergeräthe, sondern sie bedienen sich ausgehöhlter Kürbisse als Gefäße. Ihr Ackergeräth besteht aus einem zugeschärften Stück Holz, das für den Druck des Fußes mit einem Querholz versehen ist. Dagegen „waren sie sehr geschickt im Fischen, hatten vorzügliche Schnüre, Angelhaken aus Knochen und Muschelschalen und sehr große Netze. Diese bestanden aus den Blättern einer Flachsart, welche in Streifen von geeigneter Breite geschnitten und fest verknüpft waren. Beim Anfertigen der Stricke wurde von den Blättern mit einer Muschel der obere grüne Theil abgeschabt, und die starken weißen Adern, welche der Länge nach die Rückseite durchziehen, blieben zurück. Man hat derartiges Tauwerk sogar dem aus europäischem Hanf gefertigten vorgezogen. Aus diesen Blättern machten sie auch die meisten ihrer Kleidungsstücke. Denn obgleich sie mit der Anfertigung von Rindenzeug vertraut waren, machten sie dasselbe doch sehr selten, und es wurde nur zum Putze getragen. Die Blätter wurden in drei bis vier Streifen geschnitten, die mit einander zu einer Art Stoff verwebt wurden und ein Mittelding zwischen Flechtwerk und Zeug ergaben. Hundehaare wurden zu demselben Zwecke verwandt. Der Anzug beider Geschlechter war gleich und bestand aus zwei Theilen. Ein Stück von diesem rohen Zeug, wenn man dies Gewebe so nennen darf, ward über die Schultern gebunden, reichte bis zum Knie und war vorn mit einem kurzen Strick oder einer knöchernen Nadel befestigt. Das zweite Stück ward um die Taille geschlungen und hing fast bis auf den Boden. Die Männer trugen indessen diese Kleidung nur bei besonderen

Digitized by Google

Gelegenheiten. Als Schmuck dienten ihnen Holz- und Knochenkämme, Federn, Halsbänder, Arm- und Knöchelspangen von Knochen und Muscheln, Ohrringe von Jade, oder Albatroß-Daunen. Viele Insulaner besaßen auch kleine groteske Figuren von Jade, die sie um den Hals trugen und für sehr kostbar hielten. Die Neuseeländer tätowirten sich mit großer Geschicklichkeit und viel Geschmack, nicht nur den Körper, sondern auch das Gesicht. Und der allgemeine Eindruck, den diese Bemalung hervorrief, war in manchen Fällen durchaus kein unangenehmer. Ihre Wohnungen waren achtzehn bis zwanzig Fuß lang, acht bis zehn Fuß breit und fünf oder sechs hoch. Die Wände gingen bis auf den Erdboden und unterschieden sich in dieser Hinsicht von den Hütten auf Tahiti, welche an den Seiten offen blieben. Dies geschah indessen nicht der Behaglichkeit wegen, sondern nur um Wind und Regen abzuhalten. Die Wände wurden aus Stöcken gebildet und dicht mit Gras und Heu bedacht. Die Thür befand sich an der einen Seite und war gerade hoch genug, daß ein Mensch auf allen Vieren hineinkriechen konnte. Ein zweites Loch diente sowohl als Fenster wie als Rauchfang. Das Dach war oft mit Schnitzwerk versehen und zeigte häufig am Dachgiebel eine monströse Abbildung des Hausbesitzers. Ihre Dörfer waren alle befestigt. Sie wählten sich durch die Natur befestigte Positionen und umgaben die Häuser mit zehn Fuß hohen Palliſaden. Die schwächeren Seiten wurden noch geschützt durch einen zweifachen Graben, wovon der innere einen Damm und außerdem noch Palliſaden erhielt. Die Pfähle wurden in schräger Richtung in die Erde gerammt, so daß sie über den Graben hervorſtanden, der von der Tiefe bis zur Spitze oder dem Gipfel des Dammes eine Tiefe von vierundzwanzig Fuß hatte. Im Innern, dicht an den innersten Palliſaden, befand sich ein zwanzig Fuß hohes, vierzig Fuß langes, sechs Fuß breites Gerüst. Dasselbe wurde durch starke Pfähle getragen und war für die Vertheidiger des Platzes bestimmt, die von hier aus die Angreifer durch Pfeile und Steine, die haufenweise bereit lagen, zurückhalten konnten. Ein zweites ähnliches Gerüst

Digitized by Google

beherrscht den steilen Zugang von hinten und stand ebenfalls innerhalb der Palliſaden. Im Innern derſelben hatte man Erde abgetragen, und zwar nicht in gleicher Höhe, ſondern in mehreren Stufen, die ſich wie bei einem Amphitheater einander überragten, und von denen eine jede wieder innerhalb einer beſonderen Palliſade lag. Dieſe verſchiedenen Abdachungen waren nur durch ſchmale Wege mit einander verbunden, ſo daß eine jede einzeln vertheidigt werden konnte; auch waren ſie mit großen Vorräthen an getrocknetem Fiſch, Farrenwurzeln u. dgl. m. verſehen. Da die Eingebornen, als man ſie zuerſt entdeckte, weder Bogen und Pfeile, noch Schleudern beſaßen, und außer einer mit der Hand geworfenen Lanze kein Wurfgeſchoß hatten, ſo muß eine ſolche Feſtung beinahe uneinnehmbar geweſen ſein. Ihre Hauptwaffe war das Patoo-Patoo, welches mit einem ſtarken Strick an das Handgelenk gebunden wurde, damit man es ihnen nicht entwinden könne. Sie hatten keine ſchützende Rüſtung, und nur die Häuptlinge trugen außer ihren Waffen noch einen Ehrenſtab. Ihre Canoes waren gut gebaut und glichen den Fahrzeugen der anderen Inſulaner. Viele derſelben waren jedoch breit genug, um ohne einen Ausleger zu ſegeln. Das Vorder- und Hintertheil war häufig kunſtreich ausgeſchnitzt. Ihr hauptſächlichſtes Muſikinſtrument war die Flöte; große Muſcheln dienten ihnen als Trompeten. Sie beteten keine Götzenbilder an.“ Doch hielten ſie einige Häuptlinge noch zu ihren Lebzeiten für Götter; ebenſo Uhren und weiße Männer. „Obgleich die Neuſeeländer Menſchenfreſſer waren, ſo waren ſie es doch in einer durchaus anderen Weiſe, als die Fidſchi-Inſulaner. Ohne Zweifel behagten dem Maori ſeine Mahlzeiten aus Menſchenfleiſch. Das ſcheint übrigens bei allen Völkern der Fall zu ſein, ſobald ſie einmal den natürlichen Abſcheu, der ſich, wie wir annehmen müſſen, anfangs geltend macht, überwunden haben. Der Kanibalismus eines Neuſeeländers aber war, wenn auch oft nur eine einfache Mahlzeit, doch auch gar manchmal eine religiöſe Verrichtung. In ſolchen Fällen unterſchied ſich das Verzehren von Menſchenfleiſch in hohem Grade

Digitized by Google

von einer rein sinnlichen Befriedigung, es mußte vielmehr als ein Theil seiner Religion, als eine Art von unheiligem Sacrament angesehen werden. Dies beweist die Thatsache, daß die Neuseeländer nach einer Schlacht nicht die Leichen der fetten jungen Männer oder zarten Dämchen auswählten, sondern die berühmtesten Häuptlinge vorzogen, so alt und dürr sie auch sein mochten. In der That glaubten sie, daß sie sich auf diese Weise nicht nur die materiellen Bestandtheile des zu verzehrenden Menschen aneigneten, sondern auch seinen Geist, seine Gewandtheit und seinen Ruhm. Je größer die Anzahl der Leichen war, welche sie verzehrt hatten, um so höher war ihrem Glauben nach der Rang, den sie in einer anderen Welt einnehmen würden. Durch ein solches Glaubensbekenntniß erhält diese Unsitte eine gewisse diabolische Weihe, welche sie jedenfalls hoch über die Sinnlichkeit eines gewöhnlichen Kannibalismus erhebt. Anderseits war, gegessen zu werden, das größte Unglück, welches einen Neuseeländer treffen konnte. Glaubte er doch, daß in diesem Falle die Seele mit sammt dem Körper vernichtet werde. Der Häuptling, dem es gelang, seine Feinde nicht nur zu tödten, sondern auch zu verzehren, hatte von ihnen weder in dieser noch in jener Welt etwas zu befürchten. Im Gegentheil, die Stärke, Gewandtheit und List, gegen die er bis dahin gekämpft hatte, waren nicht nur überwunden, sondern auch durch dieses entsetzliche Verfahren in seinen Körper übergegangen und hatten die Kraft des seinigen vermehrt. Bei anderen Gelegenheiten wurden Sklaven getödtet und den Göttern zu Ehren verzehrt. Die Neuseeländer behaupteten, daß man nur Verbrecher auf diese Weise behandle. Aber auch angenommen, dies sei der Fall gewesen, so blieb die Sitte immer schrecklich genug. Doch haben religiöse Verfolgungen noch kaum jetzt in Europa aufgehört, und es ist noch nicht sehr lange her, daß man das Feuer und den Pfahl für nothwendig zur Erhaltung des Christenthums hielt." Die Justizmassenmorde, welche aus dem christlichen Kannibalismus der Hexenprocesse entsprangen, erreichten allein die ansehnliche Zahl von einigen Millionen. Und dieser Wahnsinn

Digitized by Google

war nicht etwa eine Verirrung ungebildeter Massen, sondern die Priester, ja der Papst selbst veranlaßten diese Mordthaten mit, anstatt sie zu bekämpfen. Innocenz VIII. glaubte an diese Tollheiten und legalisirte sie durch einen unfehlbaren Stuhlspruch. Auch können wir den Zeitgenossen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die beschämende Mittheilung nicht ersparen, daß in einem Compendium der Moraltheologie, welches 1874 in fünfter Auflage erschienen ist, allen Ernstes dieser Hexenspuk für wahr erklärt wird. Da eine große Zahl unserer Religionslehrer nach diesem Lehrbuche bis vor kurzer Zeit herangebildet wurde, so ist es möglicher Weise nur eine Frage der Macht, um den christlichen Kannibalismus zur größeren Ehre Gottes wieder frisch und fröhlich emporlodern zu lassen. Das sollten die Wohldenkenden unter den Gläubigen und Ungläubigen nicht vergessen, und gemeinsam diese traurigen Auswüchse der idealsten menschlichen Bestrebungen bekämpfen.

Die Tahitier kennen nicht die Kunst der Töpferei, und bei der ersten Entdeckungsreise fand man bei ihnen nur Werkzeuge von Stein, Knochen, Muscheln oder Holz. „Von Metall hatten sie keine Ahnung. Als sie zum ersten Mal Nägel sahen, hielten sie dieselben für die jungen Schößlinge einer sehr harten Holzart, und in der Hoffnung, daß sie noch nicht ganz abgestorben seien, pflanzten sie eine Anzahl derselben sorgfältig in ihre Gärten. Die Töpferei war ihnen völlig unbekannt, doch besaßen sie große Schüsseln aus polirtem Holz. Kokosnußschalen wurden zu Flaschen und Bechern benutzt. Sie wurden dünn geschrapt, polirt, oft sehr künstlich ausgeschnitzt und überaus rein gehalten. Gewöhnlich saßen die Einwohner von Tahiti mit gekreuzten Beinen auf Matten, die auf dem Fußboden ausgebreitet waren. Doch hatten die Häuptlinge manchmal vierbeinige Schemel. Stühle und Tische waren unbekannt. Sie schliefen auch auf Matten und benutzten ein Holzkissen, welches einer kleinen Fußbank sehr ähnlich sah. Die obere Seite war des Halses wegen wie bei dem Sitze eines Schemels nach innen ausgebogen. Jede Wohnung besaß außerdem einen schlanken, in den

Digitized by Google

Fußboden gepflanzten Pfahl mit mehreren hervorstehenden Pflöcken, an denen die verschiedenen Schüsseln, Wasserbehälter, Eßkörbe u. s. w. hiengen. Ihre Waffen waren furchterregend, aber einfach. Sie bestanden aus Schleudern, mit Steinspitzen versehenen Lanzen und langen, von schwerem und hartem Holz gemachten Keulen. Die hölzernen Schalen, aus denen die Häuptlinge das berauschende Getränk Ava tranken, waren oft sehr schön geschnitzte Becher. Auf den Sandwich-Inseln sollen sie gewöhnlich acht bis zehn Zoll Durchmesser gehabt haben und vollkommen rund und schön polirt gewesen sein. Sie ruhten auf drei oder zuweilen vier kleinen menschlichen Figuren in verschiedener Stellung. Einige lagen auf den über den Kopf erhobenen Händen ihrer Träger, andere auf dem Kopfe und den Händen, und wieder welche auf den Schultern derselben. Diese Figuren sollen richtig proportionirt und zierlich ausgeführt gewesen sein, auch sagt man, sogar die Gliederung der Muskeln beim Tragen des Gewichts sei gut nachgeahmt worden. In Tiarrabon sah Capitain Cook die aus Korbgeflecht hergestellte, ungefähr sieben Fuß hohe, rohe Statue eines Mannes. Dieselbe sollte einen der unteren Götter darstellen; doch bezeichnete man sie als das einzige Götzenbild auf der Insel. Als man Tahiti zuerst entdeckte, beteten die Eingeborenen freilich zu einer Menge von Göttern, denen sie zuweilen sogar Menschenopfer darbrachten, trieben aber dazumal keinen Bilderdienst. Zu einer späteren Zeit fand indessen Ellis manche rohe Götzenbilder bei ihnen." Uebrigens hatte die vierzigjährige Königin Oberea besonderes Vergnügen an einer ihr geschenkten Puppe, und, was noch bemerkenswerther für uns Kulturmenschen, der Häuptling Tootahah war neidisch auf diesen Besitz und ruhte nicht eher, als bis er auch eine Puppe geschenkt bekam.

Die Eskimos bewohnen im Sommer Zelte von Häuten; die Pfähle bestehen in Ermangelung von Holz aus zusammen gebundenen Rennthiergeweihen und Knochen. Im Winter verfertigen sie sich Eis-, Schnee- und Erdhäuser, letztere auch wohl unter der Erde. „Capitän Cook sah in Unalaschka,

Digitized by Google

wo die Töpferkunst nicht bekannt war, Gefäße aus einem flachen Steine mit thönernen Seitenwänden, die eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Auflaufform hatten. Wir erhalten hierdurch vielleicht einen Begriff von den ersten Anfängen der Töpferei. Hatte man erst den Rand des steinernen Gefäßes aus Thon hergestellt, so lag der Gedanke nahe, daß auch der Boden aus demselben Stoffe gemacht und der Stein auf diese Weise durch ein zweckmäßigeres Material ersetzt werden könne. Die Eingeborenen am unteren Murray kochen ihr Essen in einer Erdvertiefung, die sie mit Thon bekleiden, auch überziehen sie zu anderen Zwecken wohl Kürbisschalen und hölzerne Gefäße mit Thon, damit dieselben die Hitze zu ertragen vermögen. Es werden uns auf diese Weise drei Wege angedeutet, welche die Erfindung der Töpferkunst herbeigeführt haben können. Das Fleisch wird, falls sie es überhaupt gar machen, geröstet oder gesotten. Allerdings dürfen sie ihre hölzernen oder steinernen Gefäße nicht auf's Feuer bringen, aber statt dessen werfen sie erhitzte Steine so lange in's Wasser, bis dasselbe heiß genug und das Fleisch weich ist. Hierdurch erhält man natürlich eine Zugabe von Staub, Ruß und Asche, welche nach unseren Begriffen unerträglich ist. Wer aber durch den Geruch in der Hütte den Appetit noch nicht verloren hat, gewöhnt sich auch an alles Andere. Die Eskimos waschen ihre Töpfe oder Gefäße niemals. Diese Mühe überlassen sie den Hunden. Die, welchen eine dunkle Ahnung von ihrer Unreinlichkeit aufgegangen ist, verschlimmern in der Regel die Sache. Wollen sie ihren Gast recht auszeichnen, so lecken sie das Stück Fleisch, das er essen soll, vom Blute und dem Schmutze, der sich im Kessel daran gesetzt hat, rein, und ein Fremder, der das nicht dankbar hinnehmen wollte, würde wegen solcher Geringschätzung ihrer Höflichkeit für einen unmanierlichen Menschen gehalten werden. Capitain Lyon sah einen Eskimo, der so lange gegessen hatte, bis er in einem berauschten Zustand gerathen war und alle Augenblicke mit einem brennendrothen Gesichte und geöffnetem Munde in Schlaf fiel. Neben ihm saß Arnaola, sein Weib, welche ihren Kochtopf besorgte

Digitized by Google

und von Zeit zu Zeit ihren Gatten weckte, um ihm vermittelst ihres Zeigefingers ein möglichst großes Stück halbgaren Fleisches in den Mund zu stopfen, und dann schnitt sie den Bissen dicht an der Lippe ab. Kovilittuk, der Eskimo, zerkaute langsam das Fleisch, und sobald sich wieder etwas Platz bemerkbar machte, ließ er sich ein neues Stück rohen Wallfischspeckes hineinschieben. Bei dieser Procedur rührte der glückliche Mann kein Glied mit Ausnahme seiner Kinnladen. Er öffnete nicht einmal die Augen, sondern verrieth nur, sobald der Ton einen Raum zum Hindurchdringen fand, durch ein gelegentliches Grunzen sein außerordentliches Wohlbehagen. Die herabgefallenen Tropfen der wohlschmeckenden Nahrung bedeckten ihm in solcher Fülle Hals und Gesicht, daß ich, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, die Ueberzeugung gewann, daß ein Mann, der sich so übereſſen hat, noch mehr einem Thiere gleicht als Einer, der sich dem Trunke ergab. Haben die Frauen ihre bessere Hälfte in Schlaf gefüttert und sich selbst nicht vergessen, so wissen sie nichts besseres zu thun, als sich mit einander zu unterhalten und zu schwatzen. Die Werkzeuge der Eskimos bekunden große Geschicklichkeit." Ihre Messer, Pfeil- und Speerspitzen bestehen aus Steinen, welche denjenigen der dänischen Kjökkenmöddings sehr ähnlich sind. Außerdem benutzen sie Knochen, Rennthiergeweihe, Horn, Holz und meteoritische Eisenstücke; jetzt auch Eisen, welches sie von den Europäern erhielten. „Die Bekleidung der Eskimos besteht aus Rennthier-, Seehundsfellen und aus Vogelbälgen, die mit Sehnen zusammengenäht sind. Die Nadeln werden entweder aus Vogelknochen oder Fischgräthen gebildet, und mit diesen einfachen Werkzeugen nähen sie gut und fest. Ihr Hauptschmuck besteht aus Backenknöpfen oder polirtem Stein oder Knochenstücken, welche in der Unterlippe oder in den Backen getragen werden. Die übrigen Schmucksachen bestehen aus Streifen von buntgefärbtem Pelzwerk und Fransen von durchbohrten Wolfs- oder Fuchszähnen. Einige Familien pflegen sich zu tätowiren. Die Eskimos besitzen ein auffallendes Zeichnentalent. Die rohen Karten-

Digitized by Google

skizzen, die sie mehrere Male für englische Seefahrer entwarfen, haben sich nachträglich als im Wesentlichen correct erwiesen. Viele ihrer Knochenwerkzeuge sind mit Zeichnungen bedeckt. Die Grönländer besitzen weder einen Gottesdienst, noch religiöse Gebräuche, noch irgend welche Ceremonien, bei denen muthmaßlich ein religiöser Sinn zu Grunde liegen kann. Ein Kind, welches das Unglück gehabt hat, seine Mutter zu verlieren, wird regelmäßig mit derselben beerdigt. Altersschwache Leute pflegen sie wohl lebendig zu begraben, da sie es für ein menschenfreundliches Werk halten, ihnen die Qual eines langsamen Hinsiechens zu ersparen".

Die nordamerikanischen Indianer verwandten vor der Ankunft der Europäer das in gediegenem Zustande gefundene Kupfer zu Beilen, Armbändern u. dgl. m. „Dessenungeachtet besaß es mehr den Werth eines Steines als den eines Metalles, d. h. die Indianer erhitzten es nicht und gossen es nicht in Formen, oder bearbeiteten es in einem glühenden Zustande, sondern benutzten einfach seine Geschmeidigkeit und hämmerten es ohne Beihülfe des Feuers in eine bestimmte Gestalt. Metallgefäße waren den Ureinwohnern Nordamerika's ganz unbekannt. Die Töpfe bestanden bei den Schlangen-Indianern aus langen zähen Wurzeln, die in immer kleiner werdenden Windungen um einen Mittelpunkt herumgelegt waren und dem Gefäße folglich die Gestalt eines umgekehrten Bienenkorbs gaben. Sie besaßen außerdem auch Steingefäße, aber diese waren selten und dienten wahrscheinlich nur als Mörser. Ihre Bogen sind ungemein kunstreich aus den Hörnern der Bergschafe, dem Geweih des Elenthieres und mitunter aus Holz angefertigt. Die Messer wurden kunstlos aus Obsidian angefertigt und zuweilen an hölzerne oder hörnerne Handgriffe befestigt. Die Pfriemen wurden aus Knochen gemacht, doch verwandte man auch große Dornen statt dessen. Die Pfeifen sind lang und der Kopf pflegt meistens aus Seifenerde oder Seifenstein zu bestehen. Das Feuermachen bewerkstelligen sie durch ein in einem Loche herumgedrehtes Stück Holz. Andere unterhalten ein beständiges Feuer, und zu diesem Zwecke haben einige Leute das

Digitized by Google

Amt fortwährend neben demſelben zu ſitzen und auf dasſelbe zu achten. Den Rothhäuten fehlt nicht jeglicher Kunſtſinn. Sie ſind im Stande, einfache Zeichnungen auf Stein anzubringen, und ſchmücken auch mitunter ihre Wigwams, Kleidungsſtücke u. ſ. w. mit ſolchen kunſtloſen Abbildungen. In Bezug auf Porträts hegen ſie einen ſeltſamen Aberglauben. Sie denken nämlich, ein Maler erhalte durch das angefertigte Gemälde eine geheimnißvolle Macht über das lebende Original, und als Kane einſt durch einige Indianer beläſtigt wurde, drohte er jeden Bleibenden abzuzeichnen. Das wagte aber kein einziger. Iſt die Aehnlichkeit unverkennbar, um ſo ſchlimmer, — dann halten ſie das Conterfei für halb lebendig, und zwar auf Koſten des Abgezeichneten. So viel Leben, behaupten ſie, könne dem Bilde nur verliehen werden, wenn man es dem Original entzöge. Außerdem bilden ſie ſich ein, daß durch irgend einen myſteriöſen Zuſammenhang das Original leiden müſſe, ſobald das Porträt beſchädigt werde. Eine in dieſer Beziehung höchſt merkwürdige Anekdote erzählt Catlin. Er rief nämlich unter den Sioux eine große Aufregung hervor durch eine Profilzeichnung, die er von einem ihrer hervorragendſten Häuptlinge angefertigt hatte. „Warum haſt du die Hälfte ſeines Geſichts fortgelaſſen? fragten ſie. „Mahtocheega ſchämte ſich nie, einem weißen Manne in's Geſicht zu ſehen.“ Mahtocheega ſelbſt ſchien ſich nicht beleidigt zu fühlen, aber Shonka, der Hund, benutzte dieſe günſtige Gelegenheit, um ihn zu verhöhnen. „Der Engländer“, ſprach er, „weiß, daß du nur ein halber Mann biſt, er hat nur die eine Hälfte deines Geſichtes gezeichnet. Er weiß, daß alles Uebrige nichts taugt.“ Dieſe Spottrede führte zu einem Kampfe, in welchem der arme Mahtocheega erſchoſſen ward, und unglücklicher Weiſe riß die Kugel gerade den Theil ſeines Geſichtes fort, der in der Zeichnung gefehlt hatte. Dies war ein böſer Zufall für Catlin, der mit genauer Noth entfloh und einige Monate lang in der größten Lebensgefahr ſchwebte; auch ward der Streit nicht eher beigelegt, als bis durch den Tod Shonka's und ſeines Bruders der Tod Mahtocheega's gerächt war.“ Ein ähnlicher Aber-

Digitized by Google

glaube in Betreff des Porträtirens herrscht in Niedersachsen. Meinem Bruder gegenüber lehnte ein Bauernbursche, den er zeichnen wollte, diese Zumuthung mit dem entrüsteten Ausspruche ab, da würde er schwinden, wie der Thau an der Sonne. Auch pflegt man dort die Fußspuren der Diebe sorgfältig auszugraben und in den Rauch zu hängen, weil man glaubt, der Dieb werde alsdann sterben und verderben, wie die Erde im Rauche verdorrt.

Die Hütten der Paraguay-Indianer sind höchst primitiv aufgebaut. „Sie schnitten zwei oder vier Zweige ab, steckten beide Enden derselben in die Erde und hiengen ein Ruhfell darüber. Ihr Lager bestand ebenfalls aus einem Thierfell; sie hatten weder Stühle, Tische noch irgendein anderes Möbel. Die Männer waren selten bekleidet; der Frauenanzug bestand meistens nur aus einem Poncho, doch fehlte auch der bei einigen Stämmen. Sie besaßen keine Hausthiere und hatten auch keine Ahnung von dem Ackerbau. Viele von diesen Indianerstämmen bemalten ihren Körper auf verschiedene Weise, und gewöhnlich durchbohrten sie die Unterlippe und fügten in das Loch ein etwa vier bis fünf Zoll langes Stück Holz, welches sie nie wieder herausnahmen. Sie hatten keine eigentliche Regierung und auch keine religiösen Begriffe; doch scheint es, als ob mindestens einige derselben an Zauberei und geheimnißvolle böse Wesen geglaubt hätten. Azara schildert die Sprache der Guaranys als eine sehr reiche, die aber auch wieder in vieler Hinsicht große Lücken habe. So könne man in ihr nur bis vier zählen. Für die höheren Zahlen seien keine Worte vorhanden, nicht einmal für fünf oder sechs. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß ihnen das Band der Ehe nichts galt. Sie heiratheten, wenn es ihnen gefiel, und trennten sich, sobald es ihnen beliebte. Bei mehreren dieser Stämme war der Kindermord mehr eine Regel als eine Ausnahme, und da eine Frau nur ein einziges Kind groß zu ziehen pflegte und zu diesem Zwecke dasjenige verschonte, welches nach ihrer Vermuthung das letzte sein würde, so behielten viele überhaupt keins". Ihre Waffen, Speere, Keulen, Bogen und Pfeile waren sehr ein-

Digitized by Google

fach. Manche bedienten sich statt deren der Bolas, an einem Riemen befestigter Steine.

Die Hütten der Patagonier sind geräumiger, haben Querbalken und Dachsparren und werden auf den Wanderungen mitgenommen. Dagegen kennen sie keine Thongefäße und Wasser schöpfen sie in Thierblasen. „Ihr Anzug besteht hauptsächlich aus Fellen, die mit Straußensehnen zusammengenäht und manchmal auf der einen Seite merkwürdig bemalt sind. Anstatt der Stiefel tragen sie die Häute von den Beinen und Schenkeln der Stuten und Füllen. Sie reinigen die Häute, trocknen sie, erweichen sie mit Fett und ziehen sie, ohne sie abzuschaben oder zu nähen, an. Sie verfertigen Bürsten aus Gras, Zweigen und Binsen, und der Unterkiefer eines Meerschweins dient ihnen als Kamm. Wie andere Wilde haben sie eine große Liebhaberei für Perlen, Federn und andere Schmucksachen. Sie bemalen sich mit rother, schwarzer und weißer Farbe, doch ist das in europäischen Augen durchaus keine Verschönerung. Ihre Vertheidigungswaffen bestehen aus einem Helm und einem Schilde, die beide aus einer dicken Thierhaut gemacht und stark genug sind, um Pfeile oder Lanzen abzuwehren. Ihre Bogen sind klein und ihre Pfeile, welche eine steinerne oder knöcherne Spitze haben, sollen zuweilen vergiftet sein. Sie besitzen außerdem Keulen und lange Rohrlanzen, die jetzt meistens mit Eisen beschlagen sind." Am häufigsten bedienen sie sich der Bolas. Anstatt einen Stein verbinden sie oft zwei Steine durch einen langen Riemen. „Eine Steinkugel nehmen sie in die Hand, schwingen die andere kräftig um ihren Kopf und schleudern dann beide auf den Gegenstand, den sie zu treffen wünschen." Stirbt jemand, so werden seine Pferde erstochen, damit er drüben im Lande der Todten auch reiten könne. Ihr Unsterblichkeitsglaube erstreckt sich also in Pauliniſcher Anschauung auch auf die Thiere. Beiläufig bemerkt, ist dieser Glaube an eine Fortexistenz nach dem Tode kein Zeichen besonders tiefer Religionsanschauung. Er geht aus dem ganz natürlichen Willen zum Leben hervor. Der ist so mächtig, daß er sich nicht mit dem augenscheinlichen Troste

Digitized by Google

beruhigt, wie er in Tausenden und Abertausenden von Wesen nach dem Tode fortlebt, sondern er schafft sich die schmeichelnde Illusion der persönlichen, individuellen Fortdauer in einem anderen, womöglich besseren Leben.

Die Feuerländer kennen keine Religion und haben keine staatlichen Einrichtungen. Sie zerreißen Menschenkörper und essen das rohe und blutige Fleisch derselben. „Fast immer im Kriege mit den Nachbarstämmen begriffen, treffen sie sich selten, ohne daß ein feindseliger Zusammenstoß Statt findet. Diejenigen, welche besiegt und gefangen genommen sind, werden, falls sie nicht schon todt sind, von den Siegern erschlagen und verzehrt. Arme und Brust essen die Frauen, die Beine erhalten die Männer, und der Rumpf wird in's Meer geworfen. Auch nehmen sie in strengen Wintern, wenn sie keine andere Nahrung finden können, das älteste Weib aus ihrer Mitte, halten ihr den Kopf über dichten, durch grünes verbranntes Holz erzielten Rauch, pressen ihr die Kehle zu und ersticken sie. Sie verzehren dann das Fleisch bis auf den letzten Bissen, den Rumpf aber werfen sie, wie bei dem vorhergehenden Falle, in's Meer. Fragt man sie, warum sie nicht lieber ihre Hunde schlachteten, so antworten sie, „Hunde fangen Jappo", d. h. Ottern. Viele, ja sogar die Frauen, gehen vollständig unbekleidet. Obgleich sie mit ihrer Nacktheit durchaus nicht unzufrieden scheinen, so ist es ihnen doch sehr um Schönheit zu thun, und sie wähnten dieselbe dadurch zu erzielen, daß sie sich das Gesicht mit allerhand Farben bemalten. Die Gegend um die Augen war gemeiniglich weiß und der übrige Theil mit senkrechten rothen und schwarzen Streifen geziert. Sowohl die Männer wie die Weiber trugen Arm- und Beinspangen, aus Muscheln und Knochen gefertigt. Töpfergeschirr haben die Feuerländer nicht; sie benutzen wie die nordamerikanischen Indianer Gefäße aus Birken- oder vielmehr Buchenrinde. Sie sind verschieden bewaffnet. Einige haben Bogen und mit Steinspitzen versehene Pfeile, andere besitzen lange Wurfspieße mit einer Knochenspitze, wieder welche haben große Holzkeulen, und noch andere Schleudern mit großen sehr scharfen Stein-

Digitized by Google

messern. Ihre Pfeile sind aus hartem, geradem, gut polirtem Holze." Ein Schmuck befindet sich nicht an denselben.

Die vorstehenden Schilderungen der jetzigen Wilden sind den Zusammenstellungen aus Reiseberichten entnommen, welche Sir John Lubbock am Schlusse seines Werkes über die vorgeschichtliche Zeit mittheilt. Da sie also von einem Engländer ausgewählt sind aus den Berichten der verschiedenen Reisenden, so brauchen wir keine Verdächtigung zu befürchten, als handle es sich in denselben um vorgefaßte philosophische Ansichten oder gar versteckte Angriffe auf religiöse Anschauungen, welchen Angriffen zu lieb diese Berichte einseitig excerpirt seien. Zum Ueberfluß verwahrt sich Herr Lubbock nach englischer Sitte ausdrücklich, als könne die Wissenschaft wirklich mit der Religion in Widerspruch stehen. Er eignet sich das Programm wissenschaftlicher Forschung an, wie es der Bischof von London aufstellt: „Der Mann der Wissenschaft muß redlich, geduldig und umsichtig vorwärts schreiten. Er muß prüfend seine Beobachtungen aufspeichern und aus seinen Forschungen unerschrocken die folgerichtigen Schlüsse ziehen, in der Ueberzeugung, daß er sowohl an der Wissenschaft, wie auch an der Religion Verrath üben würde, wenn er in der Absicht, einer von beiden zu Hülfe zu kommen, auch nur um eines Haares Breite von der geraden Linie der Wahrheit abweichen würde." Dies bischöfliche Programm kann in der That jeder wahrheitsliebende und wohlmeinende Freund des Fortschrittes der Menschheit freudigen Herzens annehmen. Es bildet einen erquicklichen Gegensatz gegen den Grundsatz so vieler Bischöfe in Rom, daß Bücher zu verbieten seien, wenn sie etwas der Religion Unzuträgliches enthielten. Zu Gericht sitzt dort aber eine Commission von ordinirten Geistlichen, deren außertheologische Wissenschaftlichkeit hin und wieder zu einigen Bedenken Anlaß gibt. Festzuhalten ist der römische Index nicht mehr, denn die Herren können die erscheinenden Bücher ja gar nicht mehr alle lesen. Aber wenn der heilige Vater vom Stuhle spricht, werden die Resultate der Wissenschaft fehlbar, z. B. daß das Blutschwitzen, Jungfernerscheinen

Digitized by Google

u. dgl. m. Schwindel sei. So lange solche unfehlbare Aussprüche sich noch mit dem Namen Religion decken dürfen, anstatt daß sie als Blasphemien und Religionsverspottungen der schlimmsten Sorte auf den Index der öffentlichen Meinung gesetzt werden, wird die Wissenschaft wohl thun, der älteren glaubenden Schwester gegenüber eigene Zaushaltung zu führen. Daß die Auguren der Priesterherrschaft, denn das ist des Pudels Kern, sich anlächeln bei so manchem X, das sie dem bösen, dummen Volk für ein U machen behufs Zähmung durch Furcht, oder, wie sie es zu blasphemiren pflegen, Gottesfurcht, wissen wir sehr wohl. Wir sind aber der Ansicht, daß diese Volksmärchen nur Werth haben, so lange Völker noch in den Kinderschuhen stehen. Sind diese einmal ausgetreten, so sind selbst fromme Storchnothlügen so nutzlos, wie verwerflich. Die Priester haben sich an die Herrschaft durch das höllische Feuer und andere heilige Zuchtmittel gewöhnt, und anstatt das Volk zu belehren und zur Zucht und Sitte zu ermahnen, regen sie es auf, rufen religiösen Fanatismus wach und damit eine Verrohung der scheußlichsten Art, sobald und wenn die Wissenschaft überkommene Religionsanschauungen in Frage stellt oder der Staat sich selbständig einzurichten anfängt. Es sind also die Priester unter gegebenen Umständen jenen römischen Söldnern gleich, welche den Spieß gegen die eigenen Brodherren kehrten; hier die Priester gegen den Staat. Das Grundübel, daß die Wissenschaft immer mehr oder weniger religionslos religiös ist, liegt darin, daß die herrschenden Religionssysteme conservativ im schlimmsten Sinne des Wortes sind, während die Wissenschaft rücksichtslos fortschreitet. Unsere occidentalische Religion legt beispielsweise ihren Lehren ein Buch zum Grunde, daß vor mindestens rund fünfzehn Jahrhunderten verfaßt ist. Daneben schleppt ein sehr verbreitetes System innerhalb dieses großen occidentalischen Religionssystems den ganzen Ballast dieser fünfzehnhundertjährigen Tradition mit sich, die abenteuerlichen Schöpfungen einer naiven Phantasie, welche trotzdem als wirklich und wahr ausgegeben werden. Da dürfen wir uns nicht wundern,

Digitized by Google

wenn in unseren Tagen noch Tausende, in der Priesterschule erzogene Menschen an über- und widernatürliche Erscheinungen, an Teufels- und Hexenspuk glauben. Die blutigen Menschenopfer leben noch immer in der Hostie fort, und die Scheiterhaufen sind erst im vorigen Jahrhundert erloschen. Erst wenn die Religion vorurtheilsfrei genug ist, mit der Tradition zu brechen, irgend welche mündlich oder schriftlich überkommene Satzungen als bindend, übernatürlich wahr, im Gegensatz gegen wissenschaftlich wahr anzuerkennen, erst dann wird ein Friede sein zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Philosophie, der Religion der denkenden Köpfe. Daß sich die Erde um die Sonne dreht, haben unsere Gottesgelehrten wohl so ziemlich alle zugegeben, trotzdem ihr Hauptlehrbuch unter höherer Eingebung etwas anderes lehrt, und der unfehlbare Stellvertreter Gottes auf Erden vor drittehalb Jahrhunderten noch anderer Ansicht war. Denn sonst würde sich Urban VIII. wohl schwerlich von seiner Hofcamarilla — heute wie gestern — haben überreden lassen, den sonst von ihm hoch geachteten Galilei vor die Alternative zu stellen, das von ihm anerkannte und gelehrte Copernicanische Weltsystem abzuschwören, oder aber im Inquisitionsgefängnisse über die „Dummheit" der Menschen aus Religion nachzudenken. Da sich unter seinen Gegnern die patres societatis Jesu befanden, so war Galilei seinerseits klug genug, die Herren mit gleichen Waffen zu bekämpfen, anders zu reden als zu denken, den Zweck die Mittel heiligen zu lassen und Schweigen zu geloben. Gegen fromme Zündnadeln oder haßvergiftete, aus der Ferne geschossene Pfeile mit dem kurzen und bündigen Schwerte des Manneswortes und der Mannesrede kämpfen zu wollen, wäre wirklich zu dumm. Das Verdrehen und Aalwinden von Worten und historisch beglaubigten Thatsachen wird ja schulgerecht von Kleinauf bei diesen Herren gelehrt und gelernt. Mit Worten läßt sich ganz merkwürdig vortrefflich streiten, und den bösen Thatsachen ein schmuckes Mäntelchen umhängen. Man sehe sich eine solche Ungeheuerlichkeit an, wie die Legendensammlung der Bollandisten, wo mit kritisch historischem Geklingel und Ge-

Digitized by Google

klapper die christliche Mythologie beglaubigt wird, und man wird zugeben, daß Galilei wie ein kluger Mann handelte, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ehe es zu spät war. Wenn es im Interesse der Herren läge, würden sie auch die Götterwelt der Griechen als wirklich vorhanden gewesen beweisen, wie die Herren das Beweisen eben verstehen. Solche Gesinnungen und Ungeheuerlichkeiten in unseren Tagen wieder auftauchen und epidemisch werden zu sehen, wie einst die Hexenprocesse, gibt dem denkenden Menschen mancherlei zu denken. Zum Beispiel findet er es denn doch nicht gar so unmöglich, daß die Menschheit bis an den Intellect in der Thierheit steckt, daß sie sich aus dieser als Varietät abgezweigt hat, daß sie durch ein stärker entwickeltes Hirn sich allmählich Waffen zur Wehr, Werkzeuge zu einem behaglicheren Leben, Kunst und Wissenschaften, Dämonen, böse und gute Geister, Teufel und Götter, Gott, Religion und Philosophie geschaffen habe. Endlich aber, daß die Menschen jedes Mal wieder in und unter die Thierheit zurücksinken, wenn sie dies Hirn mit Phantastereien anfüllen, mögen sie scheinwissenschaftlicher, religiöser, philosophischer oder politischer Natur sein. Das offen und ehrlich auszusprechen, ist die Pflicht der ernsten Menschen. Sollte sich aber ein Gefühl von Bitterkeit einschleichen, so mag man bedenken, daß es schwer ist, bei gewissen Dingen den Galgenhumor zu verlieren. Im Uebrigen gilt Lichtenberg's Trost bei verdießlicher Auslegung von Satiren auch hier. Es ist wirklich beim besten Willen nicht möglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart und dort ein Kopfzeug zu versengen.

Digitized by Google

Die Aufgaben der Kunst in der Kultur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Als Moſes ſeiner Geſchichte des jüdiſchen Volkes das hübſche Naturmärlein einreihte von der Schöpfung der Welt, hatte er wohl ſchwerlich Autoreneitelkeit genug, dies Geſchichtchen nach mehr als zwei tauſend Jahren im „kalten“ Occident noch an die Spitze der meiſten Geſchichtsbücher geſtellt zu träumen. Leicht freilich muß es ſolchen Schulhiſtorikern nicht werden, der Wiſſenſchaft auf Koſten des beſſeren Wiſſens ein ſolches Schnippchen zu ſchlagen. Aber die Religion ſchleppt den mythologiſchen Ballaſt mit ſich herum und fürchtet, das Schiff möchte mit zu Grunde gehen, wenn ſie den Ballaſt dahin abſetzte, wohin er gehört, in die Geſchichte — — der Mythologie. Der Schulgeſchichtsſchreiber fängt alſo ſein Geſchichtchen von vorne an und überläßt es dem Lehrer der Naturwiſſenſchaften, ihn Lügen zu ſtrafen. Die armen Jungen aber wiſſen ſchließlich nicht, wo die Poeſie aufhört und die Geſchichte anfängt, ob Zeus, ob Wodan, ob Jehovah, ob viele, ob einer, oder gar keiner. Wenn die Jugend unter ſolchen Umſtänden den Lehrern noch immer gläubig zuhört und der Widerſprüche unter Religion und Wiſſenſchaft nicht recht inne wird, ſo iſt dies der unver-

Digitized by Google

wüstlichen menschlichen Wißbegierde einerseits und der Leichtgläubigkeit des menschlichen Geschlechtes, namentlich in jungen Jahren, anderseits zuzuschreiben. So figurirt denn auch noch immer die Zerstreuung der Juden unter alle Völker als Finger und Strafgericht Gottes. Bei dieser Strafe befindet sich dies merkwürdige Volk aber ganz außerordentlich wohl. Nichts steht ihm mehr im Wege, in's gelobte Land seiner Väter zurückzukehren; seine Mittel erlauben ihm das. Aber in zäher Verblendung ißt es in der Fremde das „ungesäuerte" Brod, wie einst Abraham, Ismael, Joseph und so viele andere. Es ist mit dem Weltmarkt, den ihm der Finger Gottes erschlossen, so zufrieden, wie einst seine Väter, wenigstens die klugen, practischen, mit den assyrisch-babylonischen sogenannten Gefangenschaften. Und zäh hat es sich mit seinen heterogenen religiösen Anschauungen in die fremden Staatsgemeinden eingedrängt, sich durch seine Gebräuche in Widerspruch gesetzt mit denjenigen aller Länder, selbst unduldsam und dünkelhaft, wo es die Macht hatte, sich als auserwähltes Volk Gottes aufzuspielen, stets über Unduldsamkeit gezetert. Nicht die eine katholische, sondern die jüdische Kirche kann mit Fug und Recht auf die sichtbare Hand ihres Gottes hinweisen, der seine Verehrer am Längsten so greifbar, schon in dieser Welt, segnet. Nicht als Finger Gottes, sondern als „Beweis" für die Wahrheit der jüdischen Religionsanschauungen empfehlen wir demnach dies sonderbare Strafgericht den religiösen Historikern. Nebenbei kann der unbefangene Zuschauer es nicht billigen, wenn sich jemand in eine Gesellschaft drängt mit eigenartigen, den in dieser Gesellschaft herrschenden oft geradezu entgegengesetzten Gebräuchen. In diesem Falle war das jüdische Volk dem christlichen gegenüber. Anderseits braucht ein unbefangener Zuschauer wohl nicht zu sagen, daß er wenig christliche Nächstenliebe zu bemerken glaubt, wenn er von den unchristlichen Bestialitäten liest, mit denen der Kulturpöbel das pecuniäre Gleichgewicht zwischen dem jüdischen und christlichen Geldbeutel wieder herzustellen suchte. Um etwas anderes handelte es sich weder bei der Zerstreuung unter alle Völker,

Digitized by Google

noch bei den folgenden Strafgerichten. Die werden wohl so lange anhalten, bis man keine andere Religion mehr kennt, als eine Religion des Wissens. So lange man noch die Fahne irgend eines Propheten mit Aussicht auf Erfolg entfalten kann, ist die einzige Seite, von welcher der Menschheit volle Befreiung aus der Thierheit möglich ist, die intellectuelle, verschlossen, oder doch wenigstens umnebelt und verdunkelt.

Das mosaische Geschichtchen von der Schöpfung der Welt ist voll Poesie. Gewiß; und das griechische auch von dem Okeanos, dem uralten, unbegrenzten und alles begrenzenden, altväterisch milden, allfreundlichen Ur- und Wassergreis, dessen Tochter die Styx und dessen Sohn der Acheloos, Bilder des dunklen, leeren, wüsten Nichts und doch Alles, aus welchem die nährenden Flüsse, die kinderliebenden Nymphen, aus denen die ersten Menschen und Stammväter der Geschlechter entsprangen, von denen die ersten Strömungen organischen Lebens ausgiengen. Wir finden diese Mythen, einen ersten Anfang der Welt sich anschaulich vorzustellen, bei allen Völkern von einiger Kultur, wie auch die Wissenschaft immer nach einem letzten Erklärungsgrund für alles Daseiende sucht. Ja, die Metaphysik ist im Grunde auch nichts als die Wissenschaft von Versuchen, die Welt der Erfahrung zu übersteigen, um vermittelst der Speculation den letzten, metaphysischen Grund alles Daseienden zu erschließen. Ihr Gebiet ist also ein hypothetisches, wie alle Forschungen, welche über das Erfahrungsgebiet hinausgehen. Aber, und das ist der Unterschied von den religiös-mythologischen Erklärungen, die Metaphysik stellt hypothetische Erklärungen auf, indem sie von der Erfahrungs-, Erscheinungswelt ausgeht; sie hält auch diese Hypothesen, diese Vermuthungen über den Anfang der Dinge und andere metaphysische Speculationen nur so lange aufrecht, als dieselben mit der Erfahrung nicht in Conflict gerathen. Umgekehrt hält beispielsweise unsere heutige occidentalische Religion an ihren alten Anschauungen über die Schöpfung noch fest, trotzdem die Erfahrungswissenschaften ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen

Digitized by Google

haben. Sie stellt ihre Metaphysik, ihre Mythen über die Erfahrung, ja verlangt wohl gar, daß die Erfahrungswissenschaft schweige, wenn ihre Resultate den Zehnten der Priestermetaphysik gefährden, anstatt daß sie sich wie die wissenschaftliche Metaphysik nach der Erfahrung richtet.

Die Erde dreht sich also trotz Bibel und unfehlbaren, päpstlichen Machtsprüchen jetzt zugegebener Maaßen um die Sonne. Warum nun nicht auch B sagen und einräumen, daß der Mensch kein Ebenbild Gottes war, als er Mensch wurde, sondern daß er sich erst allmählich zu dieser Gottähnlichkeit emporzuarbeiten hatte und hat aus seiner angeborenen, bedenklichen Thierheit. Das wird nicht so schwer einzuräumen, wenn man bedenkt, wie die Geologie nachgewiesen hat, daß sich Moses im Irrthum befand, als er glaubte, in sechs Tagen seien Sonne, Mond und Sterne, die Erde, mit allem, was da kreucht und fleugt, geschaffen worden. Hat er sich hier geirrt, so kann er sich auch darin geirrt haben, wenn er meinte, daß Gott den Menschen als sein Ebenbild in die Welt gesetzt habe. Die Schöpfung geht noch täglich vor unseren Augen vor sich, Wesen entstehen und vergehen, alte Arten sterben aus und neue entstehen, nirgends ein Sprung, überall Uebergänge vom Unorganischen zum Organischen, vom Pflanzen- zum Thierreich, von niedrig zu höher organisirten Wesen, von dummen Menschen zu mittelmäßigen und sehr klugen, von Wilden zu Kulturmenschen, von heidnischem Kanibalismus in Menschenopfern behufs Sühne zorniger Götter bis zur christlichen Hostie, dem Opfer des Gottessohnes behufs ewiger Sühne des Gottes Abrahams, welcher Isaak als Opfer verschmähte. Einer christlichen Anschauungsweise erscheint es scheußlich, wenn der fromme Neuseeländer so viele Menschen als möglich verzehrt, weil sich danach, wie er glaubt, die Rangstufe richtet, welche er in jener anderen Welt einnimmt. Es ließe sich aber auch eine Zeit denken, wo man die christliche Anschauung von einem Gotte, also dem Ebenbilde des Menschen in höchster Potenz, der als Vater seinen eigenen unschuldigen Sohn als blutiges Sühnopfer für die Dummheiten seiner eigenen Ge-

Digitized by Google

schöpfe annehme, geradezu für Gotteslästerung erklären würde. Uns wenigstens, müssen wir ehrlich bekennen, ist der Glaube an einen Fortschritt der Gotteserkenntniß noch nicht abhanden gekommen, so ausgesprochene Pessimisten wir sind. Wir schätzen beispielsweise auch den Psalmisten der seinen Jehovah bittet, die Feinde zum Schemel seiner Füße zu machen, weil er vortreffliche Kriegslieder gedichtet hat. Aber fromm ist er, wie mir scheint, mit unserem heutigen ethischen Maaßstabe gemessen, ganz verteufelt. Fürchteten wir nicht, bei der jetzt noch vorherrschenden Ansicht in den Geruch der Blasphemie zu kommen, so könnten wir nachzuweisen versuchen, wie auch der Gott in seinen Anschauungen über gut und böse, Recht und Unrecht gewachsen ist mit den Fortschritten der Menschheit.

„Wie Einer ist, so ist sein Gott,
„Darum ward Gott so oft zum Spott."

Es ist also Zeit, mit der biblischen Naturgeschichte gründlich zu brechen, wie einst mit der biblischen Astronomie. Dann wird uns die Natur wieder näher gerückt werden, und unser Wissen wird endlich von dem niederdrückenden Gefühl anerzogener, sogenannter Religions-Unwahrheiten oder -Irrthümer befreit werden. Alsdann wird es keiner Beweise mehr bedürfen, daß der Mensch, auch mit seinen Kunsttrieben, ein homo sapiens unter den Thieren ist. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Denn als gleiches, nicht als besonderes Wesen steht der Mensch unter den übrigen Wesen da, wenn wir ihn ohne religiöse, doch allein uns anerzogene Vorurtheile ansehen. Wenn wir in China geboren, oder nur in China erzogen wären, so würden wir keine Mosaische naturwissenschaftliche Fabeln gelernt haben, sondern chinesische. Unbefangen angesehen ist das menschliche Knochengerüste dasjenige der Waldmenschen und so weiter bis zu den niedrigsten Thieren herab. Die gewiegtesten Naturforscher und religiöse dazu konnten in diesem Knochengerüste nichts an Muskeln, Nerven, Blutgefäßen und Eingeweiden entdecken, welches sie nicht in demjenigen eines Affen auch fanden. Auch das Hirn bietet in seinen Windungen, Spalten

Digitized by Google

und Falten dieselben Erscheinungen, wie bei den anderen Primaten. Die Abweichungen aber, namentlich was das Gewicht des Hirns im Verhältniß zum Körper anbelangt, sind nicht wesentlich, sondern reichen gerade hin, um ihn unter den Waldmenschen obenan als Wilden, aber homo sapiens zu stellen. Dieser Varietätscharacter, das höher entwickelte Hirn, machte aus dem Wilden einen Kulturmenschen. Der Mensch war im Paradiese weder gut noch klug. Gegen letzteres spricht ja schon die kindische Naschhaftigkeit, gegen die Unschuld des ersten Menschenpaares aber die Rohheiten und Bestialitäten der Naturmenschen, wie wir sie im vorigen Capitel nach den übereinstimmenden Nachrichten der Reisenden mitgetheilt haben. Dagegen will der Bericht eines Moses nicht viel verschlagen, denn über Aegypten war er wohl nicht weit hinausgekommen, und seine Kenntnisse in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern waren zeitgemäß, aber für das 19. Jahrhundert nicht bindend.

Adam und Eva als Naturmenschen haben wir uns nun in einem milden Klima zu denken, worin ihre nächsten Verwandten Gorilla, Chimpanse und Orang noch jetzt leben. Vermehrt werden sie sich in dem milden Klima mit seinen reichen Früchten und hin und wieder einem jungen Vogel zur besseren Verdauung und erfrischenden Abwechslung sehr stark haben; auch trat die Fruchtbarkeit bei den Nachkommen Adam's und Eva's ebenso früh ein, wie jetzt bei den Rindern Indiens und bei den Menschenaffen, d. h. etwa mit dem zehnten Jahre. Dagegen müssen wir annehmen, daß sie ein beschauliches Erdenleben noch fortführten, als sie von den Bäumen schon herabgestiegen waren, denn der Intellect war jedenfalls noch klein und die Noth schärfte ihn nicht. Das trat erst ein, als sich der erste Trupp der Nachkommen Adam's und Eva's in unwirthlichere Gegenden begab und mit seiner menschlichen Waffe, dem Intellect, um's Dasein ringen lernte. Mit dieser Wanderung einzelner Trupps, die sich von dem ersten, unter Führung Adam's stehenden, absonderten, trat dann der Kampf um's Dasein zwischen Mensch und Mensch ein. Die rohen Steine und Stöcke, wie sie

Digitized by Google

die Waldmenschen noch jetzt zu handhaben verstehen, genügten nicht mehr, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, oder sich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen. Scharfe Steine, welche die Menschen fanden und bald künstlich durch Zerklopfen erlangten, waren geeignetere Werkzeuge und Waffen, sie schärften sich die Stöcke damit, wie noch jetzt die Wilden, machten sich Jagdgeräthe, Nadeln aus Knochen, Fäden aus Thiersehnen, steckten den scharfen Feuersteinsplitter auf einen Stock und hatten den Anfang einer Lanze, oder befestigten mit Sehnen, Bast u. dgl. m. den schwereren, behauenen und vielleicht auch schon polirten und geschliffenen Stein an einem Holzstiele, und die Axt war fertig. Wenn die Frauen ihr Haar mit dem Unterkiefer des Meerschweines kämmten, so lag gewiß die Erfindung eines künstlichen Kammes nicht fern. Die Nachahmungsgabe und Nachahmungslust ist ja bei den Menschen eine sehr ausgesprochene.

Von dem Baumleben her, das sie vor ihrem Menschenzustande, ehe sie Adam und Eva waren, führten, hatten sie den Trieb, sich ein Laubdach und Lager zu bereiten, überkommen. Einige wilde Völker bauen sich noch heute höchst einfache Hütten, nicht viel complicirter als diejenigen der Waldmenschen. Es lag nahe, ein Thierfell als Dach zu benutzen über die in die Erde gesteckten Pfähle, und das Modell für das menschliche Haus war fertig. Die Kinder Adam's und Eva's lernten die Baukunst der Eltern und bildeten sie fort, sahen auch wohl die Kunstbauten der Thiere und ahmten sie nach. Aus der zeltartigen Hütte wurde das Haus, nachdem ein Trupp sich zur seßhaften Lebensweise bequemt. Die Höhlenbewohner in Gegenden mit rauherem Klima hatten in ihren natürlichen Grotten Vorbilder für künstliche Steinbauten. Die Steindenkmäler, welche fast über die ganze Erde verbreitet sind und, wie es scheint, einer sehr frühen Periode der Menschheit angehören, sind Beispiele, wie geschickt die Menschen auch dies schwierigere Material zu behandeln lernten. Dafür sprechen auch die Steinwerkzeuge der vorgeschichtlichen Zeit und diejenigen, welche wir bei den wilden Völkerstämmen finden.

Digitized by Google

Der Hang zum Schmuck, dies Erbtheil von Eva her, war zu Adams Zeiten vermuthlich noch leicht zu befriedigen. Eine Muschel, ein glänzendes Steinchen wurde zur Hütte geschleppt, in die Haare geflochten, mit einem Loche versehen und an den Finger gesteckt. Die Concurrenz in der Verschönerungskunst war noch eine beschränkte, denn den Schönen standen noch keine Putzmacherinnen und den Gecken keine Schneider zur Verfügung. Die Freude an allem Farbigen führte dahin, das Farbestückchen, welches zufällig gefunden war, zur Bemalung der Geräthe, Waffen und des eigenen Körpers zu verwenden. Das alles finden wir natürlich, können es uns sehr wohl denken, und außerdem ist es bei den heutigen Naturmenschen, den Wilden nicht anders. Die Neigung zum Schmuck ist vermuthlich sehr eng mit sexuellen Vorgängen verbunden, doch haben wir an den Laubenvögeln ein Beispiel, wie der Schmuck auch Zweck sein selbst werden kann. Ihn vom Körper auf die Geräthe, Waffen und Wohnungen zu übertragen, war nur ein Schritt, und mit der Freude am Schmuck, wuchs die Kunst, denselben herzustellen und zu vervielfachen. Das gediegene Gold, welches man fand, reizte die Menschen, es künstlich vom Steine oder dem Flußsande zu trennen.

Wenn Adam und Eva ihr Wasser in der hohlen Hand schöpften, wie noch jetzt der Hirtenjunge, so mußten sie oder ihre Nachkommen es doch bequemer finden, die Nußschale, welcher sie eben den Kern entnommen, zum Schöpfen zu benutzen. Die Menschen hatten ein Geräth. Ein Kürbis, eine Thierblase oder ein Schlauch von Thierfell that dieselben Dienste, und ein hohler Stein hatte noch den Vortheil, daß er dauerhaft war. Etwas feuchte Lehmerde an den Rand gesetzt ersetzte das Fehlende, und der Mensch müßte kein homo sapiens gewesen sein, wenn er nicht auf den schlauen Gedanken gekommen wäre, sich das ganze Gefäß aus Thon zu bauen, um dem mühsamen Suchen nach geeigneten natürlichen Steingefäßen überhoben zu sein. An der Sonne trocknete das Ding, bis er in den Besitz des Feuers kam. Das geschah verhältnißmäßig sehr früh. Die Natur gieng ihm mit den Vulcanen an die Hand, und zu erkennen, daß Reibung von Gegen-

Digitized by Google

ständen Wärme erzeugt, dazu reichte der Mutterwitz dieser ersten Menschen vollständig hin. Die meisten wilden Völkerschaften finden wir im Besitz des Feuers. Einige unterhalten es fortwährend und leihen es sich von benachbarten Stämmen, wenn es ihnen je einmal ausgeht. Die Mehrzahl der Wilden versteht aber auch, das Feuer künstlich durch Reiben trocknen Holzes zu erzeugen und ihre Vorkehrungen sind oft sehr sinnreich.

Schamgefühl hatten die ersten Menschen nicht. Das berichtet ja auch Moses von Adam und Eva. Erst als sie von dem bewußten Baume der Erkenntniß genascht hatten, merkten sie, daß sie nackt waren, schämten sich und flochten sich eine Schürze aus Feigenblättern. Das stimmt mit den Berichten der Reisenden über die Naturmenschen. Einige Volksstämme gehen ganz nackt, andere haben eine dürftige Bekleidung, bis das gekräftigte Schamgefühl die Kleider erfindet und die Putzsucht sie schmückt. Das Thier kennt diese Scham ja auch nicht, und wir dürfen deshalb auch bei den ersten Naturmenschen nichts davon suchen. Sie ist eine Errungenschaft der Kultur und schwankt je nach den Anschauungen und Gebräuchen. Eine Salondame schickte einem Künstler die Broncestatuette eines Apoll zurück, weil sie erröthete bei dem Gedanken, ein solches Geschenk in den keuschen Räumen ihres Boudoirs aufzustellen. Dieselbe Dame scheute sich nicht, ihren Busen den weinerhitzten Blicken der Männer bei einem Diner wiederholt Preis zu geben und konnte ganz unbefangen lachen, wenn ihr die bekannten schlüpfrigen Geschichtchen erzählt wurden, bei deren Erfindung so viel Scharfsinn nnd menschlicher Witz aufgeboten ist und wird. Wäre eine Dame im Grethchencostüm erschienen, so würde man das einfach unanständig gefunden haben. Bei den Wilden ist es nicht viel anders.

Die Affen haben eine lebhafte Phantasie und träumen sehr lebendig. Sie werden von Wettern und andern elementaren Naturereignissen aufgeregt; ähnliches theilten wir vom Eichhörnchen mit, das schon lange vor Sturm und Wetter unruhig wird. Die ersten Menschen werden diese elementaren

Digitized by Google

Beunruhigungen mit lebhafter Phantasie aufgefaßt und zu bösen Geistern aufgebauscht haben. Nicht viel anders machen es die heutigen Wilden. Tod, Krankheit und andere Unglücksfälle erhielten die Nachkommen Adam's und Eva's in beständiger Furcht, und diese Furcht verdichtete die Geister zu Göttervorstellungen. War doch der christliche Gott der Liebe zuvor ein jüdischer der Rache. Daß auch die, alle Religion eine menschliche Erfindung, unterliegt keinem Zweifel. Bei einigen wilden Volksstämmen finden wir gar keine Religionsanschauung; Gott und Götter kennt ja eigentlich auch die verbreitetste Religion der Erde, der Buddhismus, noch heute nicht. Die Erfahrung, daß der Mensch von Naturereignissen, Wind, Wetter, Noth und Tod täglich bedroht ist, ließ ihn aber bald nach Gründen für diese Uebel suchen und auf ihre Abhülfe Bedacht nehmen. Die Schreckgestalten der Träume, wie er sie als Simiade so lebhaft vorzustellen vermochte, die schlimme Erfahrung dazu, welche er mit seinen Mitmenschen gemacht, endlich das Gefühl im eigenen Innern, daß der Zorn sich durch Schmeicheleien und Geschenke sühnen läßt, dies und ähnliches rief menschenähnliche Schreckgestalten als Grund der menschlichen Leiden hervor, und diese zürnenden Gestalten wurden mit schmeichelnden, demüthigen Anrufungen, die wir Gebete nennen, oder mit Opfern von Früchten, Thieren, Menschen zu sühnen gesucht. Der Götterdienst war installirt. Um sich aber diese Götter lebhaft vorzustellen, nahm man die Kunst zu Hülfe, man machte sich Götterbilder. Das thaten die Juden trotz des ersten Gebotes, das thun die Christen trotz dieses ersten Gebotes. Die Heiligen, der Gottessohn, auch der Gottvater sind von frommen christlichen Künstlern stets dargestellt. Ich kann die Vermuthung nicht unterdrücken, daß überhaupt kein Mensch sich seinen Gott denken, zu ihm beten und ihn verehren kann, ohne daß er sich ein Bild von ihm macht. Ein alter Vater mit einem freundlich ernsten Gesicht, langem Wolkenhaar und Bart, so etwa wird der Gott der meisten Christen aussehen, wenn sie zu ihm sich im Gebete aufschwingen. Daß der Blick sich unwillkürlich nach oben richtet, trotzdem Gott über-

Digitized by Google

all ist nach christlicher Anschauung, ist natürlich, denn der Himmel ist der Sitz dieses Gottes in der natürlichen Volksanschauung. Senkt der Blick sich demüthig zur Erde, so geschieht dies, weil der christliche Gott noch immer ein alttestamentlicher ist, d. h. weil der Gott der Liebe auch ein Gott der Strafe sein kann. Der Wilde hingegen kennt meist nur einen oder mehrere zürnende Götter, anfangs gewiß keine andere, und diesem oder diesen bringt er die blutigen Opfer, die in der Opferung Isaak's und in der Hostie nachklingen. Daß diese Gottesfurcht eine sehr heilsame war und ist, darüber kann kein Zweifel herrschen. Die Menschen sind am Besten, wenn es ihnen am Schlechtesten geht; Leiden machen zahm und die Furcht erst recht. In diesem Sinne sind die Verdienste der Religion, aller Religion, auch heute noch unschätzbar. Darauf weisen ja auch die Priester stets hin, wenn der Staat sich von ihnen emancipiren will.* Damit rechnen die wohldenkenden Menschen, wenn sie schonend religiöse Anschauungen zu berühren pflegen. Das ist der Grund, weshalb Untersuchungen auf religiösem Gebiete so schwer vor Ausartung in Gotteslästerung zu bewahren sind. Die Gesetzesfurcht reicht selbst bei der großen Masse der heutigen Kulturmenschen noch nicht aus, die Bestie, von der jeder ein Stück von Adam her in sich hat, zu zähmen. Daß die so nöthige Gottesfurcht früher roher war, ja für uns Kulturmenschen bei den Wilden oft viehisch ist, das läßt uns indeß auch von dieser menschlichen Schöpfung eine immer reinere Ausgestaltung hoffen. Bewahren wir sie vor allen Dingen davor, daß sie in den Besitz einer herrschsüchtigen Kaste gelangt, die mit der Gottesfurcht Gotteslästerung treibt, indem sie dieselbe zur Verdummung des Volkes mißbraucht, um bequemer herrschen zu können, einen Staat im Staate zu spielen. Die Religion ist eine Kulturschöpfung der Menschen. Demnach hat sie mit der Kultur fortzuschreiten, wie sie auch factisch meist gethan, oder sie wird zum Fluche der Menschheit, wie sie leider auch gar oft geworden. Die Priester sind Staatsdiener, denn sie sind Kulturdiener. Einen Priesterstaat im Kulturstaate dulden, hieße die Religion emancipiren

Digitized by Google

von der Kultur. Der Conflict zwischen Religions- und Kulturanschauungen würde noch größer werden, als er jetzt thatsächlich schon ist, und der Glaube sich vielleicht nie zu einer Religion des Wissens verklären. Hierin ist aber die einzige Möglichkeit zu einem allgemeinen Religionsfrieden gegeben, soweit wenigstens unsere jetzige menschliche Einsicht reicht. Ist der aber erst geschlossen, so wird das Wissen, die Einsicht auch erstarkt genug sein, den letzten Rest Thierheit abzustreifen, human, d. h. menschlich zu sein, weder dem Kriegsgott blutige Opfer darzubringen, noch dem Moloch Besitz den Angstschweiß darbender Mitmenschen.

Der Kunsttrieb ist ein natürlicher, den Menschen angeborener. Aber während bei einer großen Anzahl von Thieren, wie wir sahen, die Kunst vom ersten Individuum fast spielend erlernt wurde, wie z. B. der Nesterbau vom jungen Vogel, ist die menschliche Kunst langsam, durch Generationen hindurch geworden und gewachsen. Das Thier hat viel weniger Bedürfnisse, als der Mensch. Auf das Bedürfniß eines Nestes concentrirt sich daher beispielsweise bei dem Vogel das ganze Kunstdenken- dichten und -trachten. Diese glänzende Einseitigkeit, unter welcher der Bauintellect des Vogels arbeitet, bringt daher jenes wunderbare Nest so vieler gefiederter Sänger zu Wege, vor welchem der langsam erfindende, vielseitig zerstreute Menschengeist zu der sonderbaren Ansicht kommt, der Vogel baue sein Nest instinctiv, d. h. ein Gott mache ihm den Bauplan. Je weiter der Mensch aber in der Kultur vorschreitet, desto mehr verliert er die Gabe der unmittelbaren Anschauung, desto mehr reflectirt er, und um so unverständlicher werden ihm die intuitiven Erkenntnißschlüsse. Lang zeigte auf seiner Reise durch Australien dem Führer die Spur eines Menschen, und fragte ihn, ob er wohl wisse, wer dort gegangen sei. Dieser sah kaum hin, hielt auch sein Pferd nicht an, sondern antwortete unmittelbar: „Weißburschen nennen ihn Tiger". Der Führer hatte, wie sich später zeigte, vollkommen recht, und doch hatte er den Mann seit zwei Jahren nicht gesehen, der außerdem zu einem anderen Stamme gehörte. Die Araber sollen die

Digitized by Google

Fußstapfen eines jeden Stammesgenossen, die Fußspuren der Kameele, die ihnen oder den Nachbaren gehören, erkennen. Auch sehen sie aus dem Eindruck des Fußes, ob ein Kameel leer gieng, ob es eine Person oder eine schwere Last trug. Diese natürliche, nach einer bestimmten Seite hin entwickelte Intelligenz, wie sie bei Wilden und im Freien lebenden Menschen vorkommt, ist uns Kulturmenschen gerade so überraschend wie die Kunsttriebe bei den Thieren. Das Wort Instinct schwebt uns unwillkürlich auf der Zunge. Lassen wir es. Diese sogenannten Instincte sind Feinheiten der Intelligenz, welche im Drange des Augenblicks und dem mächtigen Willen gehorchend entstehen. Die Naturmenschen besitzen sie noch, aber den Kulturmenschen gehen sie immer mehr verloren. Der Vogel erfindet sein Nest, er gebraucht seine Einsicht, aber er erfindet es genial, unmittelbar, als sei es aus dem Aermel geschüttelt, und das nennen wir Menschen dann instinctiv, wie wir das Essen der Thiere Fressen, ihr Trinken Saufen u. dgl. m. nennen. Der Kunsttrieb des Menschen ist ursprünglich ein angeborener, ein metaphysischer Vorgang. Warum uns die Farbe, der Schmuck, die geometrischen Linien, die Nachahmung von Landschaften, Thieren und Menschen im Bilde freut, das im letzten Grunde zu erklären, ist unmöglich. Wir begeben uns mit solchen Fragen auf das hypothetische Gebiet der Metaphysik. Ihre Antwort wird etwa lauten, der Wille des Menschen wird von diesen verschlungenen Linien, diesen geometrischen Figuren, diesen Nachbildungen von Landschaften, Thieren und Menschen angenehm berührt, darum wird der Mensch ein Künstler und freut sich an der Kunst. Der Sinn für eine Art Architectur ist ihm außerdem noch in specie von seinem Baumleben her angeboren, und er verdankt ihn zugleich seinem eminenten Nachahmungstrieb. Wenn es auch ein großer Fortschritt der Intelligenz ist, daß der Mensch sich Geräthe, Waffen, Häuser, Paläste, Bildergallerien errichtet, so wird uns dieser Fortschritt doch verständlich, wenn wir die primitiven Anfänge der Kunst bei den Völkern der vorgeschichtlichen Zeit und den jetzigen Wilden sehen. Der Mensch war klü-

Digitized by Google

ger, als irgend ein Thier. Daher erfand er durch Nachdenken allmählich die Kunst, welche wir jetzt selbst anstaunen. Das ist nicht über Nacht, sondern in vielen Jahrtausenden geschehen. Halten wir das fest, so werden wir die Menschenkunst noch erstaunlich, aber begreiflich finden. Und darin liegt der Werth vorgeschichtlicher und naturgeschichtlicher Studien. Ein gut Theil müssiges Geschwätz, welches gewöhnlich unter der neutralen Flagge aesthetischer Hochgenüsse im bekannten Waschzuberstiel sich ergießt, würde unmöglich sein, wenn die Menschen endlich dahin kämen einzusehen: daß der Mensch ein Thier war, und daß es ihm die Arbeit von Jahrtausenden kostete, sich aus der Thierheit leidlich herauszuarbeiten. Ein Raphael wird nicht geboren, sondern er kommt als „Wilder" zur Welt, mit Nachahmungsgabe und Handgeschick, er wird auf einer gewissen Kulturstufe der Menschheit geboren, und dieser Kulturstufe gemäß fallen seine Kunstwerke aus. Was er besser macht, als seine Vorgänger und Vorbilder, das ist sein Verdienst, seine Originalität. Sein Nachahmungstalent und seine Handfertigkeit machten den Künstler zum Künstler. Was da von dem göttlichen Genius der Kunst in mystischen Bildern gesprochen wird, hat keinen anschaulichen Hintergrund, und wo die Anschauung aufhört, da hören für den ehrlichen Menschenverstand auch die Begriffe auf. Der göttliche Genius der Kunst beschränkt sich auf angeborenes Beobachtungs- und Nachahmungstalent, einmal der Natur und zweitens der vorhandenen Kunstwerke. Jetzt hängt es von dem Fleiße und der Handfertigkeit des Jungen ab, ob ein Künstler aus ihm wird. Wohl ihm, wenn er zu einem tüchtigen Meister in die Lehre geräth. Das Handwerk hat auch in der Kunst einen goldenen Boden; es erspart viel Zeit und Verdruß, die man mit eigenen Versuchen hinbringen muß. Wohl ihm ferner, wenn er Gelegenheit hat, viele und gute Sachen seiner Vorgänger zu sehen. Denn das macht zusammen, daß er ein Künstler des 19. Jahrhunderts, ein deutscher, französischer, chinesischer, japanesischer, tahitischer, hottentottischer Künstler wird, je nachdem er wo und wann

Digitized by Google

geboren und in die Schule gegangen. So entstand und entsteht die menschliche Kunst, so wird das, was wir Künstler nennen. Der Weg zum Gelehrten, Handwerker und Kaufmann ist, wenn er in freier Wahl eingeschlagen wird, kein anderer. Daß die Mehrzahl unserer Künstler den Beruf gleichfalls unberufen ergreift, das verwirrt, aber ändert die Sache nicht. Je weniger Beruf, desto mehr Dünkel, gilt auch in der Kunst. Das Gewäsch über die göttliche Kunstinspiration scheint aber für die letztere Klasse von Künstlern speciell erfunden zu sein, wie die Pseudo-Aesthetiker ihrerseits an den Werken der denkenden, i. e. unberufenen Künstler am liebsten verweilen. Da gibt es was zu denken, und das ist der Herren Fach und Fall. Sehen haben sie ja nie gelernt.

Die Kunst ist ein Kulturkind, kein Göttergeschenk, sondern eine Errungenschaft des menschlichen Geistes. Dadurch wird die Kunst nicht herabgesetzt, sondern aus dem Nimbus hochtrabender Phrasen, welche die vieldeutige, begriffliche Sprache geschaffen, uns wieder menschlich nahe gerückt. Eine solche Auffassung zerstört vielleicht manche Illusion über das Wesen und die Aufgaben der Kunst, aber ihr idealer Gehalt wird aus dem zerstreuten Nebel banaler Redensarten nur um so reiner hervorleuchten. Das kann dem schaffenden Künstler wie Kunstfreund gleicher Maaßen nur heilsam sein. Vor allen Dingen werden wir uns von diesem „natürlichen" Ausgangspunkte aus leichter orientiren können über die Aufgaben der Kunst, welche sie als Glied der Kultur zu lösen hat. Die Baukunst und das Kunsthandwerk der ältesten Menschen, wie sie uns in den Ueberbleibseln der vorgeschichtlichen Zeit erhalten, und wie wir sie nach Analogie der wilden Völkerstämme ergänzen können, war ursprünglich nur darauf gerichtet, dem Bedürfniß zu dienen. Die Hütte sollte Schutz vor Wind und Wetter gewähren, das Steinwerkzeuz zur Wehr, zur Jagdwaffe, zum häuslichen Gebrauch u. s. w. dienen. Aber schon auf den ältesten Denkmälern tritt uns eine menschliche, von keinem Thiere getheilte Eigenthümlichkeit entgegen: das Bild, mag es die einfache Form des geometrischen Ornaments, oder die der Landschaft, des Thieres

Digitized by Google

des Menschen annehmen. Dieser speciell menschliche Kunstsinn hängt allerdings nicht mit einer besonders hohen Kulturstufe zusammen, denn wir finden ihn bei den Völkern der ersten Steinperiode, und nicht bei denen der spätern, wir finden ihn bei den Eskimo's sehr hoch entwickelt, und bei sonst sehr vorgeschrittenen Wilden auf der allerniedrigsten Stufe. Daraus folgt, daß die Kunst ein selbständiges Glied der Kultur ist, daß — — es sei ein drastisches Bild erlaubt — — der Künstler ein sehr großer Künstler, aber ein schlechter Redner, Gelehrter, Musiker, ja auch ein schlechter Christ sein kann. Mit anderen Worten, die vorgeschichtliche Zeit und die wilden Völker zeigen uns, und die Geschichte alter und neuer Zeit bestätigt es, daß Völker in der Kunst sehr vorgeschritten sein können, und daß sie daneben in den Wissenschaften, Religionsanschauungen und den übrigen Kulturelementen anderen Völkern auf niedrigerer Kunststufe gegenüber zurückgeblieben sind. Das folgt daraus; aber keineswegs, daß die Kunst kein Gegenstand der Kultur, sondern nur des Luxus, müssiger, nutzloser Spielerei, ohne idealen Gehalt sei. Der Kunsttrieb der Menschen hat sich, wie alle anderen Triebe auch, aus dem natürlichen, wenn man will, thierischen, Gebiete in das ideale der Kultur allmählich hinaufgehoben. Und wie er in alle Zweige des Lebens naturgemäß eingriff, wie er das Geräth, die Waffe, die Wohnung, die Religion mit seinem Schmucke verklärte, denn er vermenschlichte sie, so ist es geblieben, nachdem er in den Dienst der Kultur getreten. Die Hütte wie der Palast, das Acker- wie Hausgeräth, die Kleidung, die Waffe, das Instrument, das Buch, — es gibt kein Menschenwerk, es ist auch ein kleines Kunstwerk.

Mit dem Fortschritt der Kultur wuchs und wächst selbstverständlich die Aufgabe der Kunst. Wenn wir das einfache Steinwerkzeug bei den Wilden bewundern, so nennen wir ein Denner'sches Portrait unkünstlerisch. Wenn der alte Orang aus einer Tasse seine Morgenchocolade trinkt, so finden wir das verwunderlich. Bei einem Kinde von zwei Jahren finden wir nichts Auffallendes darin. Mit dem

Digitized by Google

Wachsen der Kunst wachsen aber auch die Schwierigkeiten des Kunsturtheils. Je breiter der Kulturstrom wird, in welchen die Kunst hineingezogen wird, desto schwieriger wird es zu bestimmen, ob ein Kunstwerk den gerechten Anforderungen der Zeit entspricht. Wir sagen den Anforderungen der Zeit, denn nur in der Zeit ist ein gerechter Maaßstab für die Beurtheilung der Kunst zu finden. Da ferner die Kunst nichts Abgeschlossenes, Fix und Fertiges ist, da sie wächst mit der Kultur und von dieser immer neue Aufgaben gestellt bekommt, so kann auch das Kunsturtheil keine steinerne Gesetzestafeln aufstellen und mit drakonischer Strenge der Kunst haarscharf vorschreiben, so und nicht anders zu schaffen. Die Kunstwissenschaft ist eine Erfahrungswissenschaft, und über die Kärrner, welche zu thun haben, wenn die Könige bauen, werden es die Kunstkritiker nie hinausbringen. Um so wichtiger ist es, sich nach allgemeinen Gesichtspunkten umzusehen, von denen man ausgehen, und nach denen man sich zurechtfinden kann. Mit diesem Kompaß läßt sich vielleicht eine leidliche Fahrt durch das Meer der Kunsterfahrung beginnen. Wir wollen sagen, die Aufgaben der Kunst in der Kultur lassen sich nur allgemeinhin aus den Aufgaben der Kultur überhaupt bestimmen. Damit kommen wir auf das problematische Gebiet der metaphysischen Fragen, bei denen alle Erfahrungswissenschaften, also auch die Kunstwissenschaft schließlich angelangen. Denn alles Denken steht unter dem ehernen Gesetz der Kausalität, es fragt von Grund zu Grund, bis zum letzten, eben dem metaphysischen Grunde. So läuft also die Frage nach den Aufgaben, welche die Kunst für die Menschheit zu erfüllen hat, auf die Frage hinaus, was hat überhaupt die Menschheit für Aufgaben zu erfüllen. Wozu ist der Mensch da, was will er und was soll er in der Welt?! Wenn wir das wissen, so wird sich von selbst ergeben, welche Aufgabe der Kunst zufällt. Die Frage ist eine heikle.

„Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
„Welt sei ein allerliebster Spaß,
„Als wenn es Vater und Mutter wäre;
„Dann — etwas anders fand ich das."

Digitized by Google

In jungen Jahren erscheint manches in Rosa, was sich im Alter in's Schwarze auswächst. Auch sieht man Welt und Menschen ganz anders an, wenn die Sonne des eigenen körperlichen und geistigen Wohlbehagens ihre warmen Strahlen darüber ergießt, als wenn eine Magenverstimmung, ein Zahn-, Kopf-, Herz- oder anderes Weh dunkle Schatten darüber spielen lassen. In Summa freilich, sind fromme und weise Männer übereingekommen, ist die Welt nicht viel Nutz. Darum vertrösten uns die frommen Männer auf ein anderes, besseres Leben, und die weisen nennen dies ein seliges Nichtmehrsosein. Den Grund dieses Uebels, welches wir Menschenleben nennen, zu suchen, und womöglich für dasselbe ein Heilmittel zu finden, damit haben sich denn wieder viele fromme und weise Männer abgequält. Auch hat es nicht an Leuten gefehlt, die das Leid gleichsam mit einer Pferdekur aus der Welt schaffen wollten. Aber weder die frommen, noch die einsichtigen, noch die revolutionären Köpfe haben das Uebel bannen können, ja sie haben sich nicht einmal über die Quelle des Elends in der Welt einigen können. Da meinen fromme Menschen, Adam und Eva seien an allem Unheil Schuld. Aber, wer machte den Adam und die Eva so naschhaftig, setzte den Baum der Versuchung in das Paradies und legte dem Menschenpaare die Lust, aber nicht die Kraft in's Herz, dieser Lust zu widerstehen?! Was thue ich mit einem freien Willen, der nicht stark genug ist, der besseren Einsicht zu folgen und das dumme Naschen zu lassen? Frei, menschlich frei wäre die Menschheit nur, wenn sie intellectuell frei wäre, d. h. wenn ich immer den Rathschlägen meiner Vernunft folgen könnte. Der dummen Streiche sind aber in jedem Menschenleben so viele, daß es keines spitzfindigen Beweises mehr bedarf, um einzusehen, daß die Vernunft willig, aber das Fleisch schwach ist. Unsere Freiheit liegt in unserem Wollen dieser bestimmten Erscheinungsform, dieses unseres bestimmten individuellen Characters; sie ist also eine metaphysische Freiheit. Sind wir erst mal mit diesem Character zur Welt gekommen, so müssen wir werden, was wir sind. Dann ist es zu spät, noch ein

Digitized by Google

Dichter, Künstler, Philosoph oder frommer Mann zu werden, dazu fehlen uns, wie man sagt, die Anlagen. Wer nicht mit dem Mutterwitz zu einer Kunst, Wissenschaft ꝛc. auf die Welt kommt, aus dem wird nichts Rechtes und Ganzes. Die Schuld trifft also, so oft auch fromme Männer das Gegentheil behauptet haben, nicht den Adam und die Eva nach ihrer Geburt, sondern vor ihrer Geburt. Daß sie überhaupt solche Menschen geworden sind, das ist ihre Schuld und dafür haben sie büßen müssen. Ebenso liegt die Sache für alle ihre Nachkommen, für mich und dich. Alle Wesen führten ja schon vor ihrer Geburt ein Dasein. Es ist juristisch freilich darüber gestritten, wann der Zeitpunkt für den Beginn der Existenz einer „Seele" anzunehmen sei z. B. bei Kindsmord. Die Naturforschung, und die kann doch in diesen Fragen wohl allein entscheiden, weiß, daß der Mensch zuerst ein Ei ist, daß in dieses Ei das Saamenthier eindringt und daß damit die Verbindung eingegangen wird, aus welcher die Erscheinung Mensch heranwächst. Man könnte cum grano salis Ei und Saamenthier Schmarotzer nennen, zwischen denen die Nähreltern, genannt Vater und Mutter, die Kupplerrolle spielen. Der Anfang der Seele liegt also im Anfange des Ei's und des Saamenthieres und so fort von Mensch zu Mensch bis zum ersten Daseinsact des ersten Wesens. Denn aus jenem Ei und jenem Saamenthier kann sich nur ein Mensch entwickeln, und folglich ist in denselben schon eine menschliche Seele. Freilich ist der kleine Mensch anfangs geneigt, ein Fisch zu werden, denn „seine Arterien verlaufen in bogenförmigen Aesten, als wenn sie das Blut zu Riemen brächten, welche bei den höheren Wirbelthieren nicht vorhanden sind, obschon die Spalten an den Seiten des Halses noch übrig sind und deren frühere Stellung angeben." Später nimmt der Mensch den Anlauf, als wollte er ein Amphibium werden, dann ein Säugethier, dann ein Affe, so daß „die Gehirnwindungen, eines menschlichen Foetus vom Ende des siebenten Monats noch ungefähr die Entwicklungsstufe eines erwachsenen Pavian's zeigen." Aber er erblickt nur als ausgewachsener kleiner Mensch das

Digitized by Google

Licht der Welt, und folglich liegt der Beginn seines seelischen Lebens im Ei und Saamenthier und so fort zu immer früheren Daseinsacten hinab. Wenn demnach der Mensch an seinem Dasein selbst die Schuld trägt, wenn seine Freiheit eine metaphysische ist, im Sosein liegt, die von selbst das Thun- und Lassenkönnen, was man will, ausschließt, so kann auch Adam und Eva für die Naschhaftigkeit nicht verantwortlich gemacht werden, mit der sie zur Welt kamen, außer im metaphisischen Sinne. Das heißt: Sind Adam und Eva Schuld an ihrer Handlungsweise, so sind sie auch Schuld an dem Character, aus dem die Handlungsweise hervorgieng, also in jener Fabel an dem naschhaften Character. Denn wie einer ist, so muß er handeln, wenn ihn die Vernunft auch aufklärt. Das heißt ferner: Adam und Eva sind nur verantwortlich, wenn sie sich selbst — wie soll ich mich ausdrücken — geschaffen haben, wenn sie an ihrem Dasein die Schuld tragen. Oder aber Gott trägt die Schuld an dem Dasein, an dem so und so beschaffenen Character, d. h. er hat die ersten Menschen geschaffen. Dann trägt er auch die Verantwortung für die Dummheiten, welche aus dem so und so beschaffenen Character hervorgehen, hier für die Naschhaftigkeit der Menschen. Dann hat er seinen, den Gottessohn, für seinen eigenen Schöpfungsfehler an's Kreuz schlagen lassen und sich selbst, nicht seinen unschuldigen Geschöpfen zum Opfer gebracht. Daß fromme Männer so etwas von dem Ebenbilde des Menschen in reinster Form, von einem Gotte, von einem Vater dem Sohne gegenüber erwarten könnten, das, haben wir schon bemerkt, kann der Gott „lose" nicht glauben, der Gläubige aber nur Gotteslästerung nennen. Das naive und hübsche Märchen von dem Baume der Erkenntniß mitten im Paradiese ist eben nicht mehr haltbar, wenn die Vernunft, die Reflexion mannbar geworden ist. Dann trägt nur derjenige die Schuld, der an dem Sosein, an dem Character die Schuld trägt, und das trägt jeder Mensch selbst.

Der Grund des Uebels in der Welt liegt also in der Beschaffenheit derselben. Das haben alle tieferen Religions-

Digitized by Google

systeme und Philosophen denn auch anerkannt, wie Buddhismus und Christenthum, letzteres z. B. in der Lehre von der Erbsünde, wie Schopenhauer und Herr Eduard von Hartmann, die bedeutendsten Erscheinungen auf dem philosophischen Gebiete der Neuzeit. Wenn der sogenannte gesunde Menschenverstand dagegen Einsprüche erhoben hat und noch immer erhebt, so liegt das in der stärksten menschlichen Leidenschaft, in der leidenschaftlichen Liebe zum Leben. Wer das Leben so hoch schätzt, der kann dies, oder den Träger desselben, was dasselbe sagen will, nicht schlecht finden. Der besseren Erkenntniß zum Trotz sucht also die Philosophie des sogenannten gesunden Menschenverstandes nach Auswegen, um aus dem Dilemma herauszukommen, etwas zu wollen, was eigentlich wenig wünschenswerth ist, sc. das menschliche Leben schön und gut zu finden, trotzdem es und der Träger desselben wenig taugt, wenn man's genau ansieht. Ja, auch die Religionssysteme haben es verstanden, diesen Wünschen wider bessere Einsicht des gesunden Menschenverstandes Rechnung zu tragen, indem sie einmal die Lehre von der ursprünglich guten Natur des Menschen und späteren selbstverschuldeten Verderbniß aufstellten, anderseits das Glück auf Erden in eine fromme Ergebung in den Willen Gottes verlegten. Wir haben schon nachgewiesen, daß die Schuld des Menschen nur den treffen kann, der ihn so schwach geschaffen hat, daß er der Versuchung, einem vom Schöpfer angeborenen Triebe, erliegen mußte. Wer an seinem Dasein die Schuld trägt, trägt auch die Schuld daran, daß er ein schlechtes Subject ist. Da aber der Mensch seine Dummheiten selbst büßen muß, so thut er, wie uns scheinen will, nur klug, wenn er auch die Schuld auf sich nimmt. Was den zweiten Punkt anbelangt, so ist die Ergebung in den Willen Gottes gleichbedeutend mit Verleugnung der Welt, denn die Weltkinder sind stets schlechte Gotteskinder gewesen. Das verlangt denn auch Christus speciell von denjenigen, die sich seiner Nachfolge anschließen wollen. Auch haben die frommen Männer und Frauen, von denen uns die Legende so schön berichtet, meistens die

Digitized by Google

Welt geflohen, sind in die Wüste gezogen, haben sich Einsiedeleien und Klöster errichtet, kurz der Welt entsagt und sich dem Himmel verlobt. Das Glück auf Erden besteht also für fromme Menschen, genau angesehen, in der Führung jenes anderen, besseren Lebens schon in dieser Welt. Wenn auch diese Wahrheit, wie viele andere, von der Priesterschaft mit Phrasen, deren Spitzfindigkeiten wir oft bewundert haben, umnebelt wird, damit sie den Weltkindern mundgerechter erscheint, so sind das Geschäftsrücksichten, die man ihr nicht gar so sehr verargen kann. — Aber der gesunde Menschenverstand ist auch selbständig vorgegangen, um sich der Wahrheit zu entziehen, daß Leben leiden heißt.

An den Leiden des Lebens, meint er, sei allein die naturwidrige Lebensweise Schuld. Wären wir mäßiger und genügsamer, so würde eine gesunde und fröhliche Seele in einem gesunden Körper wohnen. Daß auch diese Ausrede eine schlechte ist, liegt auf der Hand. Das Kind, welches an der Mutterbrust seine natürliche Nahrung empfängt, schreit, fühlt sich unbehaglich, wird krank, leidet. Die wilden Völkerschaften, welche der Natur ihren Lauf lassen, haben Leiden auszustehen, bei deren Schilderung wir unser eigenes Kulturkreuz mit stiller Ergebung ertragen und mit einem Gottseidank, daß es uns nicht so ergeht, wie diesen „besseren" Menschen. Die Thiere endlich, welche, wie man sagt, ihren Schöpfer loben, sehen sich oft vergebens nach demjenigen um, der einem jeglichen seine Nahrung gibt. Sie sterben zu Tausenden eines entsetzlichen Hungers und der Thierfreund sinnt meist vergebens auf Mittel, diesem Elende abzuhelfen. Ich erinnere mich eines Frühjahrs, wo plötzlich später Frost eintrat, und wir Buben die Schwalben zu Dutzenden in halb und ganz verhungertem Zustande auflasen. Auch nur wenige Lerchen lobten dieses Jahr ihren Schöpfer. Man nennt das geheimnißvolle Fügungen des Himmels, deren Zweck wir nicht kennen, aber schließlich geht alles herrlich aus, und den Frommen muß es zum Besten dienen. Damit ist indeß das Elend anerkannt, wenn auch alles naturgemäß zugeht, und die Schuld an den Leiden des Lebens trägt nicht die natur-

Digitized by Google

widrige Lebensweise. Daß auch Frömmigkeit davor nicht schützt, beweist die tägliche Erfahrung. Im Gegentheil, wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Freilich nimmt der Fromme sein Kreuz auf sich mit Freuden, denn das schnellste Thier, das uns trägt zur Vollkommenheit, das ist Leid.

So gibt es denn thatsächlich keinen Ausweg, dem Leben, und damit dem Leiden zu entrinnen. Nicht einmal der Tod eröffnet uns einige Aussicht, so wenig verlockend er für uns Menschen ohnehin ist, aus diesem Kampfe zu entrinnen. Denn der Tod vermag wohl diese meine jetzige, endliche Existenz zu vernichten, aber ich lebe ja in Tausenden von Mitmenschen und Mitwesen weiter. Nicht blos die Eltern können von ihren Kindern sagen, das ist Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch, sondern jeder Mensch wird, wenn er tiefer sieht, zu seinem Schrecken inne, daß in seinen Mitgeschöpfen dasselbe lebt und webt, was in ihm selbst im letzten Kerne steckt. Und das wird eben im Tode nicht vernichtet. Ueber diese Erkenntniß vermag auch die unfragliche Thatsache nicht hinwegzuhelfen, daß mit dem Tode das Bewußtsein, welches ja nur eine Hirnfunction ist, erlischt. Mein unsterbliches Theil zieht eben einen anderen Rock an, versieht sich mit einer neuen Laterne, dem Hirn, und hat jetzt dieselben Leiden wieder durchzumachen, oder vielleicht noch viel, viel schlimmere. Denn es gibt keinen Unglücklichen, der nicht einen Gefährten findet, welcher ihn beneidet.

Wollte aber jemand vermeinen, dies unsterbliche Theil sei eine Einbildung grübelnder Köpfe, ein frommer Betrug der Phantasie, so belehrt uns die Erfahrung leider anders. Der brutalste Materialist, und wir sind nicht arm in unserer Zeit an wahren Prachtexemplaren dieser Specialität, kommt auf ein Etwas, das er der Materie innewohnende Kräfte nennt, und die nüchternsten Philosophen, woran wir leider jetzt großen Mangel haben, gelangten schließlich immer, in logischer Folge von Grund zu Grund, zu einem letzten, metaphysischen Grunde alles Daseienden. Der Gläubige endlich setzte nach demselben Kausalitätsgesetz an den Anfang der Erscheinungswelt seine Götter oder seinen Gott, je nachdem

Digitized by Google

seine Religionsanschauungen vorgeschritten waren. Namen verändern die Sache nicht; es ist immer dieselbe Thatsache, daß ein unsterblich Theil hinter aller Erscheinung steckt. Und daß dies unsterbliche Etwas an den Leiden des Lebens Theil nehmen muß, ist gewiß. Denn es ist ja der Träger, der Kern des Lebens.

Doch ist der pessimistischen Lebensanschauung der Vorwurf gemacht, sie verlange zu viel vom Leben und finde sich daher in ihren Ansprüchen enttäuscht. Daher stamme überhaupt die meiste menschliche Unzufriedenheit. Wären wir weniger anspruchsvoll, so würden wir uns nicht so vielen Enttäuschungen aussetzen. Das ist allerdings eine große Wahrheit. Wenn ich nichts vom Leben verlange, bleibt es mir auch nichts schuldig. Wenn ich mit allem zufrieden bin, bin ich nicht unzufrieden. Wenn ich mein Leid mit Freuden trage, bin ich nicht traurig. Es fragt sich aber, wie viel ich vom Leben verlangen darf, ohne unbescheiden zu sein. Das ist die dumme Frage. Und wenn ich nun mit dem Theil nicht zufrieden bin, welches meinem Nachbar vielleicht paßt, so muß ich mein Leid wieder tragen lernen. Und schließlich wollen fromme und weise Männer auch das nicht gelten lassen, daß das Leben irgend ein Versprechen halte, oder die bescheidensten Wünsche zufrieden stelle. Ja, die klugen Weltkinder behaupten, ihrer Erfahrung nach gebe es überhaupt keine Zufriedenheit in der Welt. Wenn der eine Wunsch erfüllt sei, stehe schon ein anderer vor der Thür. Ich meinerseits kann bestätigen, daß ich auch unter den dummen Menschen sehr viele unzufriedene, aber einen eigentlich recht und ganz zufriedenen niemals gefunden habe. Es ist außerdem nicht so ganz unrecht, wenn Luther in seiner Weihnachtspredigt auf die folgenden Fragen, die sich bis in's Unendliche fortsetzen lassen, nur immer eine Antwort kennt: „Wenn wir alle Freude der Welt hätten, was wäre es? Frau Unlust. Denn wenn wir das Ende aller Freude betrachten, so ist's mit einem Ende versiegelt, nämlich mit Unlust. Wenn du herrlich und in Freuden gelebt hast, was ist das Ende? Unlust. Das ist das Siegel an der weltlichen Freude; wenn

Digitized by Google

du lange gebuhlet haſt, ſo iſt das Ende Unluſt, wie Salomon ſpricht: Nach dem Lachen kommt Trauern, und nach der Freude kommt Leid; das Ende der Freude iſt Grämen. — Wenn du deine Freude lange gehabt haſt an den Gülden, ſo kommt Unluſt, wie du es ſollſt behalten. Das Ende von aller Freude auf Erden iſt Unluſt." Mit den himmliſchen Freuden aber, von denen Luther ſpricht, haben wir es hier nicht zu thun. Die peſſimiſtiſche Lebensanſchauung iſt alſo eine bibliſche und auf Erfahrung geſtützt. Wenn die katholiſche und proteſtantiſche Theologie ſie mit dem Troſte von der ſchönen Gotteswelt, die freilich gar ſchön anzuſehen, aber leider nicht immer ſchön ſelbſt zu ſein iſt, zur genießbaren, für das lebensluſtige Völkchen der Menſchen genießbaren, Lauwärme von „Gott und Teufel in der Welt" abzukühlen ſucht, ſo iſt es um ſo erfreulicher, daß endlich die Philoſophie jene Wahrheit offen und rückhaltlos ausgeſprochen hat.

Iſt man aber einmal von dieſer Wahrheit des Lebens und Leidens in der Welt überzeugt, ſo liegt es auf der Hand, daß man ſich mit Herbeiſchaffung von künſtlicher Freude beſchäftigt, die jene natürlichen Uebelſtände beſeitigt, oder wenigſtens darüber hinweghilft. In der That iſt alles das, was wir Kultur nennen, wie Religion, Philoſophie, Wiſſenſchaft und dergleichen, mit nichts anderem beſchäftigt, als den Leidensteufel aus der Welt zu bannen. Und das Leben zu verſchönen, das iſt auch die ideale Aufgabe der Kunſt. Eine andere, allgemeinhin, kennen wir nicht. Daß dies auch ihre moraliſche, ethiſche Aufgabe iſt, daran kann kein Zweifel ſein. Denn wenn es wahr iſt, was die Religion predigt, die vorgeſchrittene Philoſophie lehrt, die Dichter ſingen und ſagen, die beſten und menſchenmöglich glücklichen Männer aller Zeiten bekannt haben, daß der blinde Lebensdrang ein folgenſchwerer Irrthum iſt, ſo kann die Aufgabe aller idealen Beſtrebungen nur die ſein, dieſen Willen zum Leben auf einen anderen Weg zu führen. Die Kanzeln hallen denn auch wieder von der Weltentſagung, die Philoſophie wird nicht müde, die Erkenntniß zu berichtigen, die Wiſſenſchaft, die Köpfe aufzuhellen und die phyſiſchen Leiden zu mindern,

Digitized by Google

die Kunst, den gemeinen Sinnesgenuß in einen idealen Kunstgenuß abzuklären. Wie alle anderen Kulturzweige ist die Kunst bestrebt, den Menschen zu entthieren, und wenn wir auch noch weit vom Ziele sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß der Kulturmensch in der Kultur schon eine tiefe Kluft zwischen sich und den rohen Naturmenschen gezogen hat. Wir wollen hier nicht entscheiden, ob das Kulturkind mit moralischeren Anlagen zur Welt kommt, als das Kind des Wilden, oder ob das Wollen, der Charakter des Menschen noch immer derselbe ist wie vor Tausenden von Jahren, d. h. ob kein Fortschritt der Menschheit in ethischer Beziehung auch im Fleische und Blute Statt gefunden, ob es eine Vererbung moralischer erworbener Eigenschaften von den Eltern auf die Kinder gebe, oder ob der erworbene Charakter unvererblich sei und folglich die Menschheit noch gerade so schlecht zur Welt kommt, wie vor Tausenden von Jahren, als sie von der Sippe der Menschenaffen als Varietät Mensch sich abzweigte. Die Frage streift das metaphysische Gebiet und wird nur von da aus eine einigermaaßen befriedigende Lösung finden können. So viel steht aber fest, im Erkennen, also nach der intellectuellen Seite hin hat sich der Mensch allmählich auch physisch durch ein stärkeres Gehirn entwickelt. Der Kulturmensch kommt mit einem größeren und gewichtigeren Hirn zur Welt, als die Kinder Adam's und Eva's. Und hier, auf dem intellectuellen Gebiete, bewegt sich denn auch Alles das, was wir Kultur nennen. Daraus erklärt sich auch der Ernst, mit welchem der Mensch an der Schärfung seines Intellectes arbeitet. Dieser macht ihn allein unabhängig von seinem blinden Willensdrang, beherrscht die Leidenschaften und verleiht den menschlichen Handlungen jene Besonnenheit, wodurch sie sich so sehr vor den thierischen auszeichnen. Die Kunst aber unterstützt diese humanistisch-idealen, rein menschlichen Bestrebungen, indem sie von den thierischen Genüssen abzieht, den Sinn für das Ideale weckt und dem Menschen zeigt, daß es hier auf Erden auch eine andere, bessere Welt, als die Sinnenwelt, gibt, die Menschenwelt der Ideale. Und daß

Digitized by Google

dieſe andere Welt kein phantaſtiſcher Traum iſt, das zeigt die Befriedigung, welche die Beſchäftigung mit der Kunſt gewährt. Der Kunſtgenuß iſt nicht für Geld und Gut zu haben, er will errungen ſein, wie alle idealen Genüſſe; aber in der Arbeit wächſt der Genuß, und dieſe Arbeit hat den Vortheil, daß ſie nicht nur den Kopf aufhellt, ſondern auch das Herz warm macht. In der Welt, welche uns die Kunſt zeigt, hört Begehren und Leiden auf, und das, das Leben zu verſchönern und über die Leidenswelt hinauszuheben, iſt die Aufgabe der Kunſt. Wo mithin ein Kunſtwerk die Welt der Erſcheinung photographiſch genau abſchreibt, oder wo es gar den Beſchauer in die Welt der Sinnlichkeit hinabzuziehen ſucht, da haben wir es mit keiner Kunſt zu thun. Dieſe hat ihre eigene Sprache, langſam, vom thieriſchen Laut und dem Lallen der Wilden bis zur fügſamen Kulturſprache erſtarkt. Was ſie uns erzählt, ſind Geſchichten, die wir täglich in der Alltagswelt zu ſehen und zu hören bekommen. Aber aus dieſer Alltäglichkeit heraus erzählt ſie uns die Kunſt in ihrer, der Kunſt Sprache, und aus dem Alltäglichen wird das Ideale. Kein Gott hat den Menſchen dieſe Sprache gelehrt, ſondern er hat ſie ſich ſelbſt erworben, von dem behauenen Feuerſtein bis zu den Parthenonſculpturen eines Phidias. Freuen wir uns dieſer menſchlichen Errungenſchaft, ſo wird es keine Gotteslästerung ſein, wenn wir ſie eine göttliche nennen. Ebenſowenig wird ihr Werth herabgeſetzt, wenn wir ihre Wiege in den Kunſttrieben der Thiere nachwieſen, wenn ſie nach dem Steine griff und ihn zum Werkzeug geſtaltete, d. h. ihn vermenſchlichte, wenn ſie der Noth und dem Bedürfniſſe diente, bis ſie die erſten Linien ſchüchtern ohne Noth in den Stein zu ſchneiden wagte, die Vorſtellungsbilder des Kopfes im Bilde geſtalten lernte und mit der Menſchheit und ihren Zielen wachſend eine Kunſt wurde, die Naturwelt in eine Idealwelt zu geſtalten. So iſt ſie eine treue Gefährtin der Menſchheit geweſen, hat ihre Noth getheilt und gemildert, iſt ſchließlich auch die Schöpferin vieler Freuden, der idealen Freuden geworden. Wem dieſe Ideale zu real erſcheinen, wer die Aufgabe der Kunſt, das Leben

Digitized by Google

zu verschönen und über die Misere desselben hinauszuhelfen, zu niedrig gegriffen glaubt, dem geben wir anheim zu bedenken, daß eine bescheidene Hütte auf Erden gemeinhin den prächtigsten Luftschlössern vorzuziehen ist.

Nun könnten wir noch nach dem schließlichen Endziel der Kunst fragen, oder verallgemeinert nach demjenigen der Menschheit. Wie wir aber bei der Frage nach den ersten Anfangsgründen der Kunsttriebe zu einem unerklärlichen, weil metaphysischen Ursprung gelangten, d. h. wie wir sahen, daß die Kunstausübung und der Kunstgenuß sich nicht weiter erklären lassen, als mit dem Allgemeinen „der Mensch will instinctiv künstlerisch gestalten und hat instinctiv Freude an der Kunst", so kann auch der letzte Endzweck der Kunst, wie der der Menschheit, nur in der problematischen Sprache der Metaphysik erklärt werden, und die Antwort wird nach der jetzigen Beschaffenheit des menschlichen Intellects über die Form der Hypothese nicht hinausgelangen. Denn, wir wiederholen, der menschliche Intellect ist an die Anschauungsformen Raum, Zeit und Kausalität gebunden, oder populär gesagt: Der Mensch kennt nur eine Erfahrungswelt. Diese, mag sie fremde oder eigene Erfahrung sein, ist wahr, wenn sie einen zureichenden Grund für ihre Beglaubigung beibringen kann. Selbst den eigenen Sinnen trauen wir nur, wenn wir durch Vergleichen, wiederholte Erfahrung u. dgl. m. die Wahrheit ihrer Eindrücke außer Zweifel gestellt haben. Je wunderbarer, d. h. je weniger durch vorhergehende häufigere ähnliche Erfahrungen eine Erscheinung beglaubigt werden kann, desto größeres Mißtrauen setzt ihr der gewissenhafte Intellect entgegen. Wenn ein verständiger Mensch eine Jungfer auf dem Kirschbaume sitzen sieht, so wird er noch nicht bei aller Aehnlichkeit des Habits an die Jungfrau Maria denken. Denn das übersteigt seinen und aller verständigen Menschen Erfahrungskreis. Dagegen wird es jeder verständige Mensch glaubwürdig finden, daß es eine Stadt Rom, Paris, London gibt, wenn er auch keine derselben gesehen hat. Er weiß nach seiner eigenen Erfahrung, daß es Städte gibt, er hat ferner so viele und so glaubwürdige Zeugen gehört und ge-

Digitized by Google

lesen, daß er die Thatsache der Existenz von Rom, Paris und London nicht anzweifeln kann. Dagegen liest und hört er auch von Teufeln, Engeln, Himmel und Hölle. Aber die Berichte stimmen einmal nicht überein, kein Mensch hat des Weiteren einen Teufelsschwanz oder einen Engelsflügel gesehen, im Himmel ein Hallelujah singen oder in der Hölle ein schmorendes Heulen und Zähneklappern gehört, — was wenigstens ein Mensch berichtet, das belächeln sofort zehn andere als Sinnestäuschung oder frommen Betrug — u. dgl. m. Folglich kann der Mensch an solche Geschöpfe und Producte der Einbildungskraft nicht glauben, denn sie können keinen zureichenden Grund der Beglaubigung aufweisen in der Erfahrung. Nun ist aber die Metaphysik gleichfalls bestrebt, wie alle Religion, einen Blick über die Erfahrung hinaus in jenes Gebiet zu thun, woher alles Dasein kommt und in das alles Daseiende wieder mündet. Während aber die Religion sich in dies übernatürliche, metaphysische Gebiet auf den luftigen Flügeln der Phantasie über die Erfahrung hinausschwingt, die Erfahrung aber gänzlich unberücksichtigt läßt, — denn es muß in der Religion Teufel und Engel geben, wenn sie auch keine Menschenseele jemals glaubwürdig gesehen hat, — geht die Metaphysik von der Erfahrung, z. B. im eigenen Innern, aus, stellt ihre Hypothesen auf und sieht jetzt zu, ob die Erfahrung damit stimmt. Der Unterschied zwischen der Volksmetaphysik des Glaubens und der philosophischen Metaphysik des Wissens ist also ein großer, wenn wir auch ganz unberücksichtigt lassen, daß die Philosophie ihre Hypothesen fallen läßt ohne einen anderen Streit als den mit Worten, sobald jene mit der Erfahrung oder Wissenschaft nicht mehr stimmen, während die Religion mit Feuer und Schwert oft gegen die unzweifelhaftesten Resultate der Erfahrungswissenschaften ihre Glaubenssätze aufrecht erhält. Immer aber ist, wir wiederholen das noch einmal, das Gebiet der Metaphysik, also auch die Frage nach dem letzten Endziel der Kunst, ein problematisches, hypothetisches. Selbst die Religion läßt uns bei diesen heiklen Fragen mit einer bündigen Antwort im Stiche, um die sie doch sonst nicht leicht verlegen ist.

Digitized by Google

Nach unserer occidentalischen Religionsanschauung wird nämlich die Welt zwar ganz gewiß einmal vergehen, aber wie und was dann wird, darüber gibt die Religion nur dunkle Andeutungen. „Der Auferstehung der Todten und dem allgemeinen Weltgerichte unmittelbar vorhergehen wird der Untergang und die Erneuerung der gegenwärtigen Welt. Ueber die nähere Beschaffenheit der erneuerten Welt ist uns nichts geoffenbart worden, die heiligen Väter denken sich dieselbe paradiesisch. Auch hat Gott aus weiser Absicht das Wann des jüngsten Tages uns verborgen gehalten; denn auf die desfallsige Frage der Jünger antwortet Christus, daß dieses niemand wisse, auch die Engel des Himmels nicht, ja nicht einmal der Sohn, sondern der Vater allein." Es wird am jüngsten Tage eine neue Schöpfung entstehen, nicht bloß der Menschenleiber, sondern auch der anderen Kreaturen, durch welche „Verklärung und Wiedergeburt alle Vergänglichkeit und alles Verderben aufhört und ein neuer Himmel und eine neue Erde dargestellt wird, ohne welches wahre Seligkeit nicht möglich sein würde." So ungefähr denkt sich auch der Buddhismus sein Nirwana, sein „seliges Nichts", denn daß die andere Welt etwas anderes oder ein Nichts sein könnte, ist für unser menschliches Hirn nicht vorstellbar. Ist nämlich dies Etwas, diese Welt der Erscheinung, diese Welt unserer Vorstellung und Erfahrung vergangen, so bleibt uns nichts mehr vorzustellen und anschaulich zu denken übrig, als — Nirwana.

Das hat wohl auch Schopenhauer veranlaßt, die indische Lehre seiner Philosophie einzuweben, wie einst das Judenthum durch ebendenselben Buddhismus zum Christenthum sich umwandelte. Nur dadurch ist der Widerspruch erklärlich, in den Schopenhauer geräth, wenn er einmal den ganzen und vollen Willen zum Leben in jedem Individuum in die Erscheinung treten läßt, und anderseits eine Verneinung dieses Willens zum Leben im Individuum für möglich hält, ohne daß zugleich der ganze und volle Wille zum Leben überhaupt verneint würde. Ist jedes Individuum der volle Träger des Willens zum Leben, so ist die individuelle Ver-

Digitized by Google

neinung die Weltverneinung, d. h. zum Beispiel, geht der einzelne Mensch in's „selige Nichts" ein, so fällt mit ihm die ganze Welt der Erscheinung der Verklärung im Nirwana anheim. Herr von Hartmann stellt dagegen die Hypothese auf, daß dereinst die Menschheit im Geist und Wollen das Uebergewicht über die anderen Kreaturen erhalten könnte, und daß zugleich das Bewußtsein von der Nichtigkeit des Daseins so allgemein in der Menschheit geworden sei, um dieser Ansicht die Macht zu verleihen, aus freiem Entschlusse ihren Willen zum Leben zu verneinen und damit die ganze Welt der Erscheinung einer Verklärung und Erneuerung entgegenzuführen im „seligen Nichts".

Die philosophischen und religiösen Anschauungen finden sich also hier in dem Gedanken der schließlichen Verneinung oder Verklärung oder Erneuerung der jetzigen Erscheinungswelt zusammen, und daran mitzuarbeiten, wäre also auch die Endaufgabe der Kunst. Wir unserseits gehen von der Hypothese aus, daß sich die ganze Welt der Erscheinung, vermuthlich aus einem Urnebel, zu Weltkörpern anfangs verdichtet, die Erde sich zur Bewohnbarkeit abgekühlt, sich mit unorganischen, organischen Existenzen bevölkert, vom einfachsten Wesen sich zu immer höheren bis zur Menschheit hinauf variirend entwickelt hat, und daß die Menschheit ihren tausendjährigen Kulturproceß noch nicht vollendet hat. Aus unserer Menschenhaut, aus der Lust am Leben können wir einstweilen nicht heraus, also warten wir in Geduld der kommenden Dinge. Vielleicht springt eine intellectuell höher begabte Varietät aus der Menschheit heraus, um den Proceß der Kulturentwicklung, den Drang nach ganzer und voller Erkenntniß, zum schnelleren Abschluß zu bringen. Vielleicht aber will diese ganze und volle Erkenntniß in weiterer tausendjähriger Arbeit der Menschheit errungen sein, durch welche Arbeit schließlich der Intellect auch physisch umgewandelt genug wäre, um etwas anderes als Hypothesen auf dem Gebiete der Metaphysik aufstellen zu können. Die Endaufgabe der Kunst wäre alsdann, an dieser intellectuellen Erlösung vom Problematischen, an der moralischen Entthierung der Mensch-

Digitized by Google

heit, durch Veredelung derselben im Darstellen der idealen Welt des Kunstschönen, mitzuwirken. Die Kultur ist auch ein Willensact der Menschheit, wie wir an der Entwicklung der Kunst, der Kultur aus den natürlichen, thierischen Kunsttrieben der Menschen gesehen haben. Daß manches Ideal zur Illusion wird, ist ein Beweis, wie unfertig die ideale Welt der Menschheit noch ist. Wir sagen mit der Religion „wachet!“ aber vor allen Dingen arbeitet. Die Endaufgabe der Kultur, also auch der Kunst, ist uns, die Vergöttlichung der Natur durch Verklärung der schlechten Welt der Erscheinung in die bessere Welt der Ideale herbeizuführen. Uns ist der Mensch nicht zum Ebenbilde Gottes geschaffen, sondern er muß sich zu diesem Bilde Gottes selbst in der Kultur emporarbeiten. Das Leben in der idealen Welt macht besser, und da diese ideale Welt eine Kulturschöpfung ist, so müssen wir einen ethischen Fortschritt der Menschheit in dieser Richtung für möglich und wahrscheinlich halten. Unser Gottesbewußtsein stimmt nicht mit demjenigen der alten Griechen, noch der Türken, noch der Inder, noch der Juden, noch der Christen. Aber wir verwahren uns gegen den Vorwurf des Atheismus, so lange man den Nebenbegriff extra societatem humanam damit verbindet. Die allein selig machende Kirche schränkt ihren Satz, daß extra ecclesiam nulla salus, dahin ein, nur derjenige werde seiner Seele Seligkeit verscherzen, der mit eigener Schuld aus ihrer Gemeinschaft trete oder bleibe. Ueber unverschuldeten Irrthum solle nicht abgeurtheilt werden. Diese milde Praxis verdiente allgemeinhin geübt zu werden. Dann würde aller gehässige Streit bald aufhören. Daß irgend ein ernsthafter, denkender Mensch an seinem von der Kirche abweichenden Gottesbewußtsein Schuld trüge, wird wohl der eitelste Besitzer philosophischer, ihm eigenthümlicher Gottesanschauungen nicht behaupten. Die Schuld an diesen Anschauungen trägt seine Erfahrung und sein Intellect, der diese Erfahrung zum eigenartigen, individuellen Gottesbewußtsein verarbeitete. Ist diese Art Gott also ein Irrthum, so ist es ein unverschuldeter Irrthum, ein Irrthum des Kopfes, der Einsicht. Daß aber die Einsicht

Digitized by Google

extra ecclesiam, außerhalb der Kirche steht, kann man ihr nicht gar so sehr verargen. Auch würde es wenig nützen, ihr mit Acht und Bann zu drohen, denn vor der Einsicht schrumpft der Vorwurf des Atheismus in ein „dein Gott ist nicht mein Gott" zusammen. Da nennen die Chinesen die Christen Atheisten und die Christen ihrerseits die Chinesen, da behauptet der Jude, der Türke, der Katholik, der Lutheraner u. s. w. u. s. w. im Alleinbesitz des echten, wahren Gottesbewußtseins zu sein. Lassen wir sie. Der Gott der Einsicht wird vor naiven Grethchenfragen des Glaubens nicht bestehen können. Aber er kann sich trösten mit dem Bewußtsein, in diesem Gebiete des Problematischen eine Hypothese zu bilden, die nicht aller Erfahrung widerstreitet, wie die Götter, seine Collegen, denen Opfer und Weihrauch dargebracht werden in prächtigen Tempeln und andern sogenannten heiligen Hallen. Sollte aber jemand auf eine Antwort ohne Metaphysik bestehen, so könnten wir dieser Grethchennaivetät nur mit dem alten Glaubensbekenntniß des Doctor Faustus dienen:

„Wer darf ihn nennen,
„Und wer bekennen?! ....
„Es sagen's aller Orten
„Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
„Jedes in seiner Sprache;
„Warum nicht ich in der meinen? ....
„.... Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
„Ich habe keinen Namen
„Dafür! Gefühl ist Alles;
„Name ist Schall und Rauch,
„Umnebelnd Himmelsgluth."

Wenn man der Kunst, als Zweig der Kultur, die Vermenschlichung der rohen Naturmenschen zu Kulturmenschen einräumt — und wir hoffen den Beweis dafür geführt zu haben, — so wird das „Ebenbild Gottes" nicht so Unrecht haben, wenn es in der Pflege der Kunst auch eine Art Gottesdienst zu verrichten glaubt. Eine höhere Aufgabe wüßten wir

Digitized by Google

aber der Kunst in der That nicht zu stellen, als das Ebenbild Gottes, die Menschheit, immer reiner gestalten zu helfen.

Aus dieser allgemeinen Aufgabe ergeben sich die allgemeinen Regeln für die Kunstschöpfungen von selbst. Besondere Regeln und Gesetze ihnen vom Schreibtische aus dictiren zu wollen, wäre so anmaßend, wie nutzlos. Der Kunstfreund aber würde von solchen besonderen Regeln gleichfalls wenig Vortheil haben. Ist doch fast jede originelle Leistung auf dem Gebiete der Kunst eine Art Ausnahme von der bisherigen Regel. Der Künstler geht bei einem Meister in die Lehre, um das Handwerk zu erlernen. Hernach sieht er, was alte und neue Meister in seinem Fache geleistet haben, sucht sich auch sonst mit dem Bildungsmaterial alter und neuer Zeit, soweit seine Anlagen reichen, vertraut zu machen. So wird der Künstler zum Meister, vorausgesetzt, daß er den nöthigen Beruf zu seinem Berufe von Natur mitbringt. Der Weg des Kunstfreundes zum Kunstkenner ist kein wesentlich anderer. Sehen, vergleichen, das Auge üben und die Empfindung veredeln, den Künstlern hinter die Coulissen sehen, wo sich eine Gelegenheit bietet, das gewonnene Anschauungsmaterial historisch in Zeiten und genetisch in Schulen ordnen, so lebt sich der Mensch in die ideale Welt der Kunst ein. Sie läßt sich nicht erkaufen, wie ein modisches Kleid, gut Essen und gut Trinken, ein Roß zum Reiten, Haus und Hof und das andere irdische Gut, sondern sie will errungen und angelebt sein, wie alle idealen Schöpfungen der Menschheit. Andernfalls wird auch diese ideale Welt zur ephemeren Illusion wie die anderen Illusionen, an denen das menschliche Leben so überaus reich ist. Der Glückliche, dem es ja einmal gelingt, sich leidlich wohnlich auf dieser Erde einzurichten, sieht über Nacht den Tod auf der Schwelle, ihm die Wohnung zu kündigen. Was unentwegt in dieser Erdenwelt bleibt, ist der Wille zum Leben, der kein Schattenreich kennt. Und seine Früchte, die er zeitigt, das sind die menschlichen Idealschöpfungen der Kultur. In dieser irdischen, anderen, besseren Welt ein Knecht zu sein, ist luftigen Fürstenthronen im „Reiche der Schatten" vorzuziehen. Von der idealen Ar-

Digitized by Google

beit aber wiſſen wir, daß ihre Werke in der Welt bleiben, wenn auch die Werke ſelbſt längſt zu Staub verfallen, denn ihre Wirkungen ſind unſterblich. So genießt der unſterbliche Theil des Menſchen in der Welt die Früchte der idealen Arbeit von Jahrtauſend zu Jahrtauſend. „Corona, quae pro virtute datur, — meint Sanct Chrysostomus —, nihil habet sensibile neque in hoc saeculo nobiscum dissolvitur, sed perpetua est, immortalis, extendens se in omnia saecula.“

Zu Erde wird, was Haut und Haar, —
Ein Etwas bleibt. Was iſt, das war;
Was war, das wird.
Wer ſtrebt, der irrt; —
Doch, was dem Menſchen als Menſch gelungen,
Bleibt in der Menſchheit ihm ſelbſt errungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von Fr. Bassermann in Heidelberg.

Arthur Schopenhauer.

Beitrag

zu einer

Dogmatik der Religionslosen

von

Otto Busch.

Mit der Photographie Schopenhauer's.

11 Bogen gr. 8°. Geh. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser gibt hier in knapper, origineller und anziehender Weise eine jedem Gebildeten verständliche Darstellung der Lehren des vielgeschmähten, aber von Wenigen wirklich gekannten Philosophen. Kühn und rückhaltlos die äußersten Consequenzen aus Schopenhauer's Lehren ziehend, wird das Werk allen Denen willkommen sein, die ungeschminkte Wahrheit und deren offenes Bekenntniß lieben.

Kritik des Herzens

von

Wilhelm Busch.

Zweite Auflage.

5½ Bogen klein 8°. Cartonirt 2 Mark.

Zum ersten Mal tritt hier Wilhelm Busch nur als Dichter auf, er verzichtet darauf, in Bildern zu schreiben wie früher. — Indem er jede Falte des menschlichen Herzens prüft und jedem Zug, den er an dem närrischen Ding in unserer Brust entdeckt, ein, oft nur kurzes Gedicht widmet, muß er alle Phasen der menschlichen Gemüthsstimmungen durchlaufen, alle Saiten anschlagen, und er kommt so vom heitersten Humor, der schärfsten Kritik unserer Schwächen zum tiefsten Ernst.

Adam contra Eva.

Kurze Randbemerkungen zu den Akten

von

einem Unparteiischen.

In Bälde erscheinend, wird dies Werkchen auf 6—8 Bogen klein 8° etwa 300 Aphorismen enthalten. Dieselben behandeln die Töchter Eva's in

Digitized by Google

jedem Zug ihres manchfaltigen Wesens, in jeder Lebenslage, sowohl was sie allein betrifft, als auch in ihrem Verhältniß zum Manne und zur Gesellschaft. Die Aphorismen sind theils satirisch, theils einfach beurtheilend, theils heiter, theils ernst und beruhen auf scharfer Beobachtung während eines langen Umgangs mit den Frauen.

Das Büchlein wird, höchst elegant ausgestattet, geheftet und auch cartonirt mit Goldschnitt zum Preise von ungefähr 2 Mark ausgegeben. Es wird sich bestens zu Geschenken an Damen eignen, denn „die Frauen werden viel weniger durch den Inhalt, als durch die Form verletzt."

Ein Sommernachts-Traum

von

W. Shakespeare.

Deutsch von A. W. v. Schlegel.

Mit 24 Schattenbildern von Paul Konewka.

Dritte Auflage.

Geheftet 8 Mk., in eleg. Calico-Einband mit Goldschnitt 13 Mk. 50 Pf., in Leder 16 Mk. 50 Pf.

Diese dritte Auflage des Prachtwerkes ist von den Original-Holzstöcken in sauberster Ausführung gedruckt und auf's Eleganteste ausgestattet. Der Einband, nach einem neuen Entwurf von Herrn J. Schnorr in Stuttgart, ist auf's Reichste mit Schwarz- und Golddruck versehen und von hervorragender Schönheit. — Die allbeliebten Silhouetten Konewka's werden in solchem Prachtgewande gewiss ebenso willkommen sein, wie in ihren zwei ersten Auflagen.

Die Grundformen

der antiken classischen Baukunst

für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium

von

Dr. E. Wagner, Professor. und **G. Kachel,** Architekt.

Mit vier lithographirten Tafeln.

3 Bogen Text Lex. 8° geheftet, Preis 3 Mark.

Das kleine Werk, welches sich noch ganz besonders durch seine Wohlfeilheit empfiehlt, gibt correct und sauber gezeichnete Abbildungen der hauptsächlichsten griechischen und römischen Bauformen, theils Details, theils Ansichten ganzer Gebäude in Grundrissen und Façaden. Der Text enthält nur Namen, Zahlen und kurze Erklärungen, ist aber so vorzüglich zweckmässig abgefasst, dass eine gleich gründliche Unterweisung auf so kurzem und leichtem Wege wohl aus keinem anderen Buch genommen werden dürfte. (National-Zeitung.)

Die oben verzeichnete Schrift enthält auf 4 meisterhaft gezeichneten Tafeln und 26 Seiten Text alles Wesentliche, was — abgesehen von wissenschaftlichem Specialstudium — zu wissen nöthig ist. — Sie ist geradezu musterhaft. (Deutsche Kunst-Ztg. Beil.)

Buchdruckerei von J. Hörning in Heidelberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 104 195 3

Digitized by Google